Der Teufel in Paris.

Sitten und Gebräuche, Charactere und Portraite der Einwohner von Paris, vollständiges Gemälde ihres häuslichen, öffentlichen, politischen, künstlerischen, literarischen, industriellen Lebens ꝛc. ꝛc.

Von

Balzac, Cormenin, Alexander Dumas, L. Gozlan, J. Janin, Alphons Karr, G. Sand, Eugen Sue und Anderen.

Deutsch

von

Friedrich Wilhelm Bruckbräu.

Erster Theil.

Augsburg, 1845.
v. Jenisch und Stage'sche Buchhandlung.

Inhalt des ersten Bandes:

Seite

Der

Teufel in Paris.

Von

Balzac, Cormenin, Alex. Dumas, L. Gozlan, J. Janin, Alphons Karr, G. Sand, Eugen Sue und Anderen.

Deutsch

von

Friedrich Wilhelm Bruckbräu.

Prospectus.

Man hat über Paris viele Bücher gemacht, aber so wenig gute, daß der Verstand unschlüssig wird, sobald es sich darum handelt, eines derselben zu nennen. Dieß beweisen zwei Umstände; der erste ist: daß, wenn es einen Stoff gibt, denn man niemals völlig erschöpfen wird, sicher Paris dafür gelten darf, und der zweite: daß dieser Stoff, wie er auch sein mag, und ohne Zweifel gerade wegen seiner Ueberfülle, schwierig zu behandeln ist.

Das Buch, welches wir zur Zeit unter dem Titel: „Der Teufel in Paris", ankündigen, wurde nach einem Plane entworfen, der uns der so lebendigen und geistigregsamen Natur von Paris viel anpassender dünkt, als jener etwas eintönige, den fast alle seine Vorgänger angenommen haben.

Nicht eine Reihe einförmiger Physiologien gedenken wir unsern Lesern zu bieten, sondern ein wechselreiches, vollständiges und dramatisches Gemälde des Lebens und der Sitten des Einwohners

von Paris, einen allen Gattungen geöffneten Schauplatz, wo alle Eigenheiten des Pariserverkehres, alle Zeiten, alle Oerter, alle Erinnerungen, alle Einzelnheiten, eine Rolle oder eine Stelle erhalten werden.

Um eine so wandelbare Physiognomie zu malen, wie jene dieser immer neuen Welt, welche, wie Penelope, in der Nacht das Werk des Tages zerstört, schienen uns alle Farben der Palette, alle Formen nothwendig. Manchen Zug von Paris kann eine einzige Scene wiedergeben, manchen andern vermag nur eine in der Manier von La Bruyère geschriebene Seite auszudrücken; für diesen paßt eine Erzählung; für jenen ein Gespräch, ein Mährchen, eine Novelle; für einen andern ein Flugblatt, wohl eine Satire; für einige endlich, für viele, paßt nichts von dem allem, nichts von dem, was die Feder, selbst die gewandteste, erreichen könnte. Hier muß die Zeichnung, und die Zeichnung allein, in's Mittel treten.

Wozu die Nothwendigkeit einer Theilung der Arbeit beweisen, da der Stoff getheilt ist? Welche Encyclopädie hat nur einen einzigen Verfasser? Welches, wenn auch noch so wenig verwickelte Lustspiel, kann ein einziger Schauspieler aufführen? Welcher Einzelne könnte Paris nach allen seinen Seiten schildern? Gibt es nicht in Paris mehrere Paris: das Paris des Reichen und des Armen, des Weltmannes und des Einsamen, des Weisen und des Müßigen, das Paris des Parisers, und dann das so verschie-

dene Paris der Pariserin, des Künstlers und des Politikers? ꝛc. ꝛc. Bildet nicht jede Klasse der Gesellschaft, jedes Quartier, jede Straße, eine eigene Welt in Paris?

Man müßte sohin alles zugleich sein: Dichter, Geschichtschreiber, Philosoph, Publicist, Alterthumskenner, Physiologist, Maler, Moralist, Baumeister, Handelskundiger, Weiser, Gelehrter, ꝛc. ꝛc. oder, besser gesagt, man müßte der Teufel selbst sein, und verfügen können über den Zauberstab des Asmodeus, die Feder eines Voltaire, Addison, Sainte-Foir, Beaumarchais, Molière und noch vieler anderer, um eine solche Stadt wie Paris gründlich zu kennen und zu schildern. Auch sind wir der Meinung, daß wir schwerlich einen Titel hätten finden können, welcher bezeichnender, und unserm bestimmten Zwecke entsprechender gewesen wäre, als denjenigen, den wir unserm Buche gegeben: „Der Teufel in Paris." — Ja der Teufel selbst würde noch Hülfe brauchen.

Dank dem guten Willen der ausgezeichneten Schriftsteller, deren Mitwirkung wir uns gesichert haben; Dank der Sorgfalt, die wir auf die Frage an Jeden verwendeten: zu welchen Erzeugnissen er sein Talent für vorzugsweise geeignet erachte; hoffen wir an ein gutes Ziel zu gelangen. Gelingt es uns, zu leisten, was wir leisten wollen, so wird unser Buch jenen, welche Paris gekannt und verlassen haben, eine treue Erinnerung an ihr Pariserleben sein, den Verweilen-

den aber ein angenehmer Führer, ein bald heiterer, bald ernster, oft nützlicher Gefährte; für Alle endlich unpartheiischer Spiegel, worin sich die Dinge und Ereignisse, der Geist und die Physiognomie von Paris, in ihren genauesten Abstufungen darstellen werden.

Dennoch gibt es einen Stoff, mit dem wir uns nicht befassen werden: die Schilderung jener Wunden, deren Anblick mehr aufregend als belehrend ist; es dünkte uns immer, daß man diese Arten von Nachforschungen besondern Werken überlassen müsse.

Um mit einem Worte alles zu sagen: wir werden unser Bestes thun; wenn dieses Beste die Grämlichsten nicht befriediget, wenn dieses Beste nicht gut ist, wird die Schuld nicht an uns liegen; denn wir werden unsere ganze Sorgfalt auf die Lösung einer so schwierigen Aufgabe verwenden.

Wir würden mehr versprechen, wir würden versprechen vollkommen zu sein (dieß ist das Recht eines jeden Prospectus), wenn wir nicht fest entschlossen wären, unsere Verheißungen zu erfüllen.

Prolog.

(Die Handlung geht in der andern Welt vor.)

Wie sich's machte, daß ein Teufel nach Paris kam,

und

Wie dieses Buch folgte.

Facilis descensus Averni.
„Es ist nur gar zu leicht, in die Hölle zu kommen."
Virgile.

I.

Wessen wird man nicht überdrüssig? — Es geschah eines Tages, daß Satan, ohne Zweifel regierensmüde, einen Dreizack in der Hand, auf seinem Throne von Ebenholz sich so sehr langweilte, daß er sich um jeden Preis einen Zeitvertreib machen wollte. Dieß geht in der Hölle nicht leichter, als auf der Erde, und nachdem er tausend Mittel versucht hatte, ohne es weiter zu bringen, als zu einer noch größeren Langweile, wollte er eben anfangen, sich noch mehr zu langweilen, als ihm der Einfall kam, alle Theile seines unermeßlichen Reiches zu besuchen.

„Ein guter Gedanke, Sire," flüsterte in Satans Ohr ein Teufelchen, im Ganzen nicht viel größer als eine französische Elle, das eben ohne weiters auf die königlichen Schultern sprang; „die Langweile hat keine so langen Füße, als man glaubt, und vielleicht giebt's ein Mittel, schneller zu laufen, als sie."

Dieses Teufelchen nun, um es im Vorbeigehen zu sagen, war so etwas wie Privatsecretär, oder, wenn Sie lieber wollen, der Lieblings-Adjutant Satans, der ihn eines Tages voll guter Laune seiner Person beigegeben und zugleich Flämmchen benamset hatte. Warum Flämmchen? Ja, wenn man alles erklären wollte, käm' man mit nichts zu Ende. Alles, was wir sagen können, ist, daß Satan, der seinem Einfalle nur ein halbes Vertrauen schenkte, ihn, bestärkt durch Flämmchens Gutheißung, zuletzt vortrefflich fand, ja für den besten hielt, den er jemals gehabt habe! „Denn im Grunde," dachte er sich, „selbst wenn meine Reise keine Lustreise werden sollte, müßte ich sie, im Interesse meiner Regierung, doch unternehmen. Meine Unterthanen haben mich schon lange nicht mehr gesehen; vielleicht wird es eine gute Wirkung machen, wenn ich mich Ihnen zeige."

„Wär's auch nur, damit sie sehen," sagte Flämmchen, „daß Sie weder so alt noch so schwarz sind, wie man es ihnen wohl tagtäglich glauben macht."

II.

Satan trat also seine Reise an, aber wahrlich nicht wie der nächste beste, sondern mit einem seiner Macht würdigen Cortége bestehend aus den Prinzen, seinen Söhnen, und einer unglaublichen Menge von Teufeln und Erzteufeln, Halbteufeln und Doppelteufeln, allen Großwürdenträgern der Hölle, die ihn bei diesen Arten von königlichen Reisen gewöhnlich begleiteten.

Was Flämmchen betrifft, so versteckte er sich, nach seiner Gewohnheit, in den Mantelfalten seines Gebieters, und schlief, nach seiner weitern Gewohnheit, darin ein, da die verschiedenen Pflichten seines Amtes ihn zu keinem andern Geschäfte verbindlich machten.

III.

Daß Satan seine Langweile auf der Reise verlor, oder in welchem Theile seiner Staaten er sich wegen seines Einfalles am meisten Glück wünschen, oder ihn am meisten bereuen durfte, wissen wir nicht genau anzugeben, da zur Zeit noch Niemand eine Erdebeschreibung der Hölle gemacht hat. So viel ist gewiß, daß Satan, nachdem er in allen Richtungen jene grenzenlosen Räume durchflogen hatte, welche die Seelen der Bewohner der Welten bevölkern, die wir nicht kennen, (jene des Mondes und andere), sich gegen sein Gefolge als Teufel wendete, der von seinem Uebel noch nicht völlig genesen ist, und mit einem Tone sprach, der für

unsern Planeten eben nicht gar schmeichelhaft klang: „Man muß nichts halb thun; ich bemerke, daß wir auf dem Zuge durch unsere Staaten jenes kleine Departement vergessen haben, wohin die Seelen der Bewohner jener unansehnlichen Tochter des Chaos verwiesen sind, die man Erde nennt; besehen wir es uns so gut als möglich, setzen wir unsern Flug fort, und machen wir wieder gut, was wir vergessen haben."

„Sire," sagte eine Stimme aus dem Cortege, „die Seelen der Menschen sind sehr redselig; haben Eure Majestät noch nicht genug gehabt an feierlichen Anreden —"

„Mein Sohn," unterbrach ihn Satan, „sprecht nicht schlecht von den feierlichen Anreden; es liegt eine Macht in allen diesen Worten, und es ist gut, was es auch kosten möge!! von Zeit zu Zeit einige Worte zu jenen, die man regiert, zu sagen, oder sagen zu lassen, — nur muß man wissen, daß sie bescheiden genug sind, sich damit zu begnügen."

IV.

Satan hatte gesprochen, und seine Schwingen entfaltend, wendete er sich gegen den finstersten Punkt am Horizonte; der höllische Cortege, sich einen Weg bahnend durch die himmlischen, in die Unendlichkeit hingesäeten Körper, von denen jeder eine Welt ist, ließ bald diese Tausende von Weltgebäuden zurück, welche nur die Hand Gottes gezählt hat, und erreichte jene vom

leeren Raume bewohnten Stätten, wohin die Dichter unsere Hölle verlegt haben.

Landungsplatz.

V.

Das Vorzimmer der Hölle.

Als man in der düstern Behausung vernahm, daß der Teufel in Person sie mit seiner Gegenwart beehren wolle, versammelten sich die Ortsbehörden, und es ward beschlossen, ihn auf's Beste zu empfangen. Was nur immer an Malern und Bildhauern, Tapeten und Tapezierern zu finden war, wurde sohin aufgeboten, um einen, sonst ganz leeren Saal, zu schmücken, worin sich bei ihrer Ankunft, — der Zuweisung ihres endlichen Schicksales gewärtig, — die Seelen aufhielten, welche vom Leben zum Tode geschritten waren, und diesen Saal traf demnach, wegen des dringenden Falles, die Umwandlung in einen Thronsaal.

Einige Minuten vor der zur Sitzung bestimmten Stunde, hatte jeder der höllischen Räthe, Marschälle, Generaloffiziere, Vorstände rc., seinen Platz nach der Anweisung des als Ceremonienmeister aufgestellten Thürstehers eingenommen.

Alsbald ließ sich die Stimme des einführenden Thürstehers vernehmen, und Satan erschien inmitten einer

tiefen Stille, die plötzlich von dem Rufe: Es lebe Satan! unterbrochen wurde, erhoben, im Augenblicke, wo man sich dessen am wenigsten versah, von einigen Beamten, die augenscheinlich nicht für stumm gelten wollten.

Wir gedenken hier kein Portrait von Satan zu liefern, sondern uns nur auf die Bemerkung zu beschränken, daß er, — seit dem Tage, wo aus den Höhen der Lüfte, wie ein reissend schneller Stern — der Fürst der Luft gestürzt war, früher ein glänzendes Gestirn, selbst neben Sonnen, — sich sehr verändert, und überdieß für zweckdienlich erachtet hatte, zu dieser Feierlichkeit Gesicht und Tracht nach dem Gebote der Umstände zu wählen.

Auf der Mitte der Erhöhung angelangt, entblößte Satan einen Augenblick sein Haupt, und machte mit großer Leichtigkeit die gewöhnliche Begrüßung; nachdem er sich hierauf niedergelassen und bedeckt hatte, zog er ein kleines Papier aus seiner Tasche, in die es ihm, wie man vermuthete, einer von seinen Ministern geschoben, und die Hand auf sein Herz legend, schickte er sich eben muthig an, es zu lesen, als sich plötzlich, von außen kommend, ein Geschrei hören ließ.

„Was ist das?“ rief Satan.

VI.

Wie es sich machte, daß Satan seine Rede nicht lesen konnte.

„Sire," sagte zitternd ein Anführer der Thürsteher, „der Saal, worin Sie sich befinden, ist derjenige, in welchem täglich die Seelen, so wie sie von da oben ankommen, von dem Ungemach der Witterung Schutz suchen, und hinter dieser Thüre hält eine Ladung neuer Ankömmlinge, denen vielleicht die Geduld ausgeht. Wenn Sie es genehmigen, wollen wir sie bitten, uns in Ruhe zu lassen, oder sie davon jagen."

„Keineswegs," erwiederte Satan, der sogleich, mit einer Miene unzweideutiger Zufriedenheit, seine Rede wieder in die Tasche steckte, aus der er sie gezogen hatte; „keineswegs, ich hatte Euch durchaus nichs Neues zu sagen, außer daß alles fortfährt, in der Besten aller möglichen Höllen auf's Beste zu gehen, was Ihr so gut wisset, wie ich; wenn Ihr also damit einverstanden seid, so wollen wir die Sitzung aufheben, und diese guten Leute eintreten lassen, weil sie es so nöthig haben. Der erste Schritt der Bewohner der Erde in unser Land, von dem sie sich, wie es scheint, einen wunderlichen Begriff machen, ist manchmal sehr ergötzlich, und, unter uns gesagt, die Hölle ist ein zu wenig unterhaltender Ort, als daß man es vernachläßigen sollte, sich darin zu zerstreuen; übrigens," fügte er mit

einiger Wichtigkeit bei, „ist es schon lange, daß wir keine Nachrichten mehr von der Erde erhalten haben, und es käme uns nicht ungelegen, zu erfahren, was dort vorgeht.“

VII.

Eine Ladung Seelen.

Plötzlich stoben durcheinander, vom Geiste geführt, der sie seit ihrer Abreise von der Erde begleitet hatte, und zusammengedrängt, wie vom Sturmwinde gejagte Blätter, Seelen von jedem Alter, von jedem Geschlechte und von jedem Range herein, und es war ihrer eine so große Zahl, daß es kaum begreiflich gewesen wäre, wie der Saal sie zu fassen vermöge, hätte man nicht gewußt, daß sie nur Schattengebilde wären.

VIII.

Die Einen huschten weinend herein, Andere lachend; aber die Meisten schienen von dem Ereignisse, welches sie von einer Welt in die andere geschleudert hatte, so ausschließlich ergriffen, daß Einige sogar Satans Anwesenheit nicht gewahrten.

„Zum Henker!“ rief mit mürrischem Tone eine sehr fette Seele, „es ist der Mühe werth, zu sterben und begraben zu werden, und da oben sein Bestes zurückgelassen zu haben, das heißt seinen Leib und seinen Appetit, um sich hier lebendig wieder zu sehen, als ob nichts geschehen wäre.“

„Was!" sagte ein Türke, der mit einem Kuhschweife in der Hand ankam, „keine Houris! Beim Allah! wo sind denn die Houris?"

„Nicht Eine, erlauchter Pascha, nicht eine einzige," erwiederte ein alter Teufel dem verblüfften Türken.

„Wie konnte es mir aber auch einfallen," sagte der Türke, „in Europa zu sterben! In der Hölle meines Landes wär' es nicht so gegangen."

„Die schöne Beerdigung!" seufzte ein wackerer Bürger, seine Nachbarn mit einer Gönnermiene messend.

„Von welcher Beerdigung sprechen Sie?" fragte ihn Flämmchen, der eben erwachte.

„Nun, von welcher soll ich denn sprechen," antwortete der Schatten, sich die Hände mit einiger Selbstgenügsamkeit reibend, „wenn nicht von der meinigen? — eine gesungene Messe, silberne Leuchter, tausend Wachskerzen, die ganze Kirche schwarz ausgeschlagen; Wägen, freilich leere, aber ihrer so viele, daß man sie kaum zählen konnte; alle Glocken in Schwung, ein prächtiges Trauergerüst, zwei oder drei Reden an meinem Grabe, die, dessen bin ich gewiß, durch die Zeitungen verbreitet werden, und zuletzt eine Ruhestätte auf dem Kirchhofe Père-Lachaise, ein wahres kleines Landhaus, geschmückt mit einer Säule von weißem Marmor, auf welcher sich eine schwarze Urne erhebt, mit der eigens verfertigten Grabschrift: „Hier liegt ***, Wähler und wählbar." — Welcher Ruhm! Welcher Triumph! Welcher Dampf! Welche Beerdigung!"

„Mein Drama sollte gegeben werden,“ sagte der Eine.

„Und mein Buch gedruckt!“ äußerte ein Anderer.

„Mitten im Carneval sterben!“ jammerte ein wunderlich aufgeputzter Schatten.

Und Jener: „Meine Grundstücke, meine Güter, meine Schätze, meine Häuser, meine Dienerschaft, meine Pferde, meine Hunde!“

Einer darunter war einfältig genug, auszurufen: „O meine Maitresse!“

„Wie wird es ihnen gehen ohne mich?“ sagte ein Minister.

„Ich habe dreißigtausend Franken in meinem Strohsacke vergessen!“ schrie der Schatten eines Bettlers.

„Schreiet nur,“ sagte eine Seele, die sich in ihr Leichentuch hüllte, „schreiet nur! Ihr würdet nicht so schreien, hättet ihr, wie ich, da oben nichts zurückgelassen, als das Elend! In meinem ganzen Leben war ich nie so gut gekleidet, als an dem Tage, da man mir dieses Leichentuch gab.“

„O ungerechtes Schicksal!“ murrte ein Greis, „ich war kaum neunzig Jahre alt, und mein Nachbar, der schon fünfundneunzig zählte, blieb zurück, während ich hier bin.“

„Alle Weiber sind untreu,“ sagte ein alter Ehemann.

„Ach leider, nein!“ erwiederte ein anderer — von seiner Ehehälfte gefolgt!!!

„Die Männer sind Verräther — wir alle sind vor Aerger gestorben, ɿc. ɿc.“

Diese Worte, welche man nur verworren verstand, wurden von einem Haufen Weiber zugleich ausgestoßen, unter Jammer und Schluchzen; an Thränen, das läßt sich denken, fehlte es auch nicht, die bis zu den Füßen Satans rannen; die Beherztesten und Verweintesten dieser schönen Opfer hatten sich herangedrängt, um zu versuchen, ihren Richter zu gewinnen, und zum Mitleiden mit ihrem Schicksale zu rühren.

„Gerechtigkeit!" schrieen sie; „weil die Männer nicht auf Erden bestraft wurden, so bestrafen Sie dieselben, gnädigster Herr, und rächen Sie uns!"

Satan, von der Erinnerung an Eva nachsichtiger gestimmt, befahl, um ihrer Bitte zu entsprechen, daß diese Unterdrückten die ganze Ewigkeit hindurch von ihren Tyrannen getrennt werden sollten. Nun erschollen aber so allgemeine Verwünschungen, daß man kaum mehr sein eigenes Wort hören konnte.

„Das Rettungsmittel ist schlimmer als das Uebel," sagten sie.

„Was zum Teufel wollt Ihr denn?" schrie Satan ganz außer sich; „ich bringe Eure Tugend in Sicherheit, Ihr werdet nicht mehr betrogen, und doch seid Ihr nicht zufrieden?"

Aber von einer andern Seite her wehklagte: „Ach, ach! wer wird meine lieben Kinder ernähren?" ein Schatten, der vergeblich zu entrinnen sich bemühte.

„Wer wird ihr süßes Lächeln mir wiedergeben?" sagte ein anderer.

Zwei kleine Zwillingsseelen, solchen ähnlich, deren Züge die Maler ihren Engeln borgen, erschienen sodann, gleichsam spielend; aber kaum waren sie eingetreten, als Beide mit gleichzeitiger Regung umschauten, und weinend fragten: „Ist denn unsere Mutter nicht gekommen?“

„Liebe Kinder,“ tröstete sie Flämmchen gerührt mit leiser Stimme; „habt nur Geduld, sie wird bald kommen.“

Dann kamen junge, weiß gekleidete Jungfrauen; dann einige junge Frauen, den Myrthenkranz noch in den Locken tragend. „Der Tod, der abscheuliche Tod hat uns getrennt!“ riefen sie.

„Gott hört Euch,“ sagte zu dieser trostlosen Schaar der Geist, ihr Führer zu dieser Stätte; „Sterben ist nichts; Hoffnung Alles.“

Da nahten sich ein junger Mann und eine junge Frau, vom Tode zu gleicher Zeit getroffen, Beide schön und bleich, wie die Morgensterne, in zärtlichster Umschlingung. „Ich folgte Dir bis hieher,“ sagte der liebende junge Mann zu seiner geliebten Gattin; „kommt dann später auch Deine Mutter, so wird sie Deine Hand wieder dort finden, wohin sie sie gelegt hatte, in der meinigen.“

„Und sie wird wissen,“ erwiederte die junge Frau, „daß ich nie ein anderes Loos gewünscht habe.“

Die Andern stießen so klägliche Jammertöne aus, und der Ausdruck ihres Schmerzes war so ganz ohne

Zusammenhang, daß man den Sinn davon nicht verstehen konnte.

„Ruhig!“ schrie der Thürsteher.

IX.

„Was giebt's denn Neues da oben?“ sagte zu einem Schatten, dessen düstere Haltung ihn befremdete, Satan, der einige Zeit nur auf Kopfbewegungen sich beschränkt hatte, je nachdem das, was er gesehen oder nicht gesehen, seine Neugierde erregte, „und was soll dieses finstere Gesicht bedeuten?“

„Was es da oben Neues giebt, ist geeignet, Dir zu gefallen,“ antwortete der Gefragte; „die Lüge, die Dummheit und der Geiz streiten sich um die Welt; die braven Leute wissen nicht, was sie mit ihrer Bravheit thun sollen; der Eigennutz hat Alle ergriffen; wo die Mittelmäßigkeit genügt, zieht sich das Verdienst zurück; die Gleichgültigkeit in der Politik, das heißt das Aufgeben des Vaterlandes, wird gepriesen, vorgepredigt, belohnt, anbefohlen; die Worte Ehre und Tugend tönen vielleicht noch von einigen Lippen; aber nur Geduld! sie werden bald sonst nirgend mehr zu finden sein, als — in den Wörterbüchern! und wahrlich, was kann man Besseres thun, als sterben, und den Nachkommen bessere Zeiten wünschen.“

„In der That,“ sagte Satan, „Du hast recht, Freund, das sind gute Neuigkeiten.“

„Dieser Schatten irrt sich; wir leben unter einem friedliebenden Fürsten," sagte ein anderer, „und dieß ist die Quelle alles Guten. Wenn man ihn auch noch schmäht, so schlägt man sich doch nicht; die Künste blühen nach Muße; der Wohlstand des Landes nimmt täglich zu, die öffentlichen Aemter werden dem Würdigsten verliehen; der Neffe wird von seinem Onkel untergebracht; jede Arbeit findet ihren Lohn; jedes Ding hat seinen bekannten, voraus bestimmten Preis; alles erwirbt sich etwas, alles macht sich bezahlt; die Gegenwart ist von Silber, die Zukunft von Gold."

„Sehr gut," rief Satan mit freudiger Stimme; „wünschest Du jemals eine Anstellung in der Hölle, so sag mir's nur; die Stellen, welche Du da oben verloren hast, sollst Du hier wieder finden."

Dann fragte er einen Dritten: „Und Du, was hast Du mir zu sagen?"

„Nichts, wahrhaftig, von allem, was diese Herren Ihnen gesagt haben," antwortete dieser mit geckenhafter Haltung. „Was man da oben treibt? Was kann man dort anderes treiben, als trinken, essen, zu Mittag und Abend speisen, rauchen und schlafen; auf die Jagd gehen, in Gesellschaft, oder sonst wohin; Pferde kaufen und wiederverkaufen; wetten, spielen, und verliebt seyn, so lange man Geld hat; zuletzt Gesundheit und Vermögen zu Grunde richten, dann Abschied nehmen von seinen Gläubigern, indem man als ganzes Vermächtniß den Erben, die man hat, wenn man welche hat, das

Andenken an ein so schönes und so nützliches Leben zurückläßt?"

„Vortrefflich," sagte Satan, „das ist ein interessanter Bursche! Wie betitelt man Dich, mein kleiner Freund? Waren Sie Herzog oder Pair, oder nur der Sohn eines bürgerlichen Emporkömmlings?"

„Mein Herr," antwortete der Schatten, „ich war reich, und mein Wappen ein Thaler."

„Woher diese verstörte Miene?" fragte Satan noch einen Vierten.

„Einst," erwiederte dieser, „ließ ich meine Bücher liegen, meine lieben Bücher! — Man schlug sich auf den Strassen; die Erinnerung an Vergangenes, die Lehren der Geschichte, und ich weiß nicht, welch ein unglückseliges Gelüsten Gutes zu thun, trieben mich mitten unter die Kämpfenden! — Es lebe die Freiheit! schrie ich. — Dieß war ein Verbrechen; man warf mich in den Kerker; ich verlor den Verstand, — und hier bin ich nun."

„Ah ja," sagte Flämmchen, „Freiheit oder Tod. Dein Antheil war der Tod; worüber beklagst Du Dich also?"

„Geh mir doch," bemerkte ein Diener der Hölle, „man stirbt nicht im Kerker; wer wird Dir's glauben?"

„Dein Blut ist nicht geflossen, und du machst auf Mitleiden Anspruch," sagte eine dritte Stimme; „der Tod hat Dir Deine Thorheit gelassen."

„Warum machtest Du es nicht, wie dieser schöne

Junge?“ rief Satan wohlgelaunt; „man hätte Dich gewähren lassen.“

X.

„Unstreitig,“ sagte der entmuthigte König des Reiches der Schatten, „haben die Gestorbenen weder Geist noch Frohsinn mehr; noch einige von diesem Schlage da, und wir werden unsere Langweile bereuen!“ Und schon machte er Miene, nach seiner Tasche greifend, aus dieser seine Rede zu ziehen, als der Anblick eines Schattens, den er bisher noch nicht bemerkte, gerade recht kam, ihm einige Hoffnung einzuflößen.“

XI.

„Ei Freund,“ rief er einem kleinen Greise zu, der mit einem langen Rocke und einer schmalgekrämpten Filzmütze angethan war, und dessen forschender Blick über die Versammlung hinschweifte, „was betrachtet Ihr denn so?“

„Ich betrachte alles,“ versetzte der Mann, welchen Satan gefragt hatte, „und mich führt keine andere Sehnsucht hierher, als jene, endlich einmal alles betrachten zu können.“

„Antworte uns alsbald,“ befahl Satan, „betrachten kannst Du hernach. Was triebst Du auf der Erde?“

„Ich hatte die Ehre, daselbst Philosophie zu treiben,“ antwortete der Schatten.

„Bah," sagte Satan, „Du ein Philosoph!"

„Mein Gott, ja!" erwiederte der Schatten verlegen.

XII.

Der Schatten eines Professors der Philosophie.

Als er jedoch Satan geneigt sah, ihn sprechen zu lassen, sagte er: „So wie Sie mich sehen, habe ich meine Nächte und Tage dazu verwendet, der Wissenschaft abzufragen, was das Leben und der Tod sey, was wir zuvor waren, und was darnach mit uns geschehen wird."

„Und was denkst Du davon?" fragte Satan wieder.

„Wahrlich, antwortete der Schatten, den Kopf schüttelnd, „hier ist's, wo man offenherzig seyn muß, oder niemals; ich muß demnach gestehen, daß ich fast nur lauter verwirrtes Zeug vernommen habe. Die meisten Philosophen begnügen sich, Begriffsbestimmungen zu geben, was doch nicht gleichbedeutend ist mit Erklärungen.

„Ich will weder von Democrit sprechen, noch von Heraclit, weder von Pythagoras, noch von Aristoteles, oder von Plato, nach deren Aussprüchen der Mensch nach seinem Tode wieder ein rundes oder gekrümmtes Atom von Wasser oder Feuer wird, eine Monade oder untheilbare Einheit, oder wohl auch eine Idee, — weder von den Sophisten, nach welchen man nicht weiß, ob man existirt, noch von jenen, welche behaupten, daß wir weder endlich noch unendlich sind, noch auch von

jenen, die vorgeben, daß man kugelförmig wird; — sondern ich will von neueren Systemen sprechen. — Ein neues System hat immer einen Vortheil vor einem alten Systeme voraus, den Vortheil nämlich, ohne selbst gut zu seyn, das Nichtstaugen des von ihm verdrängten Systemes beweisen zu können, — so lange bis ihm das nämliche Loos zu Theil wird."

„Nach den neuen Eklektikern existirt man nur für Andere; die Seele hat kein Wissen von ihrem Seyn, und man muß gestehen, daß es sich nicht der Mühe lohnt, das innere Auge entdeckt zu haben, um so dunkle Schlüsse zu machen."

„Nach den Pantheisten —"

„Genug," sagte Satan.

„Nach den Idealisten," fuhr der Philosoph fort —

„Genug, genug," wiederholte Satan.

„Nach Kant —"

„Genug, sag' ich Euch!" rief Satan.

„Nach Maupertius," fuhr der Weise etwas betrübt fort, „muß man, um unsterblich zu werden, mit Baumharz hermetisch verklebt seyn."

„Sehr gut!" sagte Flämmchen.

„Nach Swedenborg — doch, was diesen betrifft, so hab' ich nichts davon verstanden, obgleich er mir außerordentlich gefiel." —

„Bei meinen Hörnern!" schrie Satan, dessen Ungeduld zu steigen begann, „genug von Philosophie, ich bitte Euch; wir sind hier in keiner Schule; Eure alten

und Eure neuen Systeme sehen gar nicht darnach aus, sich geltend zu machen."

„Dennoch ist's so, daß aus allen diesen Irrthümern die Wahrheit sich zusammensetzt," sagte der Philosoph; „doch ich werde Eurer Majestät gehorchen." Dann fuhr er in seiner Rede fort:

„Nach der Meinung der Verliebten ruht man ewig an dem Eingange eines Lichtgefildes, dahin gelangt auf einem bleichen Strahle des Mondes, unter einem Baume, auf dem eine Nachtigall singt, die man nicht sieht, unfern eines klaren Baches, und man erwartet seine Geliebte, — die niemals zu kommen säumt."

„Nach den Melancholischen liest man ewig Grabschriften."

„Nach den Bürgern kehrt man in den Schooß der Natur zurück. Was ist der Schooß der Natur?"

„Nach einer großen Zahl wird man wieder, was man vor der Geburt war, das heißt: eine Charade, ein Räthsel."

„Nach Andern endlich, nach jenen, welche bisweilen die Oper besuchen, ist die Hölle ein Ort voller Treppen, auf denen Legionen von Teufeln und sehr gewandten Sünderinnen, unaufhörlich auf und absteigen."

„Nach —"

„Nach! Nach!" sagte Satan erbost; „muß denn alles, was Ihr wißt, mit diesem leidigen Worte beginnen? Zum Teufel! mein Lieber, ändert doch Eure Formel, oder schweiget!"

„Ich wußte noch etwas von der griechischen und römischen Mythologie," sagte der arme eingeschüchterte Weise. „Ich kannte den Namen nach Pluto und Proserpina; aber die Wahrheit zu sagen, ich hegte nicht viel Hoffnung, sie hier zu finden, und ich würde mich nicht beklagen, wenn ich sie nicht treffen sollte."

„Von den fünf Flüssen der heidnischen Hölle, dem Styx, Cocytus, Acheron, Phlegeton und Lethe, vermisse ich nur den letzten, wenn es übrigens wahr ist, daß ein Glas Wasser aus ihm mich alles dessen hätte entbürden können, womit ich mein Gedächtniß so unnütz beladen habe. Es thut mir nicht leid, Aeakus, Minas und Rhadamantus hier nur gemalt zu finden; sie schienen mir ganz geeignet, die Mauern zu zieren. Clotho, Lachesis und Alecto betreffend, so hätte ich keinen Strohhalm für den Lebensfadenspinnrocken jener, und für die Scheere dieser gegeben.

Hinsichtlich des Cerberus, dieses Hundes mit drei Rachen, gesteh' ich, daß ich ihn, um zu glauben, daß er jemals gelebt, hier gerne gesehen hätte, — wenn auch nur ausgestopft.

„Nach den Hindu hätte ich, vor meiner Ankunft, eines Fläschchens Amrita mich bedienen sollen, dieser Ambrosia, welche Unsterblichkeit verleiht, und wovon eine Niederlage im Monde ist.

„Auch hätte ich glauben können, daß es im Paradiese sechs hundert Millionen Nymphen oder Ampsaras gebe, eine reizender als die andere, ohne den Baum

Paridjata zu vergessen, dessen Blüthen einen Wohlgeruch vom Zenith bis zum Nadir verbreiten.

„Ich hätte Eure Majestät von grüner Farbe zu sehen gehofft, angethan mit rothen Kleidern, auf einem Büffel reitend, mit eingepfählten Zähnen im Munde, um die ganze Welt zu erschrecken.

„Sie hätten einen Gerichtsschreiber gehabt, Namens Thohitraponpta, und ich würde den Weg, der mich von diesem Reiche trennte, die Uhr in der Hand, in vier Stunden vierzig Minuten zurückgelegt haben.

„Schlangen in unglaublicher Menge wären hier herumgekrochen.

„Von den Herren, die eben angekommen sind, wie ich, hätte man die Einen in die Arme eines flammenden Weibes geworfen, und die Andern gezwungen, Kugeln von glühendem Eisen zu schlucken; jene wären in Gruben voll nagender Insekten geschleudert, und diese da mit einem ungeheuer weiten Bauche, und mit einem Munde so klein wie ein Nadelöhr begabt worden."

„Fahr fort," sagte der Teufel, mit einer den Redner ermuthigenden Gebärde, dem eine solche Ehre noch nie wiederfahren war; „es ist mir nicht unlieb, zu hören, was man in Eurem kleinen Planeten von mir spricht."

„Großer Fürst," erwiederte der Schatten mit Begeisterung, „bei den scandinavischen Völkern, — doch die Scandinavier wissen nicht, was sie sagen, — hat

die Hölle den Ruf eines Ortes der vollständigsten Finsterniß, regiert von einer Göttin (Hela), deren Palast Elend heißt; das Bett — Schmerz; die Tafel — Hunger.“

„Wollte man ihnen hierin glauben, so flögen jeden Morgen zwei Raben vom Himmel weg, und kehrten jeden Abend zurück, um Odin zu erzählen, was sie auf der Welt gesehen und gehört haben.“

„In China hat Ti-Kang, der Gott des Reiches der Schatten, gleich einem constitutionellen Könige, acht Minister und fünf Richter unter seinen Befehlen. — Die Verbrecher werden in große Kessel mit siedendem Oele geworfen, in Stücke geschnitten, entzweigesägt, von kriechendem Gewürme und Hunden verzehrt, geröstet, und an einem kleinen Feuer geschmort. — Dagegen sind zwei Brücken dort, die eine von Gold, die andere von Silber, beide sehr schmal, die zur Glückseligkeit führen.

„Mahomet lehrte mich nur, daß in der Hölle ein Baum steht, der Baum Zacoum, dessen Früchte Teufelsköpfe sind; ich habe auch aus dem Coran ersehen, warum alle Hähne jeden Morgen zur nämlichen Stunde krähen, und warum auch — — Doch dieß ist übergenug, um Sie zu überzeugen, daß es inmitten dieser verschiedenen Nachrichten schwierig ist, eine Wahl zu treffen.

„Nachdem ich alles genau erforscht und erwogen hatte, ohne zu irgend einer Schlußfolgerung gelangen

zu können, stieg mir eines schönen Tages ein Gedanke auf, der mir lichtvoll schien, und es vielleicht seyn konnte. Alsbald verbrannte ich meine Bücher und die Stücke Papier von allen Sorten, die um mich herum aufgehäuft lagen, und sagte: „Es ist, bei Gott, zum „Erstaunen, daß ich nicht früher daran dachte, und daß „sich, vor mir, Niemand davon träumen ließ! Diese „Wahrheit, welche ich Thor in meinen Büchern und in „allen Höhlen meines Gehirnes suchte, — die alle Leute, „ja selbst die Kinder wissen, daß sie im Grunde eines „Brunnens ist, — ohne Zweifel, weil sie die Menschen „dort hineingeworfen haben; — ich will sie dort su„chen!“ — Hierauf zog ich meinen Schlafrock an, und steckte den Kopf in unsern Hausbrunnen.“

„Ich fand dort den Tod, welcher vielleicht die Wahrheit ist, die ich suchte.“

„Doch ich schließe,“ fügte er bei, „denn ich ersehe aus der ruhigen und überlegenen Haltung dieser erlauchten Versammlung, daß an meiner Rede nichts gefehlt hat, und mein Erfolg ein vollständiger ist.“

XIII.

„Der Henker hole den Schwätzer!“ sagte Satan, indem ihm eine Gebärde der Freude entschlüpfte, als der Schatten zu sprechen aufgehört hatte. Aber damit war's noch nicht abgethan, und was er auch thun wollte, er mußte einen neuen Schatten anhören, der während der Rede des armen Professors bis auf die Stufen der

Erhöhung sich vorgedrängt, und die ganze Rede hindurch Zeichen des lebhaftesten Unwillens gegeben hatte.

„Sire," sagte dieser Schatten, „beurtheilen Sie weder die Philosophen, noch die Philosophie nach den Aeußerungen dieses einfältigen Alten, der niemals klar gewußt hat, was Philosophiren sagen wolle. Wenn dort oben noch einige ehrliche Seelen, auf den unfruchtbaren Feldern der Wissenschaft, der Weisheit nachlaufen, so haben sie keine andern Zuhörer, als den Pöbel; aber die wahren Jünger der Philosophie haben ihr Sendungsgeschäft besser aufgefaßt, und weder in Büchern, noch in Haufen von Noten, und noch weniger auf dem Grunde der Brunnen, die Wahrheit gesucht, aber wohl auf den Stufen der Thronen, wohin die Volksleidenschaften sie unerbittlich verbannt hatten; muthige Anhänger constituirter Regierungen, haben die besiegten Partheien empfunden, was ihr Zorn wiegt, und die Könige selbst — zu ihrem Nachtheile — erfahren, daß, wenn sie der Macht dienten, dieß aus Liebe für die Macht selbst, und nicht aus einer thörichten Neigung für den Machthaber geschah; die Philosophen —"

„Die Philosophen!" — rief Satan; „an Philosophen und Philosophie hab' ich genug bis an den Hals hinauf; wenn aus dem, was Ihr Alle mir vorgeschwätzt habt, irgend etwas sich ergiebt, so ist's die Gewißheit, daß nichts auf der Welt Euch zufrieden stellen könnte, und das Chaos sich in das menschliche Gehirn geflüchtet hat. Nun denn," sagte er, indem er

sich, äußerst verdrüßlich darüber, nicht mehr an eine einzelne, sondern an alle, in einer Ecke des Saales geschaarten Seelen wendete: „welche von Euch will meine Frage vernünftig beantworten?“

Aber die Frage war noch kaum gestellt, als sich ein großer Lärm unter den Seelen erhob, und da jede in ihrem Dünkel sich vermaß, sie am besten beantworten zu können, mußte man Gewalt anwenden, um die Ruhe wieder herzustellen.

„Wie konnte mir's auch nur einfallen,“ fuhr Satan fort, „etwas, Euch betreffend, sey's auch was immer, von Euch selbst zu erfahren!“

Dann wendete er sich an den Führer der Ladung: „Nun, aus welchem Theile der Erde kommen denn alle diese Leute da?“

„Aus Paris,“ antwortete der Führer.

„Aus Paris!“ rief Satan; „wie? der Türke auch?“

„Auch der Türke,“ versetzte der Führer. „Es giebt von allem in Paris.“

„Potz tausend!“ entgegnete Satan, „nun muß ich hiewegen ins Reine kommen. Schon lange genug wünschte ich zu wissen, was denn dieses Paris sey, um nicht auf der Stelle meinen Gelüsten zu genügen. Wie Schade,“ sagte er, „daß ich nicht meine Staaten, und insbesondere meine Unterthanen, dahin versetzen kann!“

Und gegen sein Gefolge sich wendend, gewahrte er Flämmchen, der, ohne Satans Bewegung vorauszusehen, so eben übermäßig gähnte.

„Du gähneſt,“ ſagte Satan zu ihm, „alſo langweileſt Du Dich, und wenn Du Dich alſo langweileſt, ſo könnte Dir eine kleine Reiſe ſehr zuträglich ſeyn. Es handelt ſich von einer augenblicklichen Reiſe nach Paris; derlei Unternehmungen ſind nicht ohne Vorgänge. Du wirſt Dich daſelbſt, in einer Dir beliebigen Geſtalt, als mein Correſpondent und Geſandter aufhalten, und Sorge tragen, wenn Dir an meiner Gewogenheit gelegen iſt, mir wochentlich Neuigkeiten von dort zu ſchreiben. Ich verlange alles von Dir zu erfahren, was ſich daſelbſt ereignet, und daß man hier aus Deinen Noten, ſind ſie einmal eingetroffen, von Paris alles wiſſe, was gut iſt, alles was, teufelmäßig zu ſprechen, davon zu wiſſen möglich iſt.

„Und nun empfange hier meine Vollmachten; reiſe und ſey pünktlich!“

„Sire, verfügen Sie über mich,“ erwiederte Flämmchen, den der Gedanke an dieſe Reiſe vollſtändig aufgeweckt hatte.

XIV.

Satan entblößte ſodann ſein Haupt, und ſagte:

„Meine Herren Teufel, die Sitzung iſt aufgehoben!“

„Sire, und die Thronrede?“ rief hierauf die ganze Verſammlung.

„Meine Freunde, meine guten Freunde, meine lieben Freunde,“ ſagte Satan, den Umſtehenden mit einer Bewegung dankend; „Thronreden, wie dieſe, welche ich

Euch so eben vortragen wollte, veralten nicht; diese hier wird demnach nicht verloren seyn für Euch, und mit Eurer Erlaubniß werde ich sie für meinen nächsten Besuch aufheben."

„Es lebe Satan!" rief dann die ganze Versammlung mit Begeisterung, — als hätten jene Worte alle Ohren mit Zauberklängen erfüllt.

Hierauf verließ der Cortége den Saal, alle Dinge nahmen in der Hölle wieder ihren gewöhnlichen Gang, und die unermeßliche Tabaksdose, worin alle diese Dinge spazierten — klappte zu.

XV.

Wie dieses Buch folgte.

Wir wären sehr verlegen, müßten wir erzählen, auf welche Art Flämmchen nach Paris kam, ob zu Fuß oder zu Pferd, oder auf höllischen Besenstielen; ob er die düstern Stätten auf jenem langen Haare Satans verließ, welches, nach Dante, der einzige Weg ist, den man nehmen kann, um daraus zu entrinnen, oder ob er plötzlich erschien, wie Samiel, unter Donner und Blitz, oder endlich ob er aus der Tiefe lediglich kraft des Willens seines Gebieters auftauchte, und vermittelst einer jener Treppen, welche nicht zu benützen man sehr Unrecht hätte, wenn man ihrer bedarf.

Aber Thatsache ist es, daß man ihn eines schönen Morgens mit melancholischem Gesichte eine Cigarette auf jenem Theile des Boulevard des Italiens rauchen

sah, welcher der erste Ort der Welt ist, und sich von der Straße Mont-Blanc bis zur Straße Lepelletier erstreckt.

Es geschah jedoch nicht ohne Grund, daß Satans Gesandter rauchte und melancholisch war.

Nicht daß er die Hölle vermißte, und was er darin zurückgelassen; denn der erste Blick schon hatte ihn überzeugt, daß — wie angenehm er es auch bisher gefunden, ein Teufel von einigem Werthe, mit Hörnern versehen, und Satans Liebling zu seyn, — ein wenig Luft und Freiheit dieß wohl ersetzen konnten; auch hatte er die ersten Tage nach seiner Ankunft im vollen Eifer eines angehenden Diplomaten dazu verwendet, überall herum zu gehen, und als Teufel, welcher wohl weiß, wozu er sich erboten hat, Noten auf Noten zu häufen.

Wir dürfen sogar gestehen, daß er mit einer Art von Vergnügen sein anderweltliches Gesicht mit einem menschlichen Gesichte vertauschte, und unter gefirnißten Stiefeln seine Klauenfüße versteckte.

Und gewiß Niemand, wenn nicht vielleicht Satan selbst, hätte in dieser neuen Form eines Pariser-Dandy das Teufelchen wieder erkannt, von dem wir im Laufe dieser Erzählung einige Worte gesprochen haben.

Aber Flämmchen, wie alle höllischen Geister, die vor ihm unsern Erdball besucht hatten, konnte dem Geschicke nicht entgehen, mit unsern Gesichtszügen und Kleidern, zugleich auch einen Theil unserer Schwäche

anzunehmen. Der Beweis liegt darin, daß er bei der ersten Gelegenheit, uneingedenk des Unvereinbaren eines zärtlichen Gefühles mit dem Ernste seiner diplomatischen Geschäfte, — verliebt geworden ist!

Daher kam es, daß er an dem Tage, wo er die Feder ergreifen mußte, um Satan sein erstes Bulletin zu senden, nach vergeblichem Durchstöbern seiner Noten und Erinnerungen, aus seinem Dintenfaße nichts schöpfen konnte, als — einen Liebesbrief.

Da es der Liebe eigen ist, alles auszuschließen, was nicht sie selbst ist, so hatte er in diesem Damenreichen Paris nur eine einzige gesehen.

Ein zweiter Versuch hatte keinen andern Erfolg, als einen zweiten Liebesbrief.

„Pardieu!" sagte Flämmchen, „kann ich denn nicht meinem Gebieter und meiner Gebieterin zugleich genügen? Kann das, was ich Satan zu sagen hätte, nicht ein Anderer statt meiner sagen? Was Paris fehlt, sind dieß Leute, welche schreiben, erzählen, errathen, wohl auch kritisiren? Kann ich nicht von jedem derselben eine von jenen Gefälligkeiten verlangen, welche Teufel und Schriftsteller einander nicht versagen sollten, nämlich mehr oder weniger Beistand, je nachdem mein Uebel zu-, oder abnehmen wird? und die Arbeit wird so von ihnen geliefert, wie von mir selbst, und gewiß noch besser, als von mir. Kann Satan auch nur ein Sterbenswörtchen dagegen sagen? Was verliert er dabei? Nichts; er gewinnt vielmehr.

„Was mich betrifft, so wird mein Gewinn in dem Vergnügen bestehen, ganz nach Herzenslust verliebt zu seyn; — und möge es mein Glücksstern fügen," setzte er seufzend hinzu, „daß —"

Doch er vollendete seinen Gedanken nicht.

Flämmchen machte sich alsogleich auf den Weg, und fand überall jene Aufnahme, die er in seiner Eigenschaft als höllischer Gesandter nothwendigerweise verdiente.

Einige fanden es pikant, auf solche Art schon auf dieser Welt mit Satan selbst in Verbindung zu kommen; Andere erwogen den Nutzen davon; aus der Freundschaft eines Teufels konnte man früher oder später immerhin Vortheil ziehen. Kurz, alle boten ihm ihre Dienste an, mit der Feder oder dem Reißblei.

Einige Tage darnach fand eine große Zusammenkunft statt, in welcher Flämmchen erklärte, was Satan von ihm erwarte. Zehn Pläne wurden vorgeschlagen, von denen der mindest gute vortrefflich war; aber gerade deßwegen wurde die Wahl schwierig, und nach dem Vorschlage eines der geachtetsten Mitglieder der Versammlung beschlossen, um jeder Verlegenheit zu entgehen, keinen derselben zu befolgen. Bei diesem Anlaße hörte man die sinnreichesten und vernünftigsten Dinge gegen Methoden und Classificationen auskramen, gegen die Regel, und gegen die Vernunft selbst.

„Paris ist ein Theater, dessen Vorhang unaufhörlich aufgezogen ist," sprach der berühmte Schriftsteller, welcher

die Methoden verworfen, „und es giebt so viele Arten, die zahllosen, darin gespielten Comödien zu betrachten, als es Plätze giebt in seinem unermeßlichen Umkreise. Jeder von uns seh' es also, wie er kann; dieser da vom Parterre aus, jener dort aus den Logen, ein Anderer vom Amphitheater; die Wahrheit wird wohl inmitten dieser verschiedenen Ansichten liegen. Uebrigens ist oft eine schöne Unordnung —"

„Eine Wirkung der Kunst!" rief die ganze Versammlung; dieß ist bekannt, trotz der Methoden! —" Es wurde auch beschlossen, als Bürgschaft der Unpartheilichkeit, zum Wahlspruche jenes Wort eines Alten zu wählen:

„Du wirst für; — Du wirst gegen; — Du wirst über sprechen."

Auf Flämmchens Anregung ward gleichfalls zum Beschluße erhoben, daß, um der bekannten Ordnungs-Liebe Satans zu entsprechen, wissenschaftliche und andere Noten, dem letzten Artikel mit einer beurtheilenden Uebersicht des Inhaltes beigefügt werden sollten, um auch ernste Geister der Hölle zufrieden zu stellen, für den Fall, daß ernste Geister in der Hölle zu finden wären.

Der Herr Gesandte näherte sich nun einem Kästchen von ziemlich wunderlicher Form, drückte eine Feder, und eine ganz schwarze Schublade sprang hervor, auf welcher plötzlich in Flammenzügen die Worte zu lesen waren:

„Schublade des Teufels."

„Geehrte Herren," sagte Satans Gesandter, „machen Sie über Alles, was Sie für meinen Gebieter bestimmen werden, einen Umschlag mit der Ueberschrift: „Schublade des Teufels", und kümmern Sie sich weiter gar nicht. Ihre Manuscripte werden von selbst, und ohne andere Mitwirkung, an ihren Bestimmungs-Ort gelangen."

Flämmchen, nun ganz allein, fühlte einen so schweren Stein von seinem Herzen gewälzt, daß er die Feder fast mit leichter Hand ergriff, und an Satan schrieb:

„Sire!

„Wir haben Unrecht, die Menschen gering zu schätzen! diese Zwerge sind Riesen, und neben ihren Weibern sind diese Riesen selbst nur Zwerge.

„Sire, Paris ist das schönste Kleinod Ihrer Krone, und ich werde bald im Stande seyn, Eurer Majestät nach und nach eine getreue Uebersicht dieser tausend lustigen und tausend traurigen Dinge zu senden, aus denen das Pariser Weltall besteht, — lauter Dinge, die zur abwehrender Langweile vortrefflich sind.

„Mehr sag' ich heute nicht; aber gedulden Sie Sich, alles ist im besten Zuge, und ich kann Eurer Majestät versprechen, daß Sie bald vollkommen zufrieden gestellt seyn werden."

Nachdem er seinen Brief gesiegelt hatte, warf er ihn mit den Worten in die Luft:

„Geh' zum Teufel!"

Und er ging zu ihm.

„Meiner Treu'! Der müßte wohl sehr arm seyn, der nichts versprechen könnte," sagte Flämmchen lächelnd.

Und dann legte er sich zu Bett.

Am andern Tage stand Satans Gesandter frisch und gesund auf.

„Baptist," sagte er zu seinem Kammerdiener, — der nach kammerdienerlichem Herkommen Baptist hieß, — „zieh dort die bewußte Schublade heraus, und bringe mir, was Du darin finden wirst!"

Paris ist jene Stadt auf der Welt, worin man am wenigsten schläft; daher geschieht dort alles geschwind. Die Schublade war schon voll — so fruchtbar war die Nacht gewesen.

Das erste Manuscript, welches Flämmchen erwischte, trug den Titel:

„Allgemeiner Ueberblick von Paris."

„Charmant!" rief er aus; „mein Gebieter, der die Ordnung liebt, wird nach Wunsch bedient. Ist es nicht billig, erst das Ganze zu betrachten, bevor man auf die Einzelnheiten übergeht?"

Das folgende Bulletin war sohin das erste, welches an Satan abgesendet wurde.

P. J. Stahl.

Allgemeiner Ueberblick von Paris.

Du hast mein Versprechen gewünscht, wackerer Flämmchen, Dir auch mein Wort über Paris zu sagen, und bestandest als ein redlicher und leutseliger Teufel, der Du bist, so beharrlich darauf, daß eine Ablehnung unmöglich war. Nimm Dich in Acht, Deine Artigkeit zu bereuen; denn Du konntest wahrhaftig keine schlimmere Wahl treffen. Man kennt nur, was man liebt, man will fast immer von dem nichts wissen, was man haßt; und, ich gestehe es, ich hasse Paris so sehr, daß ich während der Zeit, da ich dort zu wohnen gezwungen bin, meine Augen und Ohren verschließen möchte, um nur nichts von dem zu sehen und zu hören, was, nach dem Ausdrucke der Reichen und Fremden, den Zauber und den Werth dieser Hauptstadt bildet. Diese Abneigung hat sich bis zur Monomanie gesteigert, so zwar, daß ich Paris, wie mein früheres Dasein, vergessen habe.

Ich wüßte also aus den vier Pfählen nichts zu schildern, als Nichtigkeiten, und sind sie der Mühe werth, genannt zu werden? Das einzige Mittel, ihnen zu entgehen, sei, wirst Du sagen, auszugehen. Wohin soll man in Paris gehen, wenn man nicht dazu gezwungen

ist? Wo den Himmel finden, um ihn anschauen zu können, ohne die Vorübergehenden zu stoßen, oder von den Wagen gerädert zu werden, wenn man nicht einigermassen die Gabe besitzt, zugleich in die Luft und vor sich hin zu sehen? Wo frische Luft athmen? Wo natürliche Wohlklänge hören? Wo ruhige Mienen und wahre Haltungen finden? Alles, was nicht durch Uebermuth gekünstelt, oder dumm wie Gewinngier, ist traurig, wie die Langweile, oder gräulich, wie das Unglück.

Was sich nicht mißgeberdet, weint, und was zufällig sich weder mißgeberdet noch weint, ist so verwischt und blödsinnig, daß die von den Schritten des Volkes abgenützten Pflastersteine mehr Ausdruck haben, als diese traurigen menschlichen Gesichter. Was geht denn vor in dieser reichen und mächtigen Stadt, daß die Jugend dort welket, das Alter scheußlich, und die Reife des Lebens verwirrt und düster wird? Betrachte diese alten, baufälligen, stinkenden Häuser neben emporragenden Palästen von gestern! Betrachte diese Welt von Müssigen, die in Gold, Seide, Pelzwerk und Stickerei einherschreiten, und dicht neben ihnen sieh diese wandelnden Fetzen sich hinschleppen, welche man die Hefe des Volkes nennt! Höre diese leichten und glänzenden Equipagen rollen; vernimm dieses rauhe Geschrei der Arbeit, und diese vom Elende gekrampften Stimmen!

Die Mehrzahl der Bevölkerung verdammt zu unmäßiger Anstrengung, zur Verachtung, zum Leiden, damit einige bevorrechtigte Klassen ein weichliches, ange-

nehmes, poetisches, und an befriedigten Einfällen reiches Daseyn verleben können! Oh, um einen solchen Anblick mit Gleichgültigkeit zu ertragen, muß man vergessen haben, daß man ein Mensch ist, und nicht mehr in seinem Innern jenen elektrischen Strom von Schmerz, Entrüstung und Mitleiden beben fühlen, der jede wahrhaft menschliche Seele bei dem Anblicke, bei dem bloßen Gedanken an den Schaden oder die Beschimpfung, welche vom letzten, vom mindesten Gliede der Kette empfunden werden, schaudern macht.

Aber wie denn hoffen, wirst Du mir sagen, diesem ungeheuern Abstande zu entfliehen? Oh, ich weiß wohl, daß er überall besteht, und daß es übrigens nicht die Aufgabe ist, das Leiden zu fliehen, und sein Herz in die Ruhe der Selbstsucht zu wiegen. Gäbe es auf Erden ein vorbehaltenes Heiligthum, eine Ausnahmsgesellschaft, wo man, wie auf irgend einer bezauberten Insel, zum Festmahle der Brüderschaft sich hinsetzen könnte, so wäre vielleicht dieß die Stätte, wohin man ein oder zweimal in seinem Leben eine Pilgerfahrt machen müßte, um sich zu belehren und neu zu beseelen; aber nicht, um für immer dort zu verweilen. Denn man würde daselbst unter Wonnen einschlummern, und alles vergessen, was sucht, kämpft und seufzet auf dem Erdenrunde. Oder, wenn man dort auch nicht das Gefühl für die Leiden der Menschheit verlöre, würde man sich höchst unglücklich fühlen, den höchsten Genüssen der kleinen Zahl beigesellt zu seyn, und nichts ver-

suchen zu können, um auch den Rest der Menschen zu retten.

Nun denn, dieß ist genau dasselbe, was man in Paris empfindet, wenn man nicht von Selbstsucht ausgedörrt ist. Was mir Paris zunächst vor Allem zeigt, ist die Verwirklichung jenes Traumes, dessen bloßer Gedanke meinen Geist erschreckt: alles auf einer Seite, nichts auf der andern. Dieß ist der Hauptinhalt der allgemeinen Gesellschaft, verfallen der Unordnung, dem Unglücke und der Ungerechtigkeit, mit einer kleinen, im Mittelpunkte überrindeten Ausnahmsgesellschaft, die auf ihre Weise das Eldorado verwirklichet, das ich eben in die Gefilde der Einbildung versetzte.

Wenigstens geschieht es nicht im Namen des göttlichen Grundsatzes der christlichen Gleichheit, daß diese kleine Gesellschaft den Becher der menschlichen Lüste unaufhörlich leert. Auch nicht kraft eines beziehungsweisen Gesetzes der Gleichheit, wie jenes, welches die alten Staaten von Sparta, Athen und Rom schuf. Es giebt wohl noch eine Kaste von bevorrechtigten Bürgern, gepfropft und lastend auf einem Volke verächtlicher Sclaven oder verächtlicher Freigelassener; aber dieß ist nicht mehr der Zufall der Geburt, oder der Stolz wegen dem Lande geleisteter Dienste, welche bei diesen Bevorrechtigten den Vorsitz führen. Dieß ist der Zufall der Spekulation, dieß ist bisweilen der Preis des Diebstahles, des Wuchers; dieß ist der den lasterhaften Verächtern jeder Religion, den gegen das Vaterland und

die ganze Menschheit begangene Verbrechen gewährte Schutz.

Es giebt also im Schooße von Paris eine freie und glückliche Gesellschaft, von einem gewissen Glücke ohne Ideal, auf den Genuß der Empfindung beschränkt. Man nennt sie die Welt. Was sagst Du zu diesem ehrsüchtigen und übermüthigen Namen, Du, ein freier Durchsegler der Sphäre der Unendlichkeit, welchem die ganze Erde wie ein im Raume verlorener Punkt erscheint? Nun denn, in den unmerklichen Einzelnheiten dieses Atomes lebt eine kleine Kaste, die ihren eitlen Zusammenkünften, ihren Festen ohne Größe und Bedeutung, den Namen Welt giebt, und von welcher jedes Mitglied, indem es in seinen Wagen steigt, um unter einigen, in gewissen Salons der großen Stadt der Arbeit und des Elendes, gedrängten Gruppen Müssiger zu prunken, ausruft: „Ich gehe in die Welt; ich sehe die Welt; ich bin ein Weltmann."

Wunderliche Lächerlichkeit! Ihr seid von der Welt, und wisset nicht, daß Ihr im Schooße Eurer kleinen irdischen Welt ein Ungeheuer und ein Unsinn werdet, sobald Ihr Euch von dem menschlichen Geschlechte in dem geringsten seiner Glieder abtrennt? Ihr seid von der Welt, und wisset nicht, daß es eine himmlische und unendliche Welt giebt, in deren Mitte Ihr Euch herumtreibt ohne Zweck und ohne Frucht, im Widerspruche mit allen ihren göttlichen und natürlichen Gesetzen? Ihr seid von der Welt, und wisset nicht, daß es Eure

Pflicht ist, zu arbeiten wie ein Mensch, wie ein Geschöpf Gottes, um die Welt umzugestalten durch die Arbeit, durch die Religion, durch die Liebe, anstatt darin die Lüge und den Frevel der Ungleichheit zu verewigen? Nein, Ihr seid keine Weltmänner, denn Ihr kennet weder die Welt noch den Menschen.

Folge ihnen, forschender Geist, steig in ihre Wagen, und tritt mit ihnen in diese Hôtels, in diese Salons, wo kalt glänzet und lächelt, was sie ihre Welt nennen! Ich will annehmen, Du wärest aus der himmlischen Region, worin Du Deine Schwingen regtest, plötzlich mitten in einen aristokratischen Ball gestürzt, ohne noch Zeit gefunden zu haben, einen Blick auf die Wunden der Armuth zu werfen; Du würdest bei dem Schauspiele, welches sich sodann vor Deinen Augen entfaltet hätte, an das goldene Zeitalter unserer Dichter geglaubt haben. Wenn Du nicht die Gabe besässest, in die Herzen der Menschen zu schauen, und darin die Langweile zu lesen, den Eckel, die Furcht, die Qualen der Eigenliebe, die Nebenbuhlereien, die Ehrsucht, den Neid, alle diese niedrigen Leidenschaften, alle diese schlecht verhehlten Gewissensbisse, alle diese Besorgnisse vor der Zukunft, alle diese Angst vor der Volksrache, die das Verbrechen des Reichthums sühnen; wenn Du Dich endlich nur an den Außenschein gehalten hättest, würdest Du nicht geglaubt haben, einem wahren Feste beizuwohnen, und an dem Verein der Mitglieder der

menschlichen Familie, im Schooße durch Arbeit, durch Künste und Wissenschaften erworbener Vergnügungen Theil zu nehmen? Denn, in Wahrheit, alle diese Vergnügungen sind an und für sich rechtmäßig.

Diese Paläste, diese Blumengebüsche inmitten winterlichen Eises, diese Wasserstrahlen, worin das Licht der Kronleuchter sich abspiegelt; diese Feuerkugeln, welche den Glanz des Tages beschämen; diese Tapeten von Sammet und Moire; diese Verzierungen, wo das Gold auf dem Getäfel blitzt; diese gebohnten Böden, auf denen der Fuß mehr fliegt als schreitet; diese liebliche Wärme, welche die Atmosphäre verwandelt, und die Strenge der Jahreszeiten lähmt, all dieser Wohlstand — ist das Werk einsichtsvoller Arbeit, und es ist nicht bloß ein Recht des Menschen, sondern eine aus seiner erfinderischen und schaffenden Natur abstammende Pflicht, der menschlichen Familie große, schöne, gesunde und reiche Wohnungen zu bauen.

Diese Gemälde, diese Statuen, diese Bronzen, dieses Orchester, diese schönen Stoffe, diese köstlichen Edelsteindiademe an der Stirne der Damen, all dieser Luxus, ist das Werk der Kunst, und die Kunst ist eine göttliche Sendung, welche die Menschheit unaufhörlich fortsetzen und vergrößern soll. Diese Künstler, welche da auserlesene Genüsse suchen, als rechtmäßigen Eintausch für die von ihnen selbst der Gesellschaft bereiteten Genüsse, haben das Recht, das Schöne zu lieben, und sie würden durch das Streben, sich daran

fortwährend zu erlaben, nur ihrem höhern Antriebe gehorchen.

Ja, die Menschheit hat ein Recht auf diese Reichthümer, auf diese Bequemlichkeiten, auf diesen Luxus, auf diese Vergnügungen, auf diese leiblichen und geistigen Zufriedenstellungen. Aber dieß ist die Menschheit; verstehet Ihr? Das ist die Welt der Menschen, das ist die ganze Welt, welche sohin die Früchte ihrer Arbeit und ihres Geistes genießen soll, und nicht bloß Eure kleine Welt, welche sich nach Köpfen und Häusern mißt. Dieß ist nicht Eure Welt von Müssiggängern und Unnützen, von Selbstsüchtigen und Hochmüthigen, von Wichtigthuern und Furchtsamen, von Patriziern und Banquiers, von Emporkömmlingen und Verderbten; dieß ist auch nicht Eure Welt von Künstlern, dem Erfolge verkauft, der Spekulation, der Zweifelsucht und einer ungeheuern Gleichgültigkeit für Gutes und Böses.

Denn so lange es Arme vor Eurer Thüre geben wird, Arbeiter ohne Genuß und ohne Sicherheit; Familien, vor Hunger und Kälte in elenden unflätigen Kammern sterbend; Häuser der Entehrung; Bagno's; Spitäler, denen Ihr bisweilen ein Almosen vermachet, aber die Ihr nicht zu betreten wagtet, so ungleich sind sie Euren glänzenden Wohnungen; Bettler, denen Ihr einen Obolus hinwerft, aber an deren unreines Gewand zu streifen Ihr fürchten würdet; so lange dieser empörende Gegensatz entsetzlichen Elendes währet, die Folge

Eures unsinnigen Luxus, und der Millionen Wesen, Opfer der blinden Selbstsucht einer Handvoll Reichen, — werden Eure Feste selbst Satan Schrecken einjagen, und Eure Welt eine Hölle sein, welche jene der Fanatiker und Dichter um nichts zu beneiden braucht.

Aber, wirst Du sagen, soll man die Hôtels in Brand stecken oder die Thore der Paläste verschließen? Soll man den Brombeerstrauch und die Brennneßel auf dem Marmor, auf dem Rande dieser Springbrunnen wachsen lassen? Soll die Schönheit wieder den Bußsack aufnehmen, und sollen die Künstler in das gelobte Land ziehen, damit die Künste zu Grunde gingen, um ihre Wiedergeburt einer neuen höhern Eingebung zu verdanken, und die Gesellschaft in den Staub falle, um sich wieder aufzurichten, wie das himmlische Jerusalem der Propheten?

Dieß alles wäre ein unnützer Rath, Geist! und noch unnützer die Ausführung, ohne Licht und Lehre. Ein neuer und plötzlicher Aufschwung der christlichen Barmherzigkeit würde nicht abhelfen, so wenig als gewisse Versuche praktischer Ausgleichung zwischen den Ausbeutern und Erzeugern, welche heut zu Tage die vermeintlichen Intelligenzen des Jahrhunderts anrathen. Das Almosen, wie die Ausgleichung, dienen nur dazu, das gänzliche Aufgeben des heiligen und unverjährbaren Principes der Menschenrechte zu weihen. Das sind engherzige und schale Erfindungen, durch die man sein eigenes Gewissen heuchlerisch einlullt, dabei den Bettel-

stand verewiget, das heißt, die Niederträchtigkeit und Sittenlosigkeit des Menschen, und die Dauer des Mißstandes verlängert, das heißt: die Ausbeutung des Menschen durch den Menschen. Die Doctrin wird durch solche Versuche verfälscht; eine andere Wissenschaft ist Bedürfniß, gegründet auf die Doctrin.

Doch nicht Du bist es, Flämmchen, der helfen wird, sie zu suchen, und ich glaube nicht, daß Dein Höllenkönig, wenn er nicht der mißkannte Engel ist, den ich anderswo geträumt und geschildert habe, sich in der That dafür interessirt. Wie Du ihn gezeigt hast, geistreicher Spötter, wenn anders Du nicht Dein Spiel mit uns triebst, ist der Monarch, welcher Dich zu uns gesendet, ein guter Teufel; abgestumpft in seinen Gemüthsbewegungen, und mehr von Neugierde als Liebe zu unsern philosophischen Neuigkeiten hingezogen. Ich will also Andern die Sorge überlassen, ihn zu unterhalten; ich fühle nichts Belustigendes in mir, und habe Dir nur versprochen, eine bestimmte Frage zu beantworten, ungefähr so lautend: Warum liebst Du Paris nicht, die Wiege Deines geistigen und moralischen Wesens, den Mittelpunkt des Umschwunges Deines Daseins unter Deines Gleichen? Ich habe Dir geantwortet: Ich hasse Paris, weil es vorzugsweise die Stadt des Luxus und des Elendes ist. Ich finde kein Vergnügen dort, weil ich nur Trauriges und Empörendes sehe. Es könnte mir dort nicht gefallen, weil ich vom Reiche der Menschenliebe träume, und der Anblick der auf's

Aeußerste getriebenen, unverschämten und cynischen Weise der Hartherzigkeit mich aneckelt.

Ich habe die Traurigkeiten eines Philosophen, obgleich ich nur ein armer Philosoph bin. Ich habe die Bedürfnisse eines Dichters, wiewohl ich nur ein sehr schlechter Dichter bin. Aber wie klein man auch sei, so kann man doch groß leiden, und was meine Augen erblicken, erfreut weder mein Herz, noch berauscht es meinen Kopf. Zwei oder drei Mal in meinem Leben schlich ich blinzelnd, wie Du es thun könntest, in diese Welt, die sich so schön dünkt. Ich habe Lichter gesehen, welche mir Kopfweh machten, in Gold und Purpur, wie Cardinäle, gehüllte Wände; gekränzte, gleich Bachantinnen halbnackte Damen; ganz schwarze Männer und ganz aus einem Stücke; Künstler, die sich abmühten, auf Leute Wirkung zu machen, welche sich gerührt stellten; Blumen, die zu kränkeln, und in diesem scharfen und schwülen Dunstkreise zu weinen schienen; ich habe edle Amphytrionen gefunden, schöne Damen, talentvolle Männer, Schaustellungen von auserlesenem Geschmacke in Verzierung, Musik, Sachen und Personen; aber ich habe weder erhabene Poesie gefunden, noch wahre höhere Eingebung, weder aus dem Herzen kommende Höflichkeit, noch allgemeines Wohlwollen, weder Einklang der Sympathien, noch Austausch der Gedanken und Gefühle; kein gemeinschaftliches Band unter diesen Wesen, keine Hingebung, keine Armuth, keine Scham, und noch weniger Aufrichtigkeit.

Dieß ist's, was ich mit den Augen gesehen, mit den Ohren gehört habe, und mein Herz zog sich ganz betrübt und ganz erschreckt in mich zurück; denn der Klang dieser Instrumente verhinderte nicht den Aufschrei der Herzensangst, und das Röcheln des Todeskampfes des Volkes, bis zu mir empor zu dringen. Und ich fragte mich bei dem Anblicke dieser reichen Ausschmückungen, dieser Tafeln und Credenztische, was der Schausteller dem Verzehrer und Hervorbringer gestohlen hatte, um diese Wunder zu wirken, und ich wähnte in einer, unter den Füssen der Tänzer aufklaffenden Höhle, die Leichname der Reichen, welche nach dem Ruine ihres Wohlstandes sich eine Kugel durch das Gehirn jagen, zugleich mit jenen der Aermsten aus dem Volke zu sehen, die vor Hunger unter der erschöpfenden Anstrengung starben, diese wahnsinnigen Reichen zu ergötzen.

Und ich kehrte in mein schweigsames und düsteres Gemach zurück, und fragte mich, warum ich, gleich so vielen andern thörichten Künstlern, welche sich ein gemüthliches Sinnen, eine leichte und angenehme Arbeit zu sichern, und ihren Träumen eine dichterische Färbung zu geben glauben, indem sie mit einem geringen Aufwande von Phantasie und Geschmack ihre Behausung bescheiden verzieren, mich mit einiger Sorgfalt gegen die Kälte und den Lärm abgeschlossen, und mit einigen Kunstschöpfungen, Vorbildern von Schönheit oder Unterpfändern der Zuneigung, meine Augen zu ergötzen gesucht hatte? Und ich antwortete mir, daß ich auch

nicht mehr werth sei, als so viele Andere, und daß es sohin leichter sei, das Böse zu nennen, als das Gute zu thun. Und ich fühlte einen solchen Abscheu vor mir selbst, bei dem Gedanken, daß Andere kaum einen Strohsack besitzen, um zwischen vier nackten und eisigen Wänden ihre Glieder zu erwärmen, daß mich die Lust anwandelte, auszugehen, um nie mehr heimzukehren. Und hätte es, wie zu Christi Zeiten, auf seine Lehre vorbereitete Arme gegeben, so würde ich mit ihnen auf dem Pflaster des guten Gottes verkehrt und gebetet haben. Aber es giebt sogar keine Arme auf der Straße mehr; Ihr habt ihnen das Betteln im Freien verboten, und der Mensch ohne Hülfsquellen bettelt Nachts, das Messer in der Hand. Uebrigens wäre auch meine Verzweiflung nur eine Art von Wahnsinn gewesen: ich besaß weder Gold genug, um ihr physisches Leiden zu mindern, noch genügende Einsicht, die Lehre des Heiles zu verbreiten.

Denn sobald man nicht das Heil der Seele und des Leibes Hand in Hand wandeln läßt, begeht man die ungeheuersten Irrthümer. Ich fühle es wohl, und blieb traurig, indem ich eine unnütze Verwahrung, — ich gebe dieß zu, Satan, zum Himmel sendete; allein Du wärest vergebens gekommen, um mich emporzutragen, und mir von oben die Königreiche der Erde zu zeigen, und mir zu sagen: „Dieß alles gehört Dein, wenn Du mich anbeten willst;“ ich würde Dir geantwortet haben: „Dein Reich geht zu Ende, Versucher,

und Deine irdischen Reiche sind so häßlich, daß es bereits keine Tugend mehr ist, sie zu verachten."

Georg Sand.

Flämmchens kurzer Monolog.

Flämmchen hatte bis zum Ende gelesen, ohne ein Wort zu sprechen.

Bei der letzten Zeile angekommen, bei der letzten Aeußerung dieser bitteren Klage, stand er erschreckt auf, und fragte sich einen Augenblick, ob er nicht besser thäte, unmittelbar wieder in die Hölle zurück zu kehren?

„Ha, wie!" dachte er sich, „sollte es wahr seyn, daß ein unendliches Weh in einer so engbegrenzten Welt Raum finden könnte? Sollte es wahr seyn, daß diese rauchgeschwärzten Häuschen, diese kleinen Weiber, diese schwächlichen Herzen, so äußerstes Elend zu umschließen vermöchten?"

Als Flämmchen dann einen Blick auf die Straße warf, sah er die Menge, die sich dort drängte.

Unter dieser Menge gab es wirklich Reiche und Arme, Schwache und Starke, Menschen in Lumpen und andere elegant gekleidet. Er sah auch Böse darunter, und selbst einige Gute! —

Glückliche Menschen, in deren Mienen kein Ausdruck eines Wunsches, einer Begierde oder Reue zu lesen war, sah er nicht.

Aber nachdem er zum zweiten Male und aufmerksamer hingeblickt, so daß er in der Tiefe der in sich selbst verschlossensten Seelen lesen konnte, gewahrte er

unter dieser Menge, worin er so eben erst nur selbstsüchtigen Zwecke, nebenbuhlerische Leidenschaften, schädliche Gelüste bemerkt hatte, unter diesen wechselseitig feindlichen Menschen . . . Väter und Kinder, Brüder und Schwestern, Verheirathete und Liebende, sichtbare und unsichtbare Bande. Er fand auch kein so verkehrtes Herz, dem nicht, wie ein unvergänglicher Schatz von Wohlfahrt, ein wenig Liebe, das heißt: ein wenig von dem, was viel verzeihen macht, ein wenig von dem, was beglückt, verblieben wäre.

Und zu seinem Lobe müssen wir beifügen, daß ihn, ein so treuer Diener des Teufels er auch war, diese Entdeckung ein heimliches Vergnügen machte, und ihm wieder seinen ganzen Muth gab.

Er setzte sich also von Neuem an sein Schreibpult, und leerte die ganze Schublade.

Mit neugierigem Blicke durchlief er die Titel einiger Manuscripte, als ihm plötzlich eines in die Hände fiel, welches sein Interesse im höchsten Grade zu erregen schien.

„Bei den Hörnern, die ich hatte, — die ich wieder bekommen werde," — sagte er seufzend, „das ist ein interessanter Titel, und ich gestehe, daß es mir, so sehr ich Teufel bin, unmöglich wäre, diese schwere Frage zu beantworten:

„Was ist eine Pariserin?"

Vergiß nicht, Leser, daß Flämmchen verliebt ist!

St.

Was eine Pariserin ist.

Meinung der Mutter einer Pariserin von ihrer Tochter.

Sie ist ein Engel an Sanftmuth, ein Ausbund von Verstand, ein Schatz in der Haushaltung, eine Vollkommenheit in Allem. Der Mann, welcher sie heirathen wird, verdient das Glück nicht, welches ihn erwartet.

Meinung eines jungen Studirenden der Medicin von der Pariserin.

Sie ist die beste Walzerin des Prado und der Chaumière, die Frau ohne Gleichen, um die ganze Nacht zu essen, oder in's Bett zu gehen, ohne zu essen; das Wesen, welches am längsten widersteht, wenn es von Tabakrauch umqualmt ist; das Geschöpf, welches drei Dinge am leichtesten zurückzieht: seine Handschuhe, seinen Shawl und sein Herz.

Meinung der Fremden, und vorzüglich der Russen, von der Pariserin.

Sie ist zusammengesetzt aus Geist, Anmuth und Empfindsamkeit; eine unversiegbare Quelle von Verführungen; die glänzende Rechtfertigung der Ueberlegenheit Frankreichs über die andern Nationen; die Frau, von der man mit sechzehn Jahren träumt, und die einzige, an die man sich mit sechzig erinnert.

Meinung der englischen Damen von der Pariserfrau.

Unmöglich, sie zu schildern. Die Gesetze der Wohlanständigkeit und die Septembergesetze sträuben sich dagegen.

Meinung einiger Ehegatten von ihren Pariserfrauen.

Gefährtinnen ohne Herz, nur den Leichtsinn und das Vergnügen liebend; Lumpenflickerinnen; ohne einen Schatten moralischen Sinnes; untreu ohne Leidenschaft; Mütter ohne Klugheit.

Meinung der Regierung von den Pariserinnen.

Als das Ehebruchgesetz verhandelt wurde, bemerkte man mit einem gewissen Erstaunen, daß die Gemeinde von Paris diejenige war, welche die geringste Zahl von Petitionen einreichte.

Höhere, und allen andern vorzuziehende Meinung, oder Geschichte der Pariserin.

Man setzt sehr allgemein voraus, daß sie zu Paris geboren sey; das ist ein erster Irrthum. Paris ist zunächst die Stadt der ganzen Welt, und dann, wenn es dort noch Raum giebt, die Stadt der Pariser. Dieses holdselige Vorbild der Civilisation, diese auserlesene unter allen Frauen, sie, von deren Geist man in St. Petersburg spricht, und deren Manieren Kanton nachahmet; sie, welche keine Laune hat, die nicht in allen

Gegenden der Erde, wo sich ein Salon befindet, zum Gesetze wird, die Pariserin nämlich, erblickt das Licht der Welt nicht in Paris, sondern auf einem der tausend Punkte jenes großen Gebietes, welches man, um Belgien und das Königreich Sachsen nicht zu verletzen, das Departement von Seine und Oise nennt.

In Nantes, Versailles, Rambouillet, und selbst in Fontainebleau geboren werden, heißt nicht, streng genommen, von Paris seyn, nach der Meinung vieler Frauen, die nach der Ehre geizen, Pariserinnen genannt zu werden. Dieß ist eine, im Widerspiele mit andern Wahrheiten, so unbestreitbare Wahrheit, daß es keine einzige Pariserin giebt, die nicht einen Onkel hätte, einen Großvater, oder wenigstens ein Geschwisterkind, sey's zu Etampes, sey's zu Corbeil, sey's in einer der unzähligen, um Paris herum gesäeten Gemeinden.

Man darf vielleicht dieser Verletzung einer genauen Landsmannschaft den entschiedenen Geschmack der Pariserin am Landleben zuschreiben, vorzüglich während des Sommers, wenn das Blau der Veilchen den Saum der Gärten schmückt, und die Erdbeere die kleinen Hügel von Marly und Meudon entlang duftet. In ihrem so wenig ursprünglichen Herzen, bleibt immer ein Winkelchen, worin die Idylle blüht.

Kaum geboren, wickelt man sie in Leinen, und schickt sie, mit der Gnade Gottes, so weit als möglich, zu einer Amme, welche sie den Tag über an einen Nagel aufhängt, und die Nacht hindurch unter Bett-

decken erstickt, um sie nicht schreien zu hören, und man denkt nicht mehr daran. Eines schönen Tages, am Schluße von achtzehn Monaten, zwei Jahren, sagt der Papa: „Wir haben doch eine Tochter bei einer Amme!“ — „Dieses liebe Kind!“ antwortet die Mama, „es wäre wohl Zeit, es wieder in's Haus zu nehmen. Ich werde dieser Tage der Amme schreiben.“

Wirklich bringt in der nächsten Woche eine Bäuerin auf ihren Armen, zwischen einem großen Feldblumen-Strauße und einem Käselaibe, ein kleines, wildes Mädchen zurück, das seinen wahrhaften Vater garstig heißt, und den Kopf wegdreht, wenn die Mama es küssen will. So tritt dieses Wunder in die Welt, und mit Unrecht, wie man sieht, würde man glauben, es sei von den Grazien eingewiegt, und von den Tönen der Musik erweckt worden.

Die Natur erschöpft sich fast für die Pariserin, dem Kinde giebt sie jenes blasse und rosige Aussehen, jenes Aussehen der Gesundheit und des vornehmen Wesens, welches die Kinder der Fremden, und selbst die englischen Kinder, nicht haben; dem jungen Mädchen haucht sie jenen frühreifen Verstand ein, dessen Schärfe und Zierlichkeit ein Gegenstand des Erstaunens und oft der Bestürzung der guten Leute aus den Provinzen sind. Sie ist wißbegierig, fein, geistreich, mit acht Jahren, und verständig, wenn die Veranlassung es erfordert, wie man es mit zwanzig Jahren nicht ist, und wie sie es selbst dann nicht mehr ist. Hier ist ein Punkt der

Aehnlichkeit zwischen ihr und der Creolin zu bemerken: man könnte sagen, daß die frühzeitige Sonne der Civilisation genau die nämlichen Wirkungen hervorbringe, wie die fruchtbare Sonne der Colonien.

Bei der Pariserin wie bei der Creolin ist die Frucht nie so süß, als die Blume schön ist. Die Kindheit und das Alter sind, glaub' ich, die zwei bezeichnendsten Abschnitte im Leben einer Pariserin. Sie hat außerordentlich viel Geist, wenn ihre Schönheit noch nicht reif ist; und wenn ihr ganzer Geist mit der Festigkeit der Erfahrung, je nach der Mannigfaltigkeit erlebter Ereignisse, zurückkehrt, hat sie ihre ganze Schönheit verloren. Dieß möchte der Behauptung gleichkommen, daß das mittlere Alter derselben nicht dasjenige ist, wo sie den meisten Geist hat, wenn es dasjenige ist, wo sie die meiste Anmuth besitzt.

Eine Beobachtung, die hier an ihrem natürlichen Platze ist, und eine große Feinheit des Geschmackes bei den Pariserinnen beweiset.

Seit undenklicher Zeit ist es in Paris gebräuchlich, jungen Mädchen die Namen zu geben, welche Heldinnen in Modewerken getragen. Als Racine die Esther schrieb, beeilten sich die Damen des Hofes, diesen doch sehr wenig christlichen Namen, den meisten Mädchen zu geben, deren Mütter sie waren. Daher jene ungeheuere Menge von Marquisen Esther von . . ., von Grä-

finnen Esther von ..., von Herzoginnen Esther von ..., die man in den Memoiren jener Zeit antrifft. Rousseau machte mit seiner „Neuen Heloise“ die Namen Julius und Clara volksthümlich. Im achtzehnten Jahrhunderte hieß eine erste Tochter Julie, die zweite Clara. Baculard Arnauld hatte den Ruhm, durch Hülfe seiner schlechten Romane, die einer flüchtig vorübergleitenden Berühmtheit sich erfreuten, wie die meisten schlechten Romane, die Namen Batilde und Ursula zu verbreiten. La Harpe hat man jede Melanie in Paris zu verdanken. Madame Cottin brachte die Mathilden in Mode, und Herr von Chateaubriand genoß das traurige Vorrecht, auf den Namen Atala die Töchter der Hausmeister zu taufen.

Dieses kleine Verzeichniß der von Pariserinnen geführten Namen, veranlaßt uns, eine darauf bezügliche Geschichte, welche jenes vervollständigen wird, zu erzählen. Ich beginne mit der Beruhigung, daß sie sehr kurz ist.

Kurze Geschichte.

Vor einigen Jahren die Gefilde der Picardie durchstreifend, machte ich, um zu frühstücken, in einem jener Dörfer Halt, wo man nichts findet, oft selbst das Dorf nicht, so sehr ist es unter Dachstroh vergraben, in Koth versunken, und weit abliegend von jeder Straße. Ich hoffte, daß es Gott, der das Futter den Jungen der Vögel sendet, gefiele, man möchte mich als Sohn einer

Wachtel oder eines Rothhuhnes bewirthen, als ich einen Namen nennen hörte.

Ich glaube nicht recht gehört zu haben: ich horche besser. Es ist keine Täuschung. Man hat den Namen Philoxene genannt. Wer kann in der Picardie, fünf Stunden von Beauvais, Philoxene heißen? Ich laufe an die Thüre der Hütte, ich sehe eine dicke Bäuerin, die zwei schwarze Kühe an einem Stricke führt, und mit drei andern idyllischen Hirtinnen ihres Schlages plaudert, die auf Holzschuhen wandeln, wie sie.

„Seyd Ihr's, die Philoxene heißt?"

„Ja, mein Herr!"

„Und ich, Oriane!"

„Und ich, Philaminte!"

„Und ich, Celanire!"

„Aber dieß sind ja," rief ich aus, „vier Namen, aus den Romanen des Fräuleins von Scudéri genommen?"

„Wir kennen das Fräulein von Scudéri nicht," antworteten diese wackern Weiber. „Fragen Sie auf dem Postamte nach!"

„Sind dieß Eure Namen? Eure rechten Namen?"

„Ei ja! sie wurden uns vom Vater und Mutter gegeben."

„Möchtet Ihr mir wohl die Namen von einigen andern Eurer Bekanntschaft nennen?"

„Gerne. Wir haben hier Arsinon, Postel, Ismérie Boitron, Télamire Jacquart . . ."

Ebenfalls von Fräulein von Scudéri geschöpfte Namen! „Sehr wohl," sagte ich zu ihnen, „ich danke Euch!" —

„Er ist närrisch," mochten diese guten Kühhirtinnen denken, als sie mich ihre Namen in mein Notizen-Buch schreiben, und dann in tiefes Nachsinnen versinken sahen.

Es war wirklich sonderbar, man wird uns beistimmen, daß alle diese Namen, jener Reihe von Werken entlehnt, Schöpfungen jener großen Einbildungs-Kraft, genannt Fräulein von Scudéri, sich anderthalb Jahrhunderte später, im Schooße eines Dorfes der Picardie wiederfanden, und zwischen dem Weibe eines Ochsentreibers und der Tochter eines Holzhauers ausgetauscht wurden.

Ich lege nicht den mindesten Werth darauf, ein König zu werden; aber es lag mir viel daran, dieses Räthsel zu lösen. Ich suchte eine Sphinx, und sollte sie mich verschlingen. Doch keine Sphinx!"

Entschlossen, dieses schreckliche Dorf nicht zu verlassen, bevor ich meine Neugier befriediget hätte, wendete ich mich an einen Winzer, der beschäftiget war, Weinpfähle einzusetzen, am Saume eines ungeheuern Grundbesitzes, dessen Schloß ich gewahrte,

„Wie heißt Ihr?" fragte ich ihn zuerst.

„Coloander," antwortete er mir.

„Jetzt wußte ich's.

„Wer hat Euch diesen Namen gegeben?"

Der wackere Coloander mußte sich einbilden, daß ich zur Polizei gehöre.

„Mein Großvater, der auch Coloander hieß.“

„Und was war Euer Großvater?

„Er war Winzer, wie ich, bei dem Großvatec des gnädigen Herrn, dem Herrn Herzog von C......., welchem dieses Schloß gehört.“

In der Picardie nennt der Bauer den Eigenthümer noch immer gnädiger Herr.

Ich lag im Rachen der Sphinx.

„Sehr gut, mein wackerer Mann. Und wem gehörte dieses Schloß vor dem Herrn Herzoge von ......?“

„Ah, mein Herr, es ist seit drei hundert Jahren nie aus dem Besitze dieser alten Familie gekommen. Das sind so brave Leute! Alle diese Dörfer, die Sie da unten sehen, da unten! . . . gehörten ihnen ehemals auch; aber die Revolution . . . .! Sie waren unsere gnädigen Herren, aber noch weit mehr unsere gnädigen Herren, als jetzt. Wir waren ihre Kinder; wir lebten so zu sagen bei ihnen.“

Andächtig hörte ich die rückblickenden Abschweifungen des Coloander, welcher fortfuhr:

„Wir ließen unser Brod bei ihnen backen; sie behielten unsern Wein auf. Wir baten sie um die Erlaubniß, zu heirathen; dann tauften sie unsere Kinder...“

Ich war König! Ich hatte das Räthsel gelöset; ich unterbrach Coloander bei seiner letzten Aeußerung. Es unterlag keinem Zweifel, daß ich auf einem herr-

schaftlichen Grunde stand, auf dem Bezirke eines Schlosses, welches früherhin begeisterte Bewunderer der Romane des Fräuleins von Scudéri bewohnten, und Bewunderer, welche, mit ächter Pariser Phantasie, allen ihren Vasallen und Vasallinnen nach der Reihe ihrer Geburt die Namen gaben, die in der Clelie, Astrée, und in den Ritterromanen zu finden sind; Namen, wie man weiß, unter denen sich ehemals Ludwig XIV., der Prinz von Condé, der Dauphin, der Herzog von Vendôme, Madame Henriette, Le Brun, Bossuet, Molière, Boileau, La Fontaine, Fouquet, verbargen, kurz alles, was das siebenzehnte Jahrhundert Großes, Merkwürdiges, Berühmtes im Kriege, in Wissenschaften und in Reichthümern enthielt.

Diese wackern Picarder, auf solche Art getauft, hatten diese Namen mit der nämlichen Gutmüthigkeit fortgepflanzt, ohne Zweifel sie für Namen von Heiligen und Heiliginnen haltend, und so sind sie bis auf uns gekommen, und werden sich lange Zeit in einem Dorfe der Picardie erhalten.

Pariser Gefallsucht.

Große Erörterung dieses Gegenstandes zwischen einem Jesuiten und einem Handelsminister.

Während der Restauration hielt ein sehr beredter Prediger, ein Missionär, kurz ein Jesuit, eine Missions-

Predigt in Paris. Ein großer Zulauf bezeugte seinen Erfolg, und man bewunderte nicht bloß, was er auf der Kanzel sprach, sondern man fing auch an, eine überall seltene Sache, seine Vorschriften einer strengen Moral zu befolgen.

Diese war sehr streng. Er eiferte mit wahnsinniger Wuth gegen den Kopfputz der Damen; gegen den Luxus ihrer Hüte; die verdammliche Leichtfertigkeit ihrer Bänder; die schreckliche Kostspieligkeit ihrer Seidenstoffe; die zu Grunde richtende Eleganz ihrer Fußbekleidungen. Schon war es ihm gelungen, den unermeßlichen Baum des Ueberflüssigen bedeutend zu beschneiden, als er plötzlich verschwand, inmitten seines Ruhmes, und zum großen Erstaunen aller jener, die haufenweise herbeirannten, um sein Wort zu hören. Die Kanzel blieb leer und stumm. Was war aus dem berühmten Prediger geworden? Warum, wie, murmelte man überall, in den Salons, auf den Straßen, hatte er Paris so barsch verlassen? Fragen, welche bis zum Ereignisse von 1830 unbeantwortet blieben. Dann erfuhr man die Ursache dieses plötzlichen Verschwindens.

Der Handelsminister hatte den Prediger ersuchen lassen, ihn in seinem Hôtel zu besuchen, und ihm mit all der Schonung gesagt, welche einem mit religiösem Charakter bekleideten Manne gebührt:

„Mein Herr, im Mittelalter lebten die Völker nur von Religion, und ich tadle sie deßwegen nicht in meinem Innern; aber seit jener Zeit ist die Arbeit an die

Stelle der Betrachtung getreten, und wir leben nun viel von Industrie und Handel. Die Industrie erhält und vermehrt sich nur durch Ausfuhr. Hierauf bitte ich Sie, mein Herr, Ihre sorgfältigste Aufmerksamkeit zu richten. Die Pariser, welche Sie durch Ihre Beredtsamkeit erbauen, führen ungefähr für hundert Millionen Waaren in's Ausland. Hauptsächlich gehören diese Waaren zu den unzähligen überflüssigen Dingen, welche Sie mit vollem Rechte verdammt haben. Geben Sie wohl auf meine Worte Acht, mein Herr. Die Fremden finden nur Geschmack an diesen vergoldeten Stecknadeln, Schildkrötenkämmen, Seidenbändern, Spitzenfächern, lieblich-bunten Stoffen, zarten Taschentüchern, eleganten Fußbekleidungen, weil die Pariserinnen sie getragen, ihnen die Weihe des Geschmackes, die Taufe der Mode gegeben haben. Vom Tage an, an dem es Ihnen gelänge, sie zur Verzichtung zu bewegen, sich mit diesen aus dem Gesichtspunkte der Religion so verhaßten, aber unglücklicherweise aus dem Gesichtspunkte des Handels so nützlichen Gegenständen zu schmücken, hätten sie es auch dahin gebracht, daß die beiden Amerika, die beiden Indien, alle Hauptstädte der Welt, selbst jene der religiösen Welt, sie nicht mehr von der Pariser-Industrie, vom Pariserhandel verlangen würden, und diesem dadurch hundert Millionen an der Ausfuhr in's Ausland verloren gingen."

Der Missionär hörte aufmerksam zu.

„Als Christ stimme ich Ihnen vollkommen bei; die-

ser Luxus ist eine Sünde; als Handelsminister bin ich gezwungen, Ihnen alle Petitionen zu zeigen, die täglich an mich gegen Sie vom Groß- und Kleinhandel in Paris einlaufen, von denen jeder über ihren Einfluß erschrickt. Ich füge bei, daß ich als Christ kein Wort von Ihren Verfluchungen der Mode wegnehmen möchte, aber als Minister gäbe ich demjenigen hundert Millionen, der eine Frivolität mehr erfände, welche im Stande wäre, unsere Industrie und unsere Ausfuhren zu vermehren. Und nun schließe ich, indem ich Ihnen sage, daß ich, immer als Handelsminister, und im Einklange mit meinen Collegen, den andern Ministern, Sie nicht ermächtigen kann, im nämlichen Geiste und über den nämlichen Gegenstand ferner zu predigen."

Der Missionär machte dem Handelsminister eine Verbeugung, und bestieg die Kanzel nicht mehr.

Einen Monat darnach wurde der Minister abgesetzt.

Fortschritt in der Erziehung der Pariserinnen.

Unter der alten Regierung fand man unter hundert nicht eine Pariserin, welche schreiben konnte; sehr erklärbar; Erziehungshäuser, eine kaiserliche Einrichtung, gab es nicht, und nur die Töchter des Adels und der reichen Bürgerschaft gingen in's Kloster, worin sie nur eine bildungslose Erziehung erhielten. Nun kam die Revolution. Von da an nahm jede Familie, jeder Herd, an den öffentlichen Angelegenheiten persönlichen Antheil; das Lesen wurde eine Nothwendigkeit, eine Lebensbe-

dingung. Jedermann hatte nun ein Interesse dabei, zu wissen, ob der Feind Verdun oder Metz bedrohe, Jedermann fühlte das Bedürfniß, vor dem Bettgehen die Zeitungen zu lesen.

Das Kaiserreich und die schrecklichen Aushebungen pflanzten das Bedürfniß fort, durch die Stimme der Presse die verschlingenden Crisen des Augenblickes, die Kriegsereignisse, die Fortschritte der Eroberung zu erfahren. Welche Pariserin hatte sich nicht um das Schicksal eines Vaters, oder eines Bruders, oder eines Verlobten bei den Armeen von Italien oder Aegypten zu erkundigen? Die Bulletins der großen Armee haben zur Erziehung der Pariserinnen mehr beigetragen, als alle Bücher, worin die Philosophen und Menschenfreunde des achtzehnten Jahrhunderts ihnen den Unterricht empfehlen. Napoleon hat die Pariserinnen lesen gelehrt. Der Professor kam ihnen theuer zu stehen.

Wie weit dieser Fortschritt gediehen ist.

Diese schöne Bewegung dauerte unter der Restauration fort; die Pariserinnen lernten ziemlich sprachrichtig schreiben. Zwar haperte es bei ihnen noch mit dem Participium, mit dem Imperfectum des Conjunctivs, mit der Rechtschreibung gewisser Worte; aber sie wußten denn doch bei weitem mehr, als ihre Mütter, deren Liebesbriefe, heimlich in einem Winkel aufgestöbert, durch ihre große grammatikalische Naivetät Lächeln erregten.

Styl einer Pariserin im Jahre 1844.

Album der Tochter einer Hausmeisterin.

„Das Glück ist überall, sagt man. Ein wahrer Gedanke, ein falscher Ausdruck. Es ist im Herzen, das heißt: in einem Organe, das man überall trägt."

*

„Ich habe Byron und Paul de Kock gelesen; Paul de Kock werde ich nie wieder lesen, obgleich es mir leid thäte, ihn nicht gelesen zu haben. Sind es also die großen Schriftsteller, die man wieder lesen möchte?"

*

„Ich habe oft lachend hübschen und reichen Miethherrn, die mich weinend darum baten, die Hausthüre aufgeschlossen. Hätten sie an meiner Stelle sein mögen? Ich glaub's nicht. Hab' ich gewünscht, an ihrer Stelle zu sein? Vielleicht. Gibt es also unnütze Glückseligkeiten, und liebgewordene Widerwärtigkeiten?"

*

„Ich fühlte immer mein Herz pochen, wenn ich den Briefträger einen Brief auf meinen Tisch legen sah. Es ist eine unbedeutende Sache, aber es ist ein Geheimniß; und keines ist unbedeutend für ein Frauenzimmer."

*

„Ich möchte wohl wissen, warum ich Hausmeisterin bin, und warum nicht die Frau eines königlichen Prinzen auf meinem Platze hätte sein können?"

*

„Die Ermüdung ist nie im Leibe, sondern im Geiste. Bin ich in das erste Stockwerk hinaufgegangen, um dem Kammerdiener, der mir aufmacht, einen Brief zu übergeben, so bin ich schon müde; komme ich in das zweite oder dritte Stockwerk, um eine Visitenkarte oder ein Journal einzuhändigen, so bin ich zerschlagen; aber ich fühle keine Müdigkeit mehr, wenn ich in das siebente Stockwerk hinaufsteige, wo mich der junge Maler erwartet, dessen Aufträge ich morgens besorge. Ich liebe ihn nicht; aber er findet mich hübsch."

*

„Vom Morgen bis zum Abende hör' ich unter meinem Fenster, welches mit der Straße fast gleiche Höhe hat, die Musik der Drehorgeln; ich gestehe, daß sie mich in eine wonnevolle Träumerei versetzt. Warum gehört es zum guten Geschmacke, sich über diese Instrumente lustig zu machen? Etwa deßwegen, weil sie uns Vergnügen ohne Schwierigkeit verschaffen? Ich bin geneigt es zu glauben, seitdem ich die Leute vor der Dame im Zwischenstocke entzückt werden sehe, wenn sie die Harfe spielt. Man hat mir versichert, daß eine Harfe drei tausend Franken koste, und daß man zehn Jahre lang lernen müsse, um sie auch nur mittelmäßig spielen zu können. Dieses Instrument ist abscheulich

anzuhören. Eine Harfe macht auf mich die Wirkung einer wassersüchtigen Guitarre. Kosteten die Harfen zehntausend Franken, und müßte man sich zwanzig Jahre lang üben, um sie spielen zu können, so würde man sie noch mehr rühmen. Ich habe also Recht. Man verachtet die Drehorgeln nur, weil man sich für zwei Sous das Vergnügen verschaffen kann, sie eine Stunde lang spielen zu hören."

*

„Die Miethfrau im ersten Stockwerke erhält ihr Journal den Tag vorher; man glaubt also, daß sie die Neuigkeiten zwölf oder fünfzehn Stunden früher wisse, als der Advokat im zweiten Stockwerke, der das seinige erst am andern Morgen bekommt; der Schneider im vierten Stockwerke erhält das Siècle erst am folgenden Tage, und die Nähterin in der Dachstube, welche ihr Journal aus dem Lesekabinete in der Straße Coquenard entlehnt, liest es erst acht Tage nach seinem Erscheinen. Dennoch weiß Keine von den vier Mieth-Personen früher als die andern, was in Paris vorgeht; oft ist sogar die Nähterin am ersten davon unterrichtet. Dienen also die Journale dazu, Sie von dem in Kenntniß zu setzen, was man schon weiß?"

*

„Ehemals wohnte ein Hausmeister ein wenig schlechter, als der Hund einer Meierei; jetzt haben wir in unserer Loge einen Teppich, zwei Pendeluhren zu vier-

hundert Franken, drei Gemälde von Roqueplan, Belloc und Verdier, Lehnstühle von Palissanderholz; die Mama geht nie zu Fuß aus. Noch einige Jahre, und man wird mit Wichtigkeit sagen: Er heirathet die Tochter eines Hausmeisters!"

*

„Ich frage mich, ob man in einer geringeren Stellung ist, weil man, anstatt mit einem Manne zu thun zu haben, der zu Ihnen sagt: „„Mein Herr, machen Sie mir eine Vollmacht,"" was das Geschäft eines Notars ist, mit irgend einem Höflichen zu thun hat, der zu Ihnen sagt: „„Machen Sie gefälligst auf!""

*

„Die Pariser-Polizei wird fast nur von Dienstboten besorgt; fast alle Dienstboten sind Diebe oder Spione. Die Aeltesten sind noch mehr Diebe und noch mehr Spione, das ist alles. Der Ehrlichste unter ihnen, Mann oder Weib, stiehlt der Herrschaft täglich wenigstens zehn Sous. Doch will ich die Dienstboten davon ausnehmen, welche ihre Herrschaften zwanzig Jahre lang ernährt haben — von der Frucht ihrer Ersparnisse."

*

„Gestern hab' ich zum ersten Male der Darstellung eines Trauerspieles beigewohnt. Gott, wie hab' ich gelacht! Ich erstickte, um nur in meiner Umgebung kein Scandal zu erregen. Man spielte Iphigenie in Aulis. Wie dieses arme Mädchen sich so kalt

abquälte, um zu beweisen, daß sie Achilles liebe, den Possierlichsten der Verliebten, einen Verliebten, der nur immer von sich spricht! Und diese Mutter, die davon redet, die eine Stunde lang davon redet, anstatt ihre Tochter am Arme zu fassen, und ihr zu sagen: „„Ich bin Deine Mutter, und man wird Dir kein Haar auf Deinem Haupte krümmen!““ Bedurfte ich des Zornes des Achilles, um sicher zu seyn, daß der Iphigenie nichts begegnen würde? War ihre Mutter nicht da? Man sagt, das Stück sei gut geschrieben. Es ginge nichts mehr ab, als daß es schlecht geschrieben wäre. Man hat mir die Schauspielerin sehr gerühmt, welche die Rolle der Iphigenie spielte.“

*

„Das Leben ist ein Traum, aber ein oft von dem Läuten des Herrn, der nach Mitternacht heimkommt, unterbrochener Traum.“

*

„Ich habe eine Bemerkung gemacht, weiß aber nicht, ob sie richtig ist: es werden keine Blonden mehr geboren; alle Welt ist braun.“

*

„Ich habe noch keinen Greis in Paris gesehen. Um wie viel Uhr gehen sie denn aus?“

*

„Eine gut conservirte Frau! Großer Gott! Wie sähe sie aus, wenn sie schlecht conservirt wäre?“

*

Ein anderes Muster des Styles einer Pariserin im Jahre 1844.

Styl der Pariserin in den Straßen Helder, Pinon, Lepelletier, Houssaie, Joubert.

Die Maitresse des Herrn Grafen von la Mi . . an die Maitresse des Herrn Marquis von D...

„Liebe Angebetete!

„Du möchtest wissen, was ich in meinem Zimmer und auf meinem langen Lehnstuhle mache, in welchem ich nach der Anordnung des Arztes liegen muß, will ich nicht meine Nachkommenschaft in der Person eines Herrn Louis, oder eines Fräuleins Marie, deren Geburt bevorsteht, vereitelt sehen. Ich denke an drei Dinge, die in dem Augenblicke, da ich Dir schreibe, nicht da sind. Natürlich an meinen lieben Grafen, der in Italien ist; an seinen Sohn oder an seine Tochter, die bis jetzt weder den Tag noch die Nacht erblickt haben, und an Dich, die Du noch, in Folge des letzten Balles, in tiefem Schlafe liegst. Julius ließ mir übrigens, als er abreisete, viele Angelegenheiten zurück, die ich zu ordnen habe, und ich muß an seinen Advokaten schreiben, an seinen Notar wegen der Verlassenschaft seines Onkels, an mehrere Deputirte, deren Besuche mir noch lästiger sind, als meine Correspondenz mit ihnen. Was sind das für wunderliche Leute, meine gute Freundin! Weil der Graf, ihr Freund, mir mo-

natlich zweitausend Franken giebt, bilden sie sich ein, ich müsse sie auch noch in den Kauf nehmen.

„Man muß es sehen, wie unverlegen sie von sich sprechen, mit welcher Dreistigkeit sie ihre Galanterien anbringen, mit welcher Unfehlbarkeit sie sich antragen... „„Halten Sie mich für Ihre Frau Gemahlin?““ sagte ich einem von ihnen, der sich alles erlaubt wähnte, weil ich ihm die Befugniß zugestanden, die Spitze meines Fußes zu küssen, so oft er in der Kammer der Deputirten nicht würde gesprochen haben.

„Glaubst Du, daß das famose Gesetz dießmal durchgehen wird? Marianne hat um ein Mittagsmahl mit mir gewettet. Ich sage, daß es nicht durchgehen wird, sie behauptet das Gegentheil. Was meinst Du, liebe Freundin? Kannst Du glauben, daß Leute, welche nicht geradezu Kleiderhändler, Glasscherbenhändler sind, einer so erhabenen Albernheit beistimmen? Dieß kommt mir gerade so vor, als wollte ich von meinem lieben Grafen, außer meiner Civilliste von monatlich zweitausend Franken, die er mir giebt, noch eine Dotation von zehn Sous für die chemischen Schwefelhölzer verlangen, die ich verbrauche.

„Du hast versprochen, mich in der Tracht der Zigeunerin von Paris zu besuchen, welche Du Dir eigens zum jüngsten großen Ball im Opernhause machen ließest. Komm nur; ich werde Dir dagegen das Wickelzeug meines künftigen Harlekins oder meiner künftigen Pierrette weisen. Uebrigens konnte Dir Dein

Marquis sagen, daß er mich kürzlich mit Werken von Nachtjäckchen für Kinder beschäftiget fand.

„Sei nicht eifersüchtig, aber er ist allerliebst, Dein Marquis. Siehst Du, gute Freundin, man muß hiewegen immer wieder auf diese Leute zurückkommen hinsichtlich der Auszeichnung, wie man immer wieder auf uns zurückkommen muß in Betreff der Liebe. Es kostet viel, sie anzuziehen, und es kostet viel, uns festzuhalten.

Wie unterhaltend sie sind! Wie einfach! Wie zeigen sie Witz, Geschmack, so ungezwungen, ohne zu gemeinen Spässen herabzusinken, ohne die Anmassenden zu spielen!"

„Hast Du im vorigen Monate etwas in die Sparkasse getragen? Nun, lüge mich nicht an! Du hast nichts hingetragen. Das ist schlimm. Ich werde bei Deinem Marqis auf zwei hundert Franken Beschlag legen, damit ich Dir im nächsten Monate nicht den nämlichen Vorwurf zu machen brauche. Siehst Du, Gute, ich werde den Maire meines Bezirkes in die Sparkasse legen. Du weißt, daß die Fonds vorgestern gestiegen sind. Ich gewinne sechs tausend Franken, sechs Liebschaften zu tausend Franken, welche ich auf den Kopf desjenigen anlegen werde, dessen Kopf ich vielleicht noch nicht ausgebildet habe. Platz, meine Liebe, Platz! Wir nehmen zu, und Zunehmen heißt Altwerden, hat der geistvolle Bequet gesagt.

„Kennst Du die neuesten Verse von Théophile Gautier?

Verschaffe sie Dir; sie sind göttlich. Welch ein herrlicher Dichter! . . . Welch ein Leben in einem dreimonatlichen Concubinate mit geistvollen Leuten, die man liebt! Welche Aspasia könnte ich vorstellen!

„Lebe wohl, Dritttheil meiner Seele! Ich kann nicht mehr sagen „„Hälfte““. Ein Dritttheil gehört Jenem, der in Italien ist; ein zweites Dritttheil Jenem oder Jener, auf dem oder auf der meine Hand ruht; das dritte Dritttheil ist Dein. Nichts für mich, weil ich durch Euch Drei lebe.

Deine Beenice.“

Vorletztes Stylmuster, und ein wenig von den Sitten einer Pariserin im Jahre 1844.

Eine rechtschaffene Frau an eine rechtschaffene Frau.

„Liebe Anaïs!

„Mein Bär ist verreiset; wir können uns also ungehindert unterhalten. Gott sey gelobt, ich bin frei. Um das Maß meines Glückes voll zu machen, sind meine Gendarmen von Töchtern heute früh in die Erziehungs-Anstalt gekommen. Wisse, daß es nicht immer lustig ist, überall, wo man geht, zwei große Geburts-Urkunden an der Seite zu haben, welche die Aeußerungen veranlassen: „„Ja, die Mama kann dreißig bis fünf und dreißig Jahre zählen.““ — „„Ich sage Dir,““ fügt irgend eine liebevolle Seele bei, „„daß sie sieben und dreißig auf dem Rücken hat. Rechne nur nach! Sie

hat mit vier und zwanzig Jahren geheirathet . . .""
Um allen diesen Meuchelmorden kurzweg ein Ende zu machen, hab' ich die beiden Fräulein in's Kloster gestellt. So ist doch wieder ein Jahr gewonnen.

„Der erste Gebrauch, den ich von meiner Freiheit machen will, ist: jenen Roman zu lesen, von dem man seit sechs Monaten so viel spricht. Dadurch, daß mein Mann zu mir sagte: „„Ich verbiete Dir, ihn zu lesen; er ist dumm, er ist unmoralisch,"" hat er eine außerordentliche Lust in mir erregt, ihn zu kennen. Es ist die Geschichte, sagt man, von einer jungen Frau, welche entführt, und mitten in der Nacht in ein kleines Landhaus gebracht wurde; man sagt, sie sey interessant, verliebt, bisweilen unanständig . . . man hat mir versichert, es seyen viele Punkte darin. Ich bin ganz vernarrt in Bücher, worin man viele Punkte findet. Ich träume, ich rege mich auf, ich begeistere mich, wenn ich deren sehe . . . Nun aber will ich ihn endlich lesen, diesen berühmten Roman. Ich werde es Dir sagen, ob viele Punkte darin sind.

„Dießmal oder niemals werden wir die Boulevards-Stücke können geben sehen, eine weitere Antipathie meines Bären.

„Nimm eine Loge für morgen, ich bitte Dich. Sehen wir miteinander die Zigeuner von Paris. Ich habe in meinem Journal die Beurtheilung dieses Stückes gelesen. Es scheint, meine Liebe, daß es voll Diebe, Galeerensclaven und Menschen ist, welche andere

durch Fallthüren verschwinden machen. Suche eine Vorderloge zu bekommen.

„Du hast mich kürzlich in einem Anfalle übler Laune gefragt, worin, nach meiner Meinung, das Glück auf Erden bestehe. Ich habe Dich verstanden, liebe Anaïs: das Glück besteht sehr oft weniger darin, zu besitzen, was man nicht hat, als aufzuhören, zu haben, was man besitzt. Dein Glück wäre vielleicht, o Elend! Wittwe zu seyn. Ich sage nicht, daß Du den Tod Deines Mannes wünschest; dieß ist eben so wenig Dein Wunsch, als der meinige, obwohl unsere Lagen viel Aehnliches haben; aber wir sehen Beide das Glück ein, frei zu seyn, mit der Erfahrung, die wir erworben haben.

„Gott, wie kann man so aus voller Brust athmen, wenn man die Kerker ehelicher Gemeinschaft verläßt, um in das Paradies des Wittwenstandes einzugehen! Wittwe! Wittwe! Doch man geht, wohin man will, doch man sieht, wen man will, doch man geht aus, wann man will, doch man geht heim, wann man will! Nicht wahr, liebe Anaïs, dieß ist für eine Frau jene sociale Stellung, die sie mit Recht das Glück nennen kann?

„Geduld, gute Freundin, laß uns inzwischen jedes Vergnügen genießen, welches uns die Abwesenheit meines Mannes, eines im Grunde vortrefflichen Mannes, über den ich mich nicht beklagen kann, und die Krankheit des Deinigen, die, wie mich dünkt, ziemlich lange

dauert, zu genießen gestattet. Sag' ihm tausend freundliche Grüße von mir!

„Lebe wohl! Schnell diesen Roman, und die Theaterloge!

„Deine treue

Julie Vol......“

Letztes Muster des Styles einer Pariserin im Jahre 1844.

Memoiren einer jungen und rechtschaffenen, an einen Farbenhändler in der Straße Verrerie verheiratheten Frau.

„Ich bin seit dem 20. Januar 1844 verheirathet, das heißt, seit ungefähr vierzehn Tagen. Mein Gott, was für einen Wechsel meiner Ideen hat diese kleine, entschwundene Zeit hervorgebracht! Wer hat unrecht, ich oder der Ehestand? Ich weiß es nicht. — Hier meine Erlebnisse; gebe der Himmel, daß ich nicht gestört werde, indem ich sie niederschreibe, um mich eines Tages mit Unparteilichkeit beurtheilen zu können!

„Der Ehestand, hatten mir meine guten Freundinnen in der Erziehungsanstalt gesagt, ist die Verwirklichung unserer schönsten dichterischen Träume. Die zarten Bebungen, die uns bei dem Anblicke eines jungen Mannes durchschauern; die innere Unruhe bei der Wiederkehr des Frühlings, bei dem Aufgange des Mondes hinter den Akazien; das unerklärbare Bedürfniß, zu weinen, sagten sie mir auch, enträthsele sich durch

das Heirathen. Die Seele hat das Wort des Räthsels errathen. Und ich verließ die Erziehungsanstalt.

„Ich dachte mir, ohne völlig so romanhaft zu seyn, wie meine jungen Gefährtinnen: „„Es ist nicht möglich, daß meine Eltern mich zehn Jahre lang im Institute erziehen, mich italienisch, deutsch, englisch, Musik, Singen, Zeichnen, Malen, Literatur, Tanzen lehren ließen, um mich an einen Mann zu verheirathen, der die Künste nicht lieben sollte.""

„Am folgenden Tage meines Austrittes aus dem Institute, sagte meine Mutter zu mir: „„Du heirathest einen reichen Farbenhändler in der Straße Verrerie."" Meine erste Frage war: „„Versteht er Musik?"" — „„Ich sage Dir, daß er ein Farbenhändler ist,"" erwiederte meine Mutter. . . . .

„Acht Tage darnach führte man mich zur Mairie und in die Kirche. . . .

„Ich unterbreche meinen Aufsatz, um einem Correspondenten meines Mannes zu antworten, der Folgendes von mir verlangt:

„Hundert Kilogramme Beinschwärze.

„Ein großes Faß Grünspan.

„Zwei Fässer Leim.

„Zwanzig Kilogramme Soda.

„Zwei Packete Teufelsdreck.

„Nachdem ich mir die Hände zwanzigmal ohne Erfolg gewaschen habe, fahre ich wieder in meinen Memoiren fort.

„Gott! welche traurige Sache hab' ich zu schreiben! . . . Als er in's Bett ging, zog er wollene Strümpfe an, und setzte eine baumwollene Mütze auf.

„Ich werde mich daran gewöhnen . . .

„„Mein Lieber,"" sagte ich vor acht Tagen zu ihm, „„wirst Du mir ein Piano kaufen?""

„„Wozu?"" fragte er mich. „„Was kostet das?""

„„Zwölfhundert Franken.""

„„Zwölfhundert Franken!"" rief er aus. „„Mit diesem Gelde kaufe ich lieber Wallfischthran, und spekulire auf das Steigen. Uebrigens spielt eine verheirathete Frau nicht Clavier.""

„Ich werde mich dareinfügen."

„Wieder eine Unterbrechung; mein Mann tritt ein.

. . . .

„Ich fahre fort."

„„Was muß ich sehen! . . . Was liesest Du da?"" sagte er launisch zu mir; „„liest man in einem Magazine? Hier giebt es immer etwas zu thun. Kleb Waarenzettel auf, mach Packete, miß, wäge!""

„Alles ist geschehen, mein Freund," antwortete ich.

„„Was ist dieß für ein Buch?"

„The poems of Ossian, The Son of Fingal. *)"

„„Du kannst also englisch?""

„Ja, mein Freund!"

---

*) Die Gedichte Ossians, des Sohnes Fingals.

D. Ueb.

„„Aber Du kannst doch alles!““

„Spöttisch lächelnd wendete er mir den Rücken. Ich werde mich darein ergeben.

„Gewohnheit, Unterwerfung, Ergebung, dieß sind, ich weiß es, die drei Grazien, die drei theologischen Tugenden des Ehestandes.

„Es wird mir gewiß noch gelingen, meine Pflicht so gut zu erfüllen, daß ich meinem Manne gefallen werde; aber ich frage mich, warum man die jungen Mädchen so viele Sachen lehrt, die nur dazu dienen, ihnen späterhin Reue einzuflößen, sie gelernt zu haben, oder warum man sie nicht eigens zu künftigen Frauen von Farbenhändlern, Gewürzkrämern, Wechselagenten, u. s. w. erzieht.

Betrachtung des Verfassers.

Nach einem Jahre werden wir dem Leser sagen, ob die Frau des Farbenhändlers in der Straße Verrerie es auf den Grad der Ergebung gebracht hat, welchen sie wünschte, um von ihrem Manne geliebt zu werden.

Sprechen wir von der Leichtigkeit der Pariserin.

Ich habe irgendwo gesagt, daß das französische Volk, das leichteste auf Erden, nach seiner eigenen und anderer Nationen Aussage, die Guillotine, das Rad, den alexandrinischen Vers, das epische Gedicht, das classische Trauerspiel, den Reifrock, gesottenes Rindfleisch, das Fuhrmannspferd, und alles, was es Hirnrissigstes

auf der Welt giebt, erfunden hatte. Dieses nämliche französische Volk hat die Meinung aufkommen lassen, daß die Pariserin die Leichtigkeit der Schwalbe, und die Zartheit eines Duftes habe.

Die Pariserin ist tanzend sehr leicht, das ist wahr; aber sie tanzt nicht immer. Wenn sie liebt, zum Beispiel, löset sie sich nicht in jedem Augenblicke in Duft von Weihrauch oder Myrrhen auf. Sie ist ernst, wie die Liebe, wenn die Liebe sie fesselt und beherrscht; dann ist weder die Spanierin mit dem braunen Teint, noch die Italienerin mit dem Pappendeckeldolche mit ihr zu vergleichen.

Wie sind Pariserinnen nach Aegypten, Italien, Rußland, jenen Schaaren von Offizieren gefolgt, denen sie ihre Herzen auf irgend einem ländlichen Balle geschenkt haben, zur Zeit des Consulats oder des Kaiserreiches! Weder der Sand der Wüste, noch das Eis der Berezina, haben sie auf dem Pfade ihrer Hingebung aufgehalten. Sie haben das Gewehr geputzt, die Wäsche gewaschen, die Wunde verbunden, die Suppe gesalzen, den Marsch ihrer heldenmüthigen Gatten erheitert. Es giebt keinen Punkt der Erde, wo man nicht die Pariserin findet, sei's als Putzarbeiterin, Limonadeverkäuferin, Besitzerin eines möblirten Hôtels. Ich bin überzeugt, daß sie bereits in China etablirt ist, wohnend zu Hong-Kong mit dem Aushängschilde:

„Zum Glöckner von Saint Paul.
Madame Duhamel,
Modewaarenhändlerin
von Paris.
verkauft Parfümerie, Glaçéhandschuhe, feine Hemden, Bürstenwaaren, und andere Toilettengegenstände zum Gebrauche der Tartaren, Sifanen und Mandschu.“

Und überall benimmt sie sich mit dieser besondern Anmuth, verschwendet jenen bezaubernden Ton, jene einladende Manieren, womit es ihr gelänge, etwas für tausend Franken zu verkaufen, was drei Sous werth ist.

Noch ein Wort über diesen Leichtsinn und was wir ihm verdanken.

In der Regel glauben die Kinder, daß die Stockfische in der trockenen, zähen und abgeplatteten Gestalt, in welcher sie dieselben auf der Fleischbank der Specereihändler sehen, auf dem Grunde des Meeres schwimmen: Viele unserer ehrenwerthen Landsmänner sind hinsichtlich der socialen Beobachtung in dem nämlichen Wahne. Unsere Litteratur, die sie, ohne Zweifel aus Leichtsinn, über, weit über andere Litteraturen stellen, scheint ihnen ein sich von selbst verstehendes, einfaches Naturerzeugniß des französischen Bodens. Wollte man ihnen glauben, so hätte ein so berühmtes Volk, wie das unserige, nicht das Recht, in der Litteratur nicht groß zu seyn. Ohne aufzuhören, geistvoll und Fran-

zosen zu seyn, suchen wir vernünftig zu seyn; wollen Sie?

Wer hätte wohl vor Racine, Molière, Marivaux, Beaumarchais, Le Sage und von Balzac, so groß vielleicht, als sie alle, es für möglich gehalten, daß von Balzac, Le Sage, Beaumarchais, Marivaux, Molière und Racine, jener in seinem bewunderungswürdigen Romanen, die andern in ihren schönen Lust- und Trauerspielen, eine so reiche Fülle von Frauen schildern könnten? Wer hat ihnen den Stoff gegeben, so viele Portraite zu zeichnen, so viele Charaktere zu zergliedern, so viele zarte, lebendige, originelle, einfache, zusammengesetzte Gefühle, spitzfindig bis zum Seltsamen, tief bis zum Schmerze?

Wer hat ihnen denn jene zwischen die vier Wände eines Salons eingeschlossenen Familiendramen geoffenbaret, und jene Kämpfe des Herzens mit dem Herzen, jene Schauspiele der Seele, worin sie sich nackt zeigt, die ganze Geschichte der Menschheit, deren Blätter durch Lachen zerknittert, oder von Thränen befleckt sind? Nicht wahr, die Frau par excellence, die Pariserin?

Sie haben nicht erfunden; man erfindet nur die Lüge; sie haben nachgebildet: und die Sitten, die Physiognomie, der Geschmack, die Launen der Pariserfrau sind es, die sie zum Vorbilde genommen. Man wendet sich an den Baum, um die Früchte zu bekommen. Esther, Junie, Berenice, Iphigenie, Phädra selbst, Celimene, Dorine und alle diese Frauen, entsprungen dem

reichen Geiste Moliere's, und dem nicht minder reichen von Balzac's, sind geboren, haben gelebt, geherrscht in Paris, die einen am Hofe Ludwigs XIV., die andern im Hôtel Rambouillet, auf der Place-Royale und in der Straße Tournelles, in der Vorstadt Saint-Germain.

Ohne die Pariserfrau wäre also die französische Litteratur eben so null, wie es die griechische Litteratur ohne Helena und Clytemnestra seyn würde.

Ich empfehle diese Beobachtung den Kritikern von Profession, die so reich an Gedanken, Geschmack, und besonders an Styl sind.

Ist die Pariserin schön? Wie ist sie schön? Ist sie es lange?

Man antwortet durch ein Feenmährchen.

Die blaue Fee.

Eines Tages schwebte die blaue Fee auf die Erde herab, in der höflichen Absicht, an alle Mädchen, die Bewohnerinnen der verschiedenen Länder, die Schätze ihrer Gunst zu vertheilen, die sie bei sich trug.

Ihr amarantfarbiger Zwerg blies das Horn, und sogleich erschien eine junge Frau von jeder Nation am Fuße des Thrones der blauen Fee. Diese Einheiten bildeten, wie man sich vorstellen kann, zuletzt eine ziemlich ansehnliche Menge. Dieß geschah lange vor der Revolution im Juli 1830.

Die gute blaue Fee sagte zu ihren Freundinnen: „Ich wünsche, daß Keine von Euch über das Geschenk

sich zu beklagen habe, das ich ihr machen will. Es liegt nicht in meiner Macht, Jeder von Euch das Nämliche zu geben; würde aber eine solche Gleichförmigkeit in meiner Freigebigkeit ihr nicht alles Verdienst nehmen?" Da die Zeit für die Feen kostbar ist, so sprechen sie wenig. Die blaue Fee unterbrach da ihre Rede, und begann mit der Vertheilung ihrer Geschenke. Niemand schien damit unzufrieden.

Sie gab der jungen Frau, der Vertreterin aller Castilianerinnen, so schwarze und lange Haare, daß sie sich eine Mantille daraus machen konnte.

Der Italienerin gab sie lebhafte und so glühende Augen, wie ein Ausbruch des Vesuv mitten in der Nacht.

Der Türkin, eine Wohlbeleibtheit, rund wie der Mond, und weich, wie Eiderdunen.

Der Engländerin, ein Nordlicht, um sich Wangen, Lippen und Schultern zu färben.

Einer Deutschen, Zähne, wie sie sie selbst hatte, und, was nicht werthvoller ist, als schöne Zähne, jedoch auch seinen Werth hat, ein gefühlvolles und ganz zur Liebe geschaffenes Herz.

Einer Russin das vornehme Aussehen einer Königin.

Dann, um zu den Einzelnheiten überzugehen, hauchte sie den Frohsinn auf die Lippen einer Neapolitanerin, den Witz in den Kopf einer Irländerin, den gesunden Menschenverstand in das Herz einer Flamänderin, und als sie nichts mehr zu verschenken hatte, erhob sie sich, um wieder zu entschweben.

„Und ich?“ fragte sie die Pariserin, und hielt sie an den wehenden Säumen ihrer blauen Tunica zurück.

„Ich hatte Dich vergessen!“

„Gänzlich vergessen, Madame.“

„Du warest zu nahe bei mir, und ich habe Dich nicht gesehen. Aber was kann ich jetzt thun? Der Gabensack ist leer.“

Die Fee dachte einen Augenblick nach; dann rief sie durch einen Wink alle ihre reizenden Beschenkten zurück, und sagte zu ihnen: „Ihr seyd gut, weil Ihr schön seid. Es geziemt Euch, ein schweres Unrecht von meiner Seite wieder gut zu machen: bei der Vertheilung hab' ich Eure Schwester aus Paris vergessen. Möge denn jede von Euch, ich bitte darum, einen Theil des von mir erhaltenen Geschenkes unserer Pariserin überlassen. Ihr werdet wenig verlieren und viel gut machen.“

Wie könnte man einer Fee etwas versagen, besonders der blauen Fee?

Mit jener Anmuth, welche stets glücklichen Leuten eigen ist, näherten sich diese Damen der Pariserin, und spendeten ihr im Vorübergehen: die eine ein wenig von ihren schönen schwarzen Haaren, die andere ein wenig vom Rosa ihres Teints; jene einige Strahlen des Frohsinns, diese, was sie von ihrer Empfindsamkeit entbehren konnte, und so geschah es, daß die Pariserin, anfangs sehr arm, sehr unbekannt, sehr übertroffen, durch diese Theilung plötzlich weit reicher, und weit

besser ausgestattet war, als irgend eine ihrer Gefährtinnen.

Die blaue Fee war bereits lächelnd zum Himmel zurückgekehrt.

Dieß beweiset ...... Ich habe nichts zu beweisen.

Sagen wir nun, ob die Pariserin lange schön ist.

Wenn die Erklärung, welche wir von der Schönheit der Pariserin gegeben haben, nicht irrig ist; wenn die Dichtung von der blauen Fee einen wahren Sinn verbirgt, so könnte diese, so ziemlich einer reichen Mosaik ähnliche Schönheit, mit einem Schlage nicht zu Grunde gehen.

Die zu einfache Schönheit der Spanierin, die zu gebieterische Schönheit der Italienerin, haben, zum Beispiel, nicht ein schonendes Ende, ein sanftes Vergehen, ein ruhiges Erlöschen. Eine Krankheit nimmt die stolze, die schöne Frau mit, und läßt eine Hexe da; und dieses traurige Geschick stellt sich in heißen Ländern immer frühzeitig ein.

Die Pariserin triumphirt geradezu über die Krankheit, über das Alter, über alle möglichen Gebrechen, und der Tod holt sie fast nur, wenn sie so alt ist, wie eine Logenschließerin. Verliert sie ihre anmuthige Körperfülle, so bleiben ihr ihre Haare; verliert sie ihre Haare, so tröstet sie sich mit ihren Zähnen; verliert sie

ihre Zähne, so bleiben ihr ihre Augen, diese lange Zeit feinen und spottenden Bewahrspiegel alles dessen, was sie gesehen haben; erlischt der Glanz ihrer Augen, so bleibt ihr noch ihr Lächeln, das so vieles in seinen Fältchen verbirgt; hat sie endlich alles verloren, so bleibt ihr noch ihr Geist; in diesen versenkt sie sich ganz, und verjünget sich so.

Der Geist einer Pariserin und dessen Unsterblichkeit.

Ich will nicht sagen, in welchem Alter eine Pariserin alt ist: eine Wahrheit ist schon an und für sich eine so traurige Sache, daß man sich hüten muß, sie beleidigend zu machen; aber sobald eine Pariserin die Nachsicht hat, sich für alt zu halten, erobert sie alsogleich eine Jugend, die nicht mehr vergeht. Welch' ein unerschöpflicher Schatz ist ihr Gedächtniß! Welches Buch sind ihre Erinnerungen! Welche Tiefe in ihren Rathschlägen! Welche Festigkeit! Welche Beharrlichkeit in ihren Zuneigungen! Welche Wegweiserin im Leben! Jeder Staatsmann, jeder Philosoph, jeder Künstler, jeder Dichter, kurz jeder Mann, der nicht einige Jahre im vertraulichen Verkehr mit alten Pariserfrauen verlebt hat, hat seine Erziehung für die Welt verfehlt. Sein ganzes Leben hindurch wird er dieses Unrecht, man könnte sagen dieses Unglück, bereuen.

Durchgehen Sie die Memoiren berühmter Männer vergangener Zeiten; fragen Sie die Erinnerungen der-

jenigen, welche heute den ersten Rang in der öffentlichen Meinung einnehmen; alle, wenn sie aufrichtig sind, werden Ihnen sagen, daß sie es großen Theils dem Umgange mit alten Pariserfrauen verdanken, daß sie etwas Großes im Leben thun, und vorzüglich ungeheuere Fehler und Thorheiten vermeiden konnten.

Das Geheimniß ihrer außerordentlichen Ueberlegenheit erklärt sich: in das Alter übergehend, bewahren sie das Zartgefühl der Frau, und erlangen den gesunden Menschenverstand des Mannes. Wie jener Wein, von welchem Homer spricht, werden sie Honig durch die Kraft der Jahre. Der Vernunft lebend, sind sie für die Leidenschaften todt. Man täuscht sie nicht. Wie sollte man sie täuschen? Es giebt bei ihnen nichts mehr zu erschmeicheln.

Wenn man aufgehört haben wird, Schwachköpfen Statuen zu errichten, wird man vielleicht daran denken, eine solche, ein herrliches Vorbild der Vernunft, der modernen Weisheit, zu errichten, vorstellend eine alte Pariserfrau, mit der einen Hand einen Greis stützend, die andere einem jungen Manne reichend, der so eben im Begriffe ist, in das Leben zu treten.

Schlußfolgerung.

Eine Pariserin ist eine anbetungswürdige Geliebte, eine fast unmögliche Gattin, eine vollkommene Freundin.

Ende.

Sie stirbt in der Religion, an welche sie niemals gedacht hat.

Léon Gozlan.

Flämmchen und Baptist.

Unterredung und Berathschlagung.

I.

Flämmchen war ein aufrichtiger Teufel, und übrigens nicht geneigt, sich etwas auf seine eigene Person einzubilden; er gewann bald die Ueberzeugung, daß seine Mission nicht so leicht zu erfüllen sei, wie er gedacht hatte. Das Wenige, was er gesehen und gehört, belehrte ihn, daß er, obwohl vordem Satans geheimer Sekretär und der Geheimnisse der Unterwelt kundigster Teufel, in allen Verhältnissen unserer Welt noch ein gewaltiger Neuling sei.

Daher fühlte er sich, nach der ersten Betrachtung von Paris mit der unverbrüchlichen Neugier eines unter seinem Vergrößerungsglase irgend ein Gewimmel beäugelnden Insektenkenners, bald von dem Sonderbaren des Schauspieles angezogen, das sich seinen Blicken darbot. In diesen scheinbar so ungeordneten Bewegungen, fand er ein gewisses Ebenmaß, und in diesem an=

fangs so verwirrten Getöse, Stimmen und Gespräche denen es nicht völlig an Sinn und Harmonie fehlte. Der Schauplatz war nicht groß geworden, aber die Schauspieler, das Stück, hatten vernünftige Verhältnisse angenommen. Ein Mathematiker bewies ihm durch a + b, daß das Unendliche überall und in Allem ist, in der Einheit wie in der Zahl, daß eins so vollkommen ist wie hunderttausend, und daß die Erde folglich, wenn auch nicht so groß, doch der Aufmerksamkeit des Beobachters eben so würdig erscheint, als jeder andere beträchtlichere Theil des Weltalls, — was zu der vielleicht vernünftigen Ansicht führt, daß eine Milbe so viel werth ist, als ein Elephant; — und Flämmchen hatte ohne Widerrede jene Theorie des Unendlichen gefunden. Ein Metaphysiker legte ihm den Beweis vor, daß die größten Dinge in den kleinsten enthalten seien, maxima in minimis; und ein Parisertaugenichts beantwortete seine wahrscheinlich allzutreuherzige Frage, mit der sehr kaltblütigen Erkundigung: ob er von seinem Dorfe komme?

Kurz, Flämmchen war zu dem aufrichtigen Geständnisse gekommen, — wieder eine Treuherzigkeit — daß er noch alles zu lernen habe, um etwas kritisiren zu können.

II.

Sein Entschluß war bald gefaßt.

„Ich werde es lernen," sagte er, „wär's auch auf meine Kosten."

Und Flämmchen, der Unerschrockene, begann muthig, nicht mit dem Schwersten, aber sicher mit dem Gefährlichsten, da er, wie gesagt, gleich anfangs verliebt geworden war.

Amor, liebe Madame, ist ein Lehrer, der Niemanden durch die Finger sieht.

III.

Eine Berathschlagung.

Das Lesen der wahrhaften und geistvollen Urkunde, die man so eben unter dem Titel: „Was eine Pariserin ist," gelesen hat, verwirrte dergestalt alle Ideen, die der verliebte Flämmchen von den Frauen im Allgemeinen, und von der Pariserin insbesondere sich gemacht hatte, und stürzte ihn in solche Verlegenheiten, daß er um jeden Preis sich heraushelfen wollte.

„Baptist," fragte er, der Sache überdrüssig, seinen Kammerdiener, „antworte mir: was denkst Du von den Frauen?"

„Aber, mein Herr . . ." sagte Baptist mit der Miene eines unvermuthet Gefragten.

„Sprich immerhin," erwiederte Flämmchen; „was denkst Du von den Frauen?"

„Ei, mein Herr," erwiederte endlich Baptist, — „je nachdem."

Und es war unmöglich, aus dem Munde des klugen Baptist ein Wort mehr zu erhalten.

„In der That," dachte Flämmchen, „der Bursche hat Recht, und seine Antwort ist einer andern werth."

„Baptist, ich habe keine Cigarren mehr," sagte Flämmchen.

IV.

Entschiedene Meinung des Baptist von den Frauen.

Baptist, der einen Augenblick hinausgegangen war, um Cigarren zu holen, kehrte eben zurück.

„Zum Teufel!" fuhr Flämmchen wieder fort, dem es nachgerade beifiel, daß die Antwort seines Kammerdieners etwas zu wünschen übrig lasse, „zum Teufel! Baptist, Du mußt ein hübscher Bursche gewesen sein; es ist unmöglich, daß Du auf meine Frage keine bessere Antwort solltest geben können, als die beiden Worte, die Du so eben herausgepreßt hast."

Und als Baptist, um nicht zu antworten: „je nachdem," gar nichts antwortete, sagte Flämmchen:

„Du bist denn doch verliebt gewesen!"

„Ich bin so jung gewesen! . . ." erwiederte Baptist.

„Ei was!" versetzte Flämmchen, „sollte es Dich reuen, geliebt zu haben?"

Baptist zögerte einen Augenblick.

„Es ist ein Unterschied zwischen Frau und Frau," sagte er endlich.

„Wie zwischen Reisbündel und Reisbündel," ent-

gegnete Flämmchen lachend, den der bündige Ausdruck Baptist's in gute Laune versetzte.

Als Baptist, welcher ehrerbietig die Augen niedergeschlagen, während sein Herr ihn fragte, ja sie sogar völlig geschlossen hatte, ohne Zweifel, um sich auf seine Antwort besser vorzubereiten, ihn lachen hörte, und die Ursache einer so plötzlichen Heiterkeit nicht begriff, wagte er es sodann, den Kopf zu erheben, um den Grund davon zu erfahren. Allein Baptist erblickte nichts, als den leeren Armstuhl Flämmchens.

Flämmchen war verschwunden.

V.

Ein Anderer als Baptist wäre ob diesem unglaublichen Verschwinden bestürzt worden; denn die Thüre war nicht offen, jedes Fenster immer zugemacht, und die Wohnung Flämmchens im Hôtel des Princes, wo er abgestiegen, stets in dem Rufe geblieben, vollkommen geschlossen zu sein; ein Anderer hätte unter den Tischen, unter dem Bette, hinter den Vorhängen, kurz überall gesucht, wo nur immer wahrscheinlicherweise ein Gesandter sich in der Absicht versteckt haben konnte, seinem Kammerdiener eine Ueberraschung zu bereiten. Aber Baptist war ein zu bescheidener Diener, um sich jemals darüber zu beunruhigen, was sein Herr that, oder um seine Handlungen zu prüfen. Er begnügte sich damit, den Armstuhl wieder in eine Ecke des Salons zu stellen, das Schreibpult zu schließen, die Papiere zu ord-

nen, — und in das Zimmer der Dienerschaft zu gehen.

Am andern Tage war Flämmchen nicht erschienen. Ein Anderer als Baptist hätte vielleicht gedacht: „Wo muß denn der Herr hin sein!“ aber Baptist, ein Deutscher, und zudem ein Preuße, dachte sich gar nichts, und wartete.

Man sieht, daß Baptist durchaus kein Schwätzer war, da er, wider die Gewohnheit der Leute, die wenig sprechen, nicht einmal mit sich selbst plauderte, wenn er allein war.

Gegen zehn Uhr Morgens brachte ein Diener Baptist einen Brief. Dieser Brief war von Flämmchen.

Flämmchens Brief an Baptist.

„Mein guter Junge,“ schrieb ihm Flämmchen, „ich werde sobald als möglich wieder kommen. Bis zu meiner Rückkehr, die schnell und nicht schnell sein kann, und so lange meine Abwesenheit dauert, wirst Du mein Geschäftsträger sein, — das heißt, Du wirst einmal wöchentlich, an jedem Montage, mein Schreibpult öffnen, und mit geschlossenen Augen aus der mittlern Schublade eines der darin befindlichen Manuscripte nehmen, ein Packet daraus machen, dieses sorgfältig versiegeln, und es — durch die Post — dem Teufel, meinem Herrn, senden, und die Briefe beilegen, welche ich Dir vielleicht unter seiner Adresse zuschicken dürfte.

„Du bist folglich, mein lieber Baptist, einstweiliger Gesandter; das ist die allermindeste Sache, wie Du siehst; erschrick also nicht, sondern sei pünktlich; Du hast es mit einem Herrn zu thun, der sich auf's Warten nicht versteht.

„N. B. — Laß Dir nicht einfallen, unter den Manuscripten, welche Du sehen wirst, zu wählen; nimm auf's Gerathewohl! — Gerecht und unparteiisch ist nur — der Zufall!

„Flämmchen.

„Post-Scriptum. — Wenn Du Geld brauchest, wirst Du es in Deiner Tasche finden."

Viele Leute an Baptist's Platze, ohne bloß von Kammerdienern zu sprechen, hätten ohne Zögern gesagt: „Ich brauche Geld." Aber die Ruhe dieses ehrlichen Dieners verläugnete sich nicht in dieser Lage, und obwohl er Flämmchen erst seit einigen Tagen diente, dachte er doch nicht daran, von der Ermächtigung seines Herrn Gebrauch zu machen.

Er las den Brief mit großer Aufmerksamkeit, legte ihn dann schweigend zusammen, und alles war abgethan.

Besaß auch Baptist wenig Gesprächigkeit, so war er dagegen doch ein pünktlicher und ordentlicher Junge; daher unterließ er es auch nicht ein einziges Mal, den erhaltenen Auftrag in allen seinen Punkten zu vollziehen, und ohne zu wählen, am bestimmten Tage, aus

der geheimnißvollen Schublade, irgend ein Manuscript zu ziehen.

Mittelst dieser immer wohlgefüllten Schublade, und des Eifers Baptist's, blieb Satans Neugierde nicht einen Augenblick unbefriedigt. Dieser große Monarch wurde bald von einer so großen Vorliebe zu diesen Botschaften durchdrungen, die ihm von der Erde zukamen, daß der Tag ihrer Ankunft für ihn ein Festtag war.

An solchen Tagen versammelte er seinen Hof. Die Vignetten gingen zuerst von Hand zu Hand, wornach ein Teufel — vermuthlich der am wenigsten heisere — mit lauter Stimme vorlas, was sich eben ereignet hatte.

Was machte Flämmchen? Was ist aus ihm geworden? Ein Anderer mag's wissen, wir nicht; aber wir werden es vielleicht später erfahren, und dann für unsere Pflicht erachten, es zu sagen.

P. J. Stahl.

Wie man in Paris grüßt.

Als der Chevalier Marin unter der Regierung des Königs Ludwig XIII. nach Frankreich kam, war er von den übermäßigen Einleitungen einer Annäherung von Seite der jungen Herren, und von den unglaublichen Begrüßungen, welche ihren Gesprächen vorangingen, so überrascht, daß er die hübsche Aeußerung an seine Freunde in Italien schrieb: „In Frankreich beginnt jede Unterredung mit einem Ballete.“

Die Begrüßung und die Art sich zu nähern, so verschiedenförmig in den verschiedenen Ländern der Welt, haben besonders in Paris eigenthümliche Formen. In einer chronologischen Geschichte dieser Begrüßungsformen, schriebe man fast die Geschichte der Parisergesellschaft. Molière, dem von der großen Menschheits-Comödie nichts entgehen konnte, hat in Jourdain zwei ergötzliche Schilderungen dieser Lächerlichkeiten gegeben: wo Jourdain, vollständig unterrichtet aus den Händen seines Tanzmeisters hervorgegangen, die Marquisin zurücktreten macht, um seinen drei Grüßen die nöthige Entwickelung zu geben, und wo er, eine andere Wissenschaft übend, von seinem Lehrer der Philosophie die Art lernt, sich einer schönen Dame mit der so berühmten und so dehnbaren Redensart zu nähern: „Schöne Marquisin, Ihre schönen Augen machen mich vor Liebe sterben.“ Es ist ziemlich seltsam, daß jeder Begegnung von zwei Personen in der That zwei unumgängliche Handlungen vorausgehen sollen: eine Verdrehung und ein Zwangsgerede, das heißt: der Gruß und das Compliment.

Sollte dieses kleine Ballet, auf solche Art, nach Chevalier Marin, zwischen zwei sich begegnenden Personen aufgeführt, nicht einen geheimen Grund haben? jenen, sich wechselseitig zu sammeln, und zu erwägen, was in der Unterredung zur Sprache kommen kann. Eine Begegnung ist immer eine Ueberraschung; eine Ueberraschung setzt in Verlegenheit, und der Gruß und

das Compliment, die ihr folgen, sind ganz geeignet, um wieder die Fassung zu gewinnen.

Die ganze sociale Leiter bedürfte wieder einer Abstufung krummer Linien, welche die verschiedenen Grüße bezeichnen. Vom französischen Marschalle bis zum Bettler, vom Gecken zum Hohlkopfe, sind die Beugungen in ihrer Verschiedenheit unzählbar, und die geschickteste mathematische Abhandlung könnte sie nicht hervorbringen.

Der Gruß richtet sich nach dem Charakter; er ist stolz, einfach, gutmüthig, beschimpfend, wohlwollend, kalt, demüthigend, tief, treuherzig, steif, hochmüthig, traurig, unruhig, elend, verwegen.

Der eine Gruß reizt auf, ein anderer beleidigt und empört. — Die socialen Beziehungen, und die Abstufungen der Stellungen prägen sich dabei auf eine klare, aber rasche Weise aus. Bevor die beiden Grüßer wieder fest auf ihren Beinen stehen, urtheilen Sie schon über den Abstand, der sie trennt, und stehen sie einmal wieder fest auf ihren Beinen, und das Ballet ist aus, so verwischt das gleichmachende schwarze Kleid alle Ungleichheit.

Die Gecken und die Hohlköpfe haben über Leute von Geist in dieser Uebung eine unermeßliche Ueberlegenheit. Der Mann von Genie gehört hinten an; er hat nie zu grüßen verstanden.

Diese Kunst ist schwer; sie fordert tiefe Studien, eine bedeutende Erfahrung, oder eine natürliche Eingebung, welche sie ersetzt.

Der auserlesenste Gruß ist jener, welcher Würde mit Wohlwollen in gleichem Grade vereint; der dümmste ist jener, der demüthiget und betrübt.

Der Mann aus dem Volke und der Arbeiter kennen fast den Gruß nicht; sie gesellen sich lachend, aber mit aufrechtem Kopfe, und selbst ihren Vorgesetzten oder Reichen gegenüber verstehen sie es nicht, sich zu bücken.

Je höher man dagegen die Stufen der Civilisation emporsteigt, desto mehr nimmt die Geschmeidigkeit des Grußes zu; sie erreicht ihre äußerste Krümmung in den Salons der Könige und Großen.

Es liegt vielleicht in der Gewohnheit des Grußes etwas ungeheuer Lächerliches, unbemerkt, weil er eine Gewohnheit ist, was jedoch nicht daran gewöhnten Augen sogleich auffallen würde.

Benjamin Constant fühlte dieß, als er an Frau von Charrière schrieb, er lächle über die Leute, die ihr Gleichgewicht verlieren, um artiger zu scheinen. Aber was läßt sich machen? Dieses Lächerliche durch ein anderes ersetzen? Ist's der Mühe werth? Begnügen wir uns, es zur Sprache gebracht zu haben, damit unsere spottenden Nachkommen wissen mögen, daß wir uns selbst kannten, und ihnen in den Stachelworten und Geringschätzungen, womit sie unser Zeitalter überschütten werden, ergründend zuvorgekommen sind.

P. Pascal.

Die unsichtbaren Schauspiele.

Im sechsten Stockwerke eines prächtigen Hauses der Chaussée d'Antin wohnte vor einigen Jahren ein junger Mann, Namens Marcus Antonius Riponneau. Er war ein kräftiger Junge von fünf und zwanzig Jahren, mit rundem und purpurrothem Gesichte, mit blauen, hervorstehenden Augen, leicht gestülpter Nase mit weiten Nüstern, kirschfarbenen, aufgeworfenen Lippen, ein wahres Glücks- und Zufriedenheitsgesicht, wenn nicht eine niedrige Stirne, und so dichte Haare, daß er sie nur bürstenförmig geschnitten tragen konnte, seiner Physiognomie ein filziges und neidisches Aussehen gegeben, und mehr Starrsinn als Einsicht verrathen hätten.

Marcus Antonius war Commis im Finanzministerium, mit einem jährlichen Gehalte von 1800 Franken. Er begnügte sich damit, ohne damit zufrieden zu seyn. Bei dem Staatsbudget verwendet, hatte er alle Täuschungen desselben gelernt, und vor diesen in seinem Privatleben sich gehütet. Daher: keine eingeschriebene Schuld, die von sechs zu sechs Monaten verfallenden Zinsen verschlingend; keine schwebende Schuld, die man nie schuldig ist, weil man sie immer schuldig ist, das heißt, weil man borgt, um Geborgtes zu bezahlen. Was er vorzüglich in seinen Rechnungen unterdrückte, als einen der täuschendsten Finanzträume, war das Kapitel der zufälligen Einnahmen.

Marcus Antonius nahm 1800 Franken ein; er

rechnete nur auf 1800 Franken, ja er schlug sie gar nur auf 1700 Franken an, weil das künftige Pensionsgesetz ihm einen Abzug verhängen, oder irgend eine Versicherungsoperation auftragen konnte. Jede Ausgabe war unwandelbar angeziffert, vorhergesehen und gedeckt. Durch große Mäßigkeit ersparte er an seinem Essen den Bedarf guter Bekleidung, und durch große Behutsamkeit in allen seinen Bewegungen erhielt er seine Kleider immer in einem schicklichen Zustande, während sie auf den Schultern eines Geberdenreißers schon lange fadenscheinig geworden wären.

Riponneau erlaubte sich, seine Arme und Beine übermäßig auszustrecken, und in seiner Haut sich behaglich zu dehnen, nur zur Zeit, da er jedes Kleidungsstück abgelegt hatte, welches durch eine zu große Freiheit in den Bewegungen Schaden leiden konnte. Doch muß man gestehen, daß er zu einer solchen Zeit sich reichlich entschädigte, und mit dem ungebundensten Geberdenspiele die folgenden Herzensergießungen begleitete:

„Nur 1800 Franken haben, und den Keim aller großen Gedanken in sich tragen.“

Der Keim aller großen Gedanken war, eigentlich zu sagen, die Sehnsucht nach allen Luxusgenüssen des Lebens.

„Ah!“ fuhr Marcus Antonius fort, „arm sein, und da, gegenüber, im ersten Stockwerke dieses großen Hauses einen Herrn von Crivelin und eine Frau von Crivelin sehen! Sie sind reich, und alles lacht ihnen; die Welt schmeichelt ihnen; sie sind glücklich!“

Hier stampfte Meister Riponneau mit dem Fuße.

„Wäre ich nur," sagte er weiter, „wie dieser Herr Domen, der das ganze zweite Stockwerk unseres Hauses inne hat, welch' einen andern Gebrauch würde ich von meinem Vermögen machen, als er von dem seinigen! Doch was thut's! Er ist glücklich in seiner Art, da er, obgleich er überall leben könnte, nur zu Hause lebt, während ich mir alles versagen muß. Uebrigens, hätte er nicht das Vermögen, so hat er Ruhm und Ansehen. Donner und Wetter! Er ist glücklich!"

Bei dieser Stelle seiner Klagen stampfte er mit den Füßen.

Dann kamen neue Ausrufungen, über den Mützenkrämer im Magazine rechts vom Thorwege; über den Zuckerbäcker im Magazine links, und über alle Miethsleute des Hauses, nacheinander; denn dieses Haus war ausnahmsweise glänzend bewohnt: Lackeien, Hunde und Pferde bewegten sich zahlreich im Hofe; der Rauch der Küchenkamine duftete nach Trüffeln und Fasanen; auf der Treppe, über welche Marcus Antonius Morgens hinabstieg, um seine Milch zu holen, begegnete er schlanken Zofen mit schneeweißen Schürzchen, parfümirt mit den Essenzen ihrer Gebieterinnen. Dann stieß er sich an den quabbeligen Köchen. Seine sorgfältig gewichsten Stiefel wurden durch den Spiegelglanz der gefirnißten Schuhe der Kammerdiener verdunkelt. Das Glück der Herren beleidigte ihn durch das Bedientenvolk.

Abends umwogten Marcus Antonius die herrlichen

Concertstimmen, das Sumsen und sanfte Rauschen des Tanzes, und bisweilen, durch ein offenes Fenster, ein schönes blondes oder braunes, blumenbekränztes Köpfchen, ein üppiger anmuthiger Leib, von Seide wiederstrahlend, oder in Musselinschleier gehüllt; bald das süße Sichgehenlassen des mühelosen Glückes, bald das glühende Fieber des Vergnügens, — mit einem von Wünschen brennenden Luftkreise, worin er sich regte, seine Brust diesem balsamischen Hauche, seine Lippen diesen göttlichen Truggestalten öffnend, ohne irgend etwas fassen zu können, leerkauend, Schatten umarmend, und stufenweise in Ausbrüche von Wuth überstürmend, die ihn hinrissen, gegen den Boden mit Fußstößen und gegen die Mauern mit Faustschlägen zu toben.

Eines Abends nun, da Riponneau's Erbitterung auf einen Grad schrecklichen Ungestümes gestiegen war, hörte er an seine Thüre pochen, und gleich darauf trat ein Mann von etwa sechzig Jahren in sein Zimmer, mit kahler breiter Stirne, eingehüllt in einen wattirten und gesteppten Schlafrock von Kattun, wie die abgenähten Bettdecken unserer Großmütter. Dieser Mann hatte ein lebhaftes, durchdringendes Auge, einen feinen, spöttischen Ausdruck, aber doch voll Gutmüthigkeit.

„Mein Nachbar," sagte er zu Riponneau mit sanfter und gesetzter Stimme, „jeder ist Herr zu Hause. Ich müßte nicht bei der Einnahme der Bastille, noch bei der Julirevolution thätig gewesen sein, um nicht diesen großen politischen Grundsatz anzuerkennen. Aber jede

Freiheit hat ihre Grenzen, weil sie sonst einen Eingriff in die Freiheit Anderer macht. Sie haben die Freiheit, zu schreien, aber mit einem gewissen Maß und Ziel; denn ich habe die Freiheit, zu schlafen, und wenn Ihre Freiheit die meinige zerstört, wird sie eine Tyrannei, und die meinige eine Sclaverei, was gegen die Grundsätze der beiden Revolutionen ist, von denen ich so eben gesprochen habe."

Marcus Antonius hatte Lust, sich zu erzürnen; der Nachbar ließ ihm aber keine Zeit dazu, und fuhr fort:

„Uebrigens stelle ich dieses Ansuchen nicht meinetwegen; ich lebe gerne im Schweigen und im Lärme; aber ich spreche von ihrer armen Nachbarin, Jungfer Juana, der Nähterin, die ich diesen Abend sehr bleich heimkommen sah, sehr leidend, und mit von Thränen und Arbeitsmühen ganz rothen Augen. Die arme Kleine hat sich zu Bett gelegt, und hofft zu schlafen, wie sie mir gesagt hat; wohlan, mein lieber Nachbar, diesem lieben guten Mädchen zu Liebe, studiren Sie Ihre Melodramrollen nicht gar so laut."

„Ah!" sagte Marcus Antonius.

„Ferner," sprach der Nachbar mit selbstgefälliger Miene weiter, hab' ich Talma gesehen, mein Herr; und glauben Sie mir, er hat seine schönsten Wirkungen nicht mit großen Gebärden und lautem Geschrei hervorgebracht. Sehen Sie, im Manlius, hob er nur den Daumen auf, und blickte seitwärts, als er die zwei Verse sagte:

„„Ich war es, der ihr frech Beginnen hat erkannt,
Vom hohen Capitol die Gallier gerannt,““

und der Saal erdröhnte von Beifallssturme. Glauben Sie mir, mein Herr, die gute Declamation . . .“

„Aber, mein Herr, ich bin kein Schauspieler.“

„Ah bah!“ erwiederte der alte Nachbar; „Sie sind also Advokat?“

„Nein.“

Sie sind zu jung, um Deputirter zu sein? Was sind Sie denn, daß Sie für nichts und wieder nichts so heulen?“

Marcus Antonius besann sich einen Augenblick, und antwortete dann:

„Ich bin arm, mein Herr; das Glück der Reichen langweilt mich, und ich unterhalte mich auf meine Weise.“

Der Alte blickte mit Theilnahme auf Riponneau: im Gesichte des Greises kämpfte eine erste Bewegung von Schalkheit mit einer zweiten Bewegung von Wohlwollen. Das Wohlwollen siegte. Er nahm einen Stuhl, und mit jenem sanften Einflusse auf Andere, welche Alter und Nachsicht verleihen, sagte er zu Riponneau:

„Ah! Sie sind arm, und folglich unglücklich. Plaudern wir ein wenig, Nachbar. Sie wissen, daß besonders die Armen unter sich liberal sind, und ich, der ich glücklich bin, will Ihnen ein wenig von dem geben, was Ihnen fehlt; ich will Sie an meinem Glücke Theil nehmen lassen.“

„Und wie werden Sie dieß anstellen, Nachbar? Denn so ich Ihre Gewohnheiten richtig beobachtet habe, wohnen Sie allein?“

„Ja.“

„Sie arbeiten von Morgen bis zum Abend.“

„Ja.“

„Sie gehen selten aus.“

„Ja.“

„Wo ist also Ihr Glück, und was können Sie mir geben?“

„Nichts; aber ich werde viel für Sie gethan haben, wenn ich Ihnen etwas aus Ihrem Herzen nehme; dieß ist der Neid, der an Ihnen nagt, und alle Freuden Ihrer Jugend vergiftet, wie der Wurm am Herzen des Baumes.“

„Ich neidisch!“ sagte Marcus Antonius erröthend.

„Nun denn, junger Mann, sind Sie verheirathet?“

„Nein.“

„Haben Sie eine Geliebte?“

„Nein.“

„Haben Sie eine Familie, die . . .“

„Ich bin eine Waise.“

„Haben Sie Schulden?“

„Nein.“

„Keine Frau, ergo keine Kinder; keine Geliebte, ergo keine Nebenbuhler; keine Familie, ergo keine Bande; keine Schulden, ergo keine Gerichtsdiener: Sie sind also frei von allen Geißeln der Menschheit. Wenn

Sie dennoch unglücklich sind, so rührt dieß nicht von äußern und von Ihrem Wesen unabhängigen Ursachen her, sondern Ihr Unglück ist die Folge einer innern, Ihrer Natur angehörigen Ursache. Diese Ursache ist der Neid."

„Und wenn es so wäre," erwiederte Riponneau; „wenn ich das Glück von Allem beneidete, was mich umgiebt, was läge Uebles darin?"

„Das Uebel ist, daß Sie wegen einer Sache leiden, die Ihnen fremd ist, etwas völlig Unvernünftiges."

„Bah!" versetzte Riponneau, „es ist nicht unvernünftig, Vermögen zu wünschen."

„Es ist unvernünftig, den Kummer, die Verzweiflung, die beständigen Qualen, die unaufhörlichen Unruhen zu wünschen, die es begleiten."

„Lauter Gemeinplätze, mein lieber Nachbar; herkömmliche Trostgründe des Armen für den Armen, freche Verhöhnung, wenn der Reiche eine solche Sprache führt."

Der Nachbar überlegte, und sagte nach ziemlich langem Schweigen zu Marcus Antonius:

„Wohlan, antworten Sie freimüthig: wen aus Ihrer Umgebung beneiden Sie? An wessen Stelle möchten Sie sein?"

„An wessen Stelle!" erwiederte Marcus Antonius. „Es giebt nicht einen Einzigen, der nicht glücklicher wäre, als ich; und weil das Feld der Wünsche frei ist, und Niemand bestohlen wird, wenn man im Traume

das Vermögen Anderer nimmt, glauben Sie, daß mir Crivelin's Lage nicht lieber sein würde, als die meinige?"

„Wirklich?"

„Ei freilich. In der jüngsten Woche konnte ich bei Nacht, wegen des lärmenden Festes nicht schlafen, das sie gegeben haben. Die prächtigsten Equipagen versperrten die Straße; die gefeiertsten Namen wurden an der Thüre ihrer Salons mit Stentorstimme gemeldet. Die Eintretenden glaubten nicht schnell genug kommen zu können, die Scheidenden bedauerten ihr Fortgehen, und auf der Treppe, wohin ich zehnmal aus meiner Wohnung lief, und unaufhörlich wieder zurückkehrte, um nur diesem herzerreissenden Festlärme zu entgehen, hörte ich auf allen Stufen sagen:

„Was für liebenswürdige Leute! Welcher Frohsinn! Wie sehr sieht man, daß sie glücklich sind!"

Und Andere äußerten:

„Sie verheirathen Ihre Tochter an den Grafen von Formont. Eine schöne Heirath! Jugend, Schönheit, Vermögen, Ansehen von beiden Seiten. Sie sind glücklich, aber sie verdienen es auch."

„Ah!" versetzte der Nachbar, „Sie haben dieß alles auf der Treppe gesehen und gehört?"

„Ja, dort!"

„Wohlan, wären Sie in den Saal getreten, es würde weit besser gewesen sein: überall die Freude, das Lachen, die Glückswünsche, und in dem Antlitze der Ge-

bieter des Hauses die Befriedigung des Glückes, vom Glücke gewährt, das man verschafft; und von allen Seiten Freundschaftsversicherungen, und der Wonnetaumel des Grafen von Formont, und die schüchterne Freude Adèlens von Crivelin, und ihre heimlich gewechselten Blicke, und das sanfte und wohlwollende Lächeln der Alten, welche diese Blicke bemerken, und von ihrer Vergangenheit träumen; und der Stolz des Vaters, die Liebe der Mutter, triumphirend und entzückt vom Glücke ihrer Tochter . . . Dieß war ein bezauberndes Gemälde um Mitternacht, um ein Uhr Morgens, um drei Uhr, auch noch um fünf Uhr; aber mit Tagesanbruch war der Vorhang gefallen, das Lustspiel zu Ende, und das Schauspiel begann."

„Ah bah!" entgegnete Marcus Antonius; „sollte das Vermögen des Herrn von Crivelin bloßgestellt sein, und er, wie so viele andere, seinen Ruin unter Festen verbergen?"

„Nein."

„Wäre etwa seine Frau nicht, was sie sein sollte?..."

„Sie ist die beste Frau."

„Ein Fehler der Tochter?"

„Sie ist ein Engel in Tugend und Reinheit."

„Nun denn, was sonst?"

„Eine gute Handlung, nichts als eine seit fünfzehn Jahren vergessene gute Handlung, die sich ihnen plötzlich unter der Gestalt eines scheußlichen Lumpes mit gallgelbem Gesichte, eines niedrigen Schuftes zeigte, der den

Schmutz seiner Fetzen an den Seidenstoffen vergoldeter Möbel rieb, über welche eine Stunde früher die zarten Gewebe der jungen und schönen Tänzerinnen hinstreiften."

„Ich verstehe Sie nicht."

„Hören Sie mich also an. Dieser Mensch, mit einem schmutzigen Bedientenkleide angethan, war die ganze Nacht im Vorzimmer geblieben. In einem solchen Gewühle von Lakeien, war er den Blicken der Hausdiener entgangen; aber in dem Maße, als die Salons leerer wurden, und sohin auch die Vorzimmer, wurde man auf ihn aufmerksam, und betrachtete ihn mit ziemlich schelem Auge; aber der Schurke machte sich's nur noch bequemer, und streckte sich unverschämt auf die Stühle hin. Endlich kam der Augenblick, da die letzten Gäste gingen, und der schmutzige Lakei blieb auf seinem Posten. Man fragte ihn nun, warum er verweile.

„„Ich erwarte meinen Herrn, Herrn Eugène Ligny."

„„Es ist Niemand mehr da,"" antwortete man ihm.

„„Ich sage Euch, daß er da ist; fragt nur Euren Herrn; er wird ihn schon finden.""

„Die Diener wollten ihren Unwillen Luft machen: der Grobian sprach mit lauter Stimme, und Herr von Crivelin erschien an der Thüre des Vorzimmers, und fragte nach der Ursache dieses Lärmes."

„„Dieser Mensch ist's,"" erwiederte der Kammerdiener, „„der unter dem Vorwande, seinen Herrn zu erwarten, durchaus nicht fortgehen will.""

„„Und wie heißt sein Herr?““

„„Derjenige, den ich suche,““ erwiederte der unbekannte Lakei, „„heißt Eugène Ligny, und ich werde nicht fortgehen, ohne mit ihm gesprochen zu haben.““

„Kaum hatte er diese Worte ausgesprochen, als Herr von Crivelin Blicke des Schreckens auf jenen Menschen heftet; er erblaßt, er wankt, und kaum seine Unruhe und Angst bemeisternd, befiehlt er den Dienern, fortzugehen, und ladet diesen Menschen ein, ihm zu folgen.

„Gewöhnlich kommen kleine Mißgeschicke großen traurigen Ereignissen zu Hülfe. Ein Haus, worin man so eben einen Ball für fünf hundert Personen gegeben hat, ist in der Regel sehr wenig in Ordnung: durch die offenen Thüren sieht Jedermann in die Zimmer. Herr und Frau von Crivelin hatten nur das Zimmer ihrer Tochter und ihr eigenes vor einem Einfalle abgeschlossen; die ganze übrige Wohnung stand angelweit offen. Frau von Crivelin befand sich eben unter den Händen ihrer Kammerfrau, als ihr Mann kam, und sie bat, in das Zimmer ihrer Tochter zu gehen, und ihm auf kurze Zeit das ihrige zu einer Unterredung von der größten Wichtigkeit zu überlassen.“

„„Ah!““ sagte sie lachend, „„ich wette, daß Herr von Formont Dich verfolgt . . . Wirklich ist es für die Verliebten gut, nicht zu schlafen. Vertröste ihn auf eine andere Zeit!““

„„Nein, so ist's nicht . . . es ist . . . Sei so gut, Dich zurückzuziehen, bis ich Dir wieder rufe.““

„„Aber was fehlt Dir denn?““ rief Frau von Crivelin aus: „„Du bist blaß, und Dein ganzes Aussehen ist verstört . . . Was giebt es?““

„„Nichts, meine liebe Freundin, nichts; aber ich bitte Dich darum, verlaß uns.““

„Frau von Crivelin gab nach, jedoch mit einer Unruhe erfüllt, die sich bald auch ihrer Tochter mittheilte; denn Adèle schlief noch nicht, und fragte ihre eintretende Mutter, deren Unruhe und Schrecken sie zittern machten. So blieben denn diese zwei armen Damen verdrängt, in den engsten Winkel ihrer weiträumigen Wohnung gesperrt, mit Unruhe den Ausgang einer so unvermutheten, so wunderlichen Unterredung erwartend, welche Herrn von Crivelin mit so großer Bestürzung erfüllt hatte. Bei wem war er? Was sprach er? Und welches hinreichend mächtige Interesse beherrschte ihn, um ihn zu nöthigen, eine solche Audienz zu solcher Stunde zu geben?“

„Adèle sah Julius von Formont todt; Frau von Crivelin verlor sich in einem Labyrinthe unmöglicher Vermuthungen.“

„Während dieser Zeit ging folgendes in dem Zimmer vor, worin Herr von Crivelin mit dem schmutzigen Lakeien sich befand.“

„„Du hast mich also wieder erkannt, Eugène?““ fragte ihn jener Mensch.

„„Du hier!““ erwiederte Herr von Crivelin. „„Du lebst!““

„„Daß Du mich für todt hieltest, ist spaßhaft, nicht wahr? Was willst Du, es ist so. Laß mir ein Glas Wein und ein Stück Schinken geben, und Du wirst sehen, daß ich kein Gespenst bin.““

„„Wohlan, Julius, Du bist nicht deßwegen gekommen: sprich! sprich doch, Unglücklicher!““

„„Seit sechs Stunden bin ich in Deinem Vorzimmer; ich sterbe vor Durst und Hunger; ich will trinken und essen.““

„„Was soll das heißen?““

„„Ich will trinken und essen. Geh, hole mir's selbst, wenn Du fürchtest, daß Deine Bedienten sich die Hände damit beschmutzen . .““

„Crivelin senkte den Kopf, und ging. Einen Augenblick darauf kehrte er mit einer flachen Schüssel zurück, die er vor den gemeinen Menschen hinstellte, zu dem er sagte:

„„Nun sprich, was willst Du?““

„Julius, wie er ihn genannt, begann zu essen, und erwiederte hierauf:

„„Höre, Eugène, was Du mir vor sieben Jahren geschrieben hast:

„Du siehst es, Julius, Deine Thorheiten haben den „Erfolg gehabt, den ich Dir vorausgesagt. Von der „Unordnung bist Du zu Fehlern, von Fehlern zum Ver„brechen geschritten, und jetzt lastet eine entehrende Ver„urtheilung auf Deinem Haupte. Da Du aus Deinem

„Kerker entspringen konntest, so benütze Deine Freiheit, „um zu fliehen, und um allein zu fliehen. Ziehe nicht „ein Kind, das kaum erst in das Leben getreten, in „das herumirrende Daseyn, welches Du in einem an= „dern Welttheile verbergen mußt. Laß mir Deine „Tochter! Zur Zeit, wo Dich das Gesetz erreichte, er= „reichte mich auch das Unglück: meine Tochter ist dem „Tode nahe. Wenn Gott sie mir erhält, wird die „Deinige ihr eine Schwester seyn; wenn Gott sie mir „nimmt, wird Deine Marie ihre Stelle bei uns ersetzen. „Ich füge Gold genug bei, damit Du auf Deiner Flucht „die Mittel besitzest, späterhin ein anständiges Unterkom= „men Dir zu bereiten."

„„Nicht wahr, dieß hast Du mir geschrieben?""

„„Das ist wahr,"" versetzte Herr von Crivelin.

„„Acht Tage danach,"" fuhr jener Mensch fort, „„bist Du mit den beiden Kindern, von denen jedes kaum zwei Jahre zählte, nach Italien gereiset; Du wolltest Dich zu Deiner Frau begeben, die gezwungen war, Dich zu verlassen, um das letzte Lebewohl und die Verzeihung ihrer Mutter zu erhalten, welche in Neapel dem Tode nahe war. Du hattest sie wider den Willen ihrer Familie geheirathet, und diese adelige Familie erlaubte Dir nicht, bei der Versöhnung gegenwärtig zu seyn.

„„Nach dem Tode Deiner Schwiegermutter kehrtest Du zu Deiner Frau zurück. Um meine Flucht besser sichern, legte ich an das Ufer eines Flusses einen zu

Brief, worin ich sagte, daß ich meine Schande nicht habe überleben wollen; und einen Monat nach Deiner Abreise, erhieltest Du die Nachricht meines Todes. Zur selben Zeit starb Deine Tochter in Ancona, und die Todesanzeige erschien unter dem Namen, den Du damals führtest. Dann setztest Du Deine Reise fort, und ließest alle Fremden, die Du trafest, das Kind, welches Dich begleitete, Deine Tochter nennen.

„„Du selbst, von ihrer Anmuth bezaubert, von ihrer Schönheit, von ihrer Zärtlichkeit für Dich, nanntest sie Dein Kind, langsam reisend, und mit Schrecken den Augenblick voraussehend, wo Du Deiner Frau gestehen mußtest, daß ihre Tochter gestorben sei. Dann durchzuckte ein plötzlicher Gedanke Deinen Geist. Deine Frau, von ihrem Bruder, Herrn von Crivelin, abgeholt, am Todbette ihrer Mutter, hatte Deine Adèle drei Monate nach ihrer Geburt verlassen, in jenem Alter, wo die Gesichtszüge der Kinder von Jahr zu Jahr sich ändern. Konnte nicht Marie, die Tochter von Julius Marsilly, den Du für todt hieltest, in den Augen einer Mutter die verlorene Adèle ersetzen? Deine Frau war krank; die Nachricht vom Tode ihrer Tochter konnte sie tödten; Du beschlossest, sie zu täuschen: Marie Marsilly wurde Adèle Ligny.““

„„Da Du das Gefühl so gut kennest, welches mein Benehmen leitete,““ entgegnete Herr von Crivelin, „„kannst Du es mir als ein Verbrechen deuten?““

„„Ich table nichts,““ antwortete der Trunkenbold, „„ich erzähle.““

„Er trank zwei Gläser Wein, und fuhr also fort:

„„Deine List gelang vortrefflich, sie gelang selbst über Deine Hoffnungen hinaus; nicht nur Deine Frau war von diesem so schönen und so bezaubernden Mädchen entzückt, sein Onkel, Herr von Crivelin, der es Dir nicht verzeihen konnte, daß Du sein Schwager geworden, gewann dieses Kind närrisch lieb, und vermachte ihm acht Jahre später sein ganzes Vermögen, indem er Dich zum Vormunde ernannte, unter der Bedingung, daß Du seinen Namen dem Deinigen beifügtest. Deßwegen kehrtest Du nach Frankreich unter dem Namen Eugène Ligny von Crivelin zurück.““

„„Aber ich habe Niemand getäuscht. Ich habe meinen Namen nicht verläugnet.““

„„Dessen bist Du unfähig. Nur die Gewohnheit hast Du angenommen, den Namen Ligny wegzulassen, und Dich von Crivelin zu nennen, und da ich diesen Namen in meiner Jugend sehr selten nennen hörte, hätte ich nie gedacht, daß der reiche Herr von Crivelin mein alter Schulkamerad Eugène Ligny wäre, würde ich nicht dieser Tage das an der Thüre der Mairie meines Bezirkes angeschlagene Aufgebot der Verlobung von Fräulein Adèle Ligny von Crivelin mit dem Grafen Bertrand von Formont, gesehen haben.““

„„Bei diesem Anblicke fragte ich mich, wie die zu Ancona gestorbene Adèle in Paris leben könne.““

„„Das ist eine Lüge,““ sagte Herr von Crivelin, der hier eine Hoffnung zu sehen glaubte, dieser schrecklichen Verlegenheit zu entgehen.

„„Mein guter Alter,““ erwiederte der Räuber, „„spiele keine Rolle, der Du nicht gewachsen bist. Ich kam nach Ancona am Tage nach dem Tode Deiner Tochter, und Jedermann sprach dort von Deiner Verzweiflung. Uebrigens könnte man ja, nöthigenfalls, die Acten wieder finden. Höre mich also ruhig an.““

„Der Schurke stach eine zweite Flasche aus, und fuhr fort:

„„Du siehst ein, daß es, von dieser Fährte aus, sehr leicht gewesen ist, die Geschichte Deines Romans zusammenzustoppeln. Du hattest meine Tochter an die Stelle der Deinigen gesetzt, und bist nun vielleicht bis zur treuherzigen Selbsttäuschung gekommen, daß sie Dein Kind ist.““

„„Ja! ja,““ versetzte Herr von Crivelin; „„sie ist mein Kind, meine Tochter, meine Hoffnung, mein Glück . . . Nun denn, was willst Du, was verlangst Du?““

„„Wir müssen die Frage gehörig stellen, um uns wohl zu verstehen,““ entgegnete der Bösewicht.

„„Zuvörderst: Du hast mir mein Kind gestohlen; dieß ist ein durch das Gesetz verpöntes Verbrechen. Ferner hast Du, um die Erbschaft des Onkels zu bekommen, einen Taufschein vorgewiesen, und diesen auf meine Tochter angewendet, da der Beweis des Todes Deiner Tochter in Ancona ist; zweitens, um das Auf-

gebot des angeblichen Fräuleins Ligny von Crivelin verkünden zu lassen, gleichfalls von einem falschen Titel Gebrauch gemacht. Dieß ist unbestreitbar. Nun laß uns den Fall beurtheilen:

„„Weil ich eine andere Unterschrift als die meinige, unter ein Stempelpapier gesetzt habe, bin ich zu fünfzehnjähriger Zwangsarbeit verurtheilt worden. Ich bin elend und entehrt, und verdanke es nur dem Gerüchte meines Todes, daß ich nicht im Lager bin. Du dagegen bist dafür, daß Du Dich eines gerichtlichen Actenstückes fälschlich bedient, und vermittelst desselben andern Erben einen unermeßlichen Nachlaß entzogen hast, reich, geehrt, schwimmst im Ueberfluß und in Festen; das ist nicht gerecht.““

„„Aber was verlangst Du, Unglücklicher! Willst Du mir Adèlen nehmen? Ah, Elender! willst Du ihre Mutter, — denn meine arme Frau ist ihre wahre Mutter, — tödten? Oh! ich zöge es vor, die Wahrheit zu sagen, und die Gerichtshöfe würden sie mir lassen, dessen bin ich gewiß.““

„„Es käme erst darauf an. Doch die Frage ist noch nicht erschöpft, und folgender Punkt von Wichtigkeit: das Testament des Herrn von Crivelin lautet zu Gunsten des Fräuleins Adèle Ligny. Wenn ich beweise, daß die Erbin nicht das Fräulein Ligny war, ruinire ich sie, ruinire ich Dich, ruinire ich Euch. Diese Dummheit zu begehen, hab' ich keine Lust. Uebrigens bin ich ein zu guter Vater, um eine solche Grausamkeit für nichts zu begehen. Aber Du weißt,

daß nach den Ansichten der Moral ehrlicher Leute eine Wohlthat niemals verloren geht; in Folge dieses Grundsatzes werde ich Dein Wohlthäter.

„„Ich lasse Euch dieses Vermögen, das ich Euch Allen rauben könnte; dieß ist so viel, als ob ich es Euch gäbe; ich achte dieses Glück, das ich mit einem Worte vernichten könnte; dieß ist so viel, als ob ich es machte; ich lasse Deine Frau leben, welche an dieser Enthüllung stürbe; dieß ist so viel, als ob ich sie aus Wasser- oder Feuergefahr rettete; dieser geliebten Tochter, auf die ich alle meine Hoffnungen unwiederbringlich verlöre, erlaube ich, ihren Geliebten zu heirathen. Was thu ich also? Ich mache Dich reich und glücklich; ich rette Deiner Frau das Leben; ich verheirathe meine Tochter an einen Mann von ehrenwerthem Namen, von edler Familie; in der That, man kann nicht tugendhafter, nicht wohlthätiger handeln; die Wohlthat ist überreich, und weil es heißt, daß eine Wohlthat niemals verloren geht, giebst Du mir eine Million.““

„„Eine Million, gerechter Himmel!““ rief Herr von Crivelin aus.

„„Eine Wohlthat kann nicht verloren gehen,““ versetzte der Elende.

„„Aber Du vergißt,““ entgegnete Herr von Crivelin, „„daß ich Dich auf die Galeere schicken kann.““

„Der Bösewicht sprang auf, rollte die Augen und schäumte mit dem Munde.“

„„Keine solche Drohungen, oder ich zwinge Dich,

mich kniefällig um Gnade zu bitten, oder ich zwinge Deine Frau und meine Tochter, hierher zu kommen, und auf flachem Bauche liegend den Gassenkoth meiner Schuhe zu küßen. Ich gebe Dir zwei Stunden Bedenkzeit zu Deiner Antwort; in zwei Stunden werde ich wieder hier seyn.""

„Und alsogleich entfernte sich dieser Mensch."

„Das ist eine traurige Geschichte," bemerkte Riponneau.

„Oh!" erwiederte der Nachbar, „dieß ist erst nur der Anfang; denn neben diesem Zimmer befanden sich die Mutter und die Tochter, welche einer von jenen guten, ergebenen Dienern, die es nie unterlassen, Ihnen etwas zu sagen, was Ihnen unangenehm ist, in Kenntniß gesetzt hatte, daß Herr von Crivelin mit einem Manne eingeschlossen sei, der ganz das Aussehen eines Meuchelmörders, und dadurch den guten Leuten im Vorzimmer Furcht eingejagt habe. Diese liebevolle Nachricht, der von Frau von Crivelin an ihrem Manne bemerkten Unruhe zugesellt, veranlaßten sie, zu horchen, was im anstossenden Zimmer gesprochen würde.

„Bei dem schmerzlichen Zusammenfahren, bei den unterdrückten Lauten, welche der Frau von Crivelin entschlüpften, begann auch Adèle zu horchen, und Beide vernahmen zu gleicher Zeit das schreckliche Geheimniß, welches sie Beide erschütterte, das Geheimniß, das zur Mutter sagte: „„dieß ist nicht Deine Tochter,"" das Geheimniß, das zur Tochter sagte: „„Dieß ist nicht Deine Mutter!""

„Daher kam es, daß Herr von Crivelin, als er in jenes Zimmer trat, Beide auf den Knien, Beide weinend, schluchzend, und in krampfhafter Umarmung fand, denn schon beweinte Frau von Crivelin nicht mehr das gestorbene, kaum gekannte Kind; sie beweinte das Kind, das sie erzogen, das sie in ihrer mütterlichen göttlichen Macht nach ihrem Bilde geformt, mit Leidenschaft geliebt, und welches auch sie mit heiliger Liebe geliebt hatte.

„Nun erst begann das Drama mit seinen Thränen, seinen Herzzerreissungen, seinen wahnsinnigen Ausbrüchen. Und seit den acht Tagen seiner Dauer, mein Herr, herrschen in diesem Hause Verzweiflung, Thränen, Schrecken. Dennoch mußte man am darauffolgenden Tage einem prachtvollen Diné bei der Mutter des Herrn von Formont beiwohnen; und damit das Geheimniß dieses Unglückes nicht nach außen dringe, sind diese drei Unglücklichen, welche Sie beneiden, hingegangen. Und weil sie alle drei ernster als gewöhnlich, und ein wenig bleich waren, hat man sie mit fröhlichen Glückwünschen ob der Anstrengung ihres glänzenden Festes überhäuft. Man hat auf ihre Gesundheit getrunken, auf das unveränderliche Glück des Ehepaares; sie mußten lächeln, mit verhaltenen Thränen, mit unterdrücktem Schluchzen, die Verzweiflung tief im Herzen.

„Was haben sie gethan? Was wollen sie thun?“ fragte Riponneau.

„Mit einer großen Summe Geldes haben sie den Bösewicht vom Halse gebracht. Aber er kann wieder

kommen; in einigen Jahren wird seine Strafe ungültig, das heißt, dem Bagno zwanzig Jahre lang entgangen, wird er desselben den Leuten gegenüber eben so ledig sein, wie wenn er während dieser ganzen Zeit die Kette getragen hätte, und dann nicht mehr mit der Zurückhaltung eines Menschen sprechen, der für sich selbst zu fürchten hat, sondern der unbeschränkte Gebieter dieser Familie werden."

„Diese lebt indessen, von der Nothwendigkeit ihrer bisherigen Lebensweise gedrängt, den Tag hindurch, wie man leben muß, um keinen Verdacht zu erregen; aber sie durchweint die Nacht. Zu dieser Zeit wachen sie alle drei in der Ecke des Kamins, halten unter Thränen lange Berathungen, und unter trostlosen Betheuerungen, sich nie zu verlassen. Dieß ist noch nicht alles, mein Herr; Adèle liebt Herrn von Formont; sie liebt ihn, weil er brav, edelmüthig, voll erhabener Gesinnungen, und weil sie stolz darauf ist, von ihm geliebt zu seyn, und gerade weil sie für ihn eine so edle und reine Liebe fühlt, will sie ihn nicht betrügen; sie will nicht, daß dieser so reine Mann, aus so ehrenwerther Familie, dereinst sein Glück von jenem Elenden gestört sehen könne, der sich den Vater seiner Frau nennen wird.

„Adèle will den Grafen von Formont nicht mehr heirathen."

„„Aber wie ist dieß anzugehen? Was kann man sagen?"" fragten Herr und Frau von Crivelin.

„Und dieses in allem bewunderungswürdige Kind, hat ihnen geantwortet:

„„Da Sie meinetwegen so leiden, ist es meine Pflicht, den Tadel und Schmerz der Lösung dieses Verhältnisses zu tragen.““

„Sie hat Wort gehalten, mein Herr; seit acht Tagen ist die herrliche und gute Adèle unhöflich, kalt, launenhaft geworden. Mit beißenden Worten stachelt sie den Zorn auf, den sie durch ihre Kälte erregt; sie verhöhnet die Thränen, die sie fließen macht; sie lachet der verzweiflungsvollen Qualen ihres Geliebten. Aber wie ich es Ihnen gesagt habe, die Stunde naht, wo die Comödie endiget und das Drama beginnt; dann wird jede der von ihr veranlaßten Qualen ihr eigenes Herz ergreifen, aber viel bitterer und schmerzlicher. Welche heiße Thränen für die ihm entlockten Zähren! Wie mancher trostlose Wehruf für die ihm abgenöthigten Klagen! Bei Tag leidet sie kränkend; bei Nacht leidet sie durch die Erinnerung an zugefügte Kränkung.

„Und dieß ist noch nicht alles: Herr und Frau von Crivelin sehen täglich die Kräfte der Tochter schwinden im Kampfe mit sich selbst, mit ihrer Liebe, mit dem Schmerze, den sie verursacht, mit jenem, den sie im Herzen trägt. Diesen Morgen fand sie der Arzt von einem brennenden Fieber verzehrt, und nun ist sie krank. In den Augen der Welt hat dieß nichts zu bedeuten: eine nervöse Unpäßlichkeit, die sich wieder geben wird, und die Familie von Crivelin ist deßwegen nicht min-

der eine Familie von Glücklichen. Und Sie vor Allen, Sie versetzen den Mauern Faustschläge, weil die Freude dieser Glücklichen Sie belästiget und drückt. Wollen Sie einen Mitgenuß dieser Freude, junger Mann? Oh! wie so schnell würden sie ihre glänzende Wohnung, ihre Equipagen, ihre Millionen, für Ihre Dachstube, für Ihren Regenschirm und Ihre achtzehn hundert Franken hingeben!"

Ich habe gesagt, glaub' ich, daß Riponneau eine niedrige Stirne und bürstenartig geschnittene Haare trug, und beigefügt, daß ihm dieß die Miene der Hartnäckigkeit verlieh, und diese Miene log nicht. Da er das Unglück nicht läugnen konnte, wollte er es rechtfertigen; und zwar so:

„Meiner Treu," sagte er, „wenn sie unglücklich sind, verdienen sie es wohl."

„Bah!" erwiederte der Nachbar.

„Begeht man solche Handlungen, und wird man dafür gestraft, so ist dieß logisch. Ich beklage diese Leute, das ist alles, und gewiß möchte ich nicht an ihrer Stelle seyn. Uebrigens hing ihr Unglück von einem Zufalle ab, der sich auch nicht ereignen konnte; in diesem Falle hätte nichts ihr Glück gestört. Nehmen Sie z. B. Herrn Domen; er hat in seinem Leben gewiß mehr als einen Fehler begangen, Fehler, welche die Welt in der Regel nicht verzeiht. Nun denn, weil er reich ist, weil er einen Namen und Talent besitzt, wird alles hingenommen. Man bewundert ihn, ja man

schenkt ihm sogar Beifall für das, was die Schande und Verzweiflung eines Andern wäre, er ist glücklich, und ich sehe nicht ein, welches Ereigniß sein Glück trüben könnte. Sicher nicht die Entdeckung seiner falschen Stellung; denn er rühmt sich derselben; er trägt sie mit zu viel Hochmuth, als daß ich hierin Unverschämtheit finden möchte.“

„Ah!“ erwiederte der Nachbar; „Sie beneiden dieß, und sind nicht der Einzige. In der That, er hat Ruhm und Glück in den Künsten gesucht, und Glück und Ruhm gefunden. Er hat eine Ehefrau geliebt, und sie verwegen ihrem Manne entführt, und noch verwegener den Mann durch Androhung der Entlarvung aller abscheulichen Unfläthereien, durch welche er eine gute, edle und holdselige Frau gezwungen, sich einem Andern hinzugeben, zum Schweigen gebracht.

„Dabei ließ er es nicht bewenden; er hat diese Frau unter seinen Schutz genommen, und seine Liebe, seine Anbetung, seine Ehrfurcht für sie ganz laut verkündet. Und man hat diese Frau wegen der Achtung, die er ihr erwies, geachtet, von der Ansicht ausgehend, daß sie solche Gefühle nicht einflößen könnte, ohne sie zu verdienen, und nach und nach wurde dieses Verhältniß von Allen geduldet, oft sogar zugelassen. Und da Reichthum sich dazugesellt, so drängen sich in Domen's Salons, wenn es ihm beliebt, sein Haus zu öffnen, alle großen Künstler in Paris, alle berühmten Namen. Reiset er, so wird er empfangen wie ein König; man

feiert und begrüßt ihn, und dieser Frau ist die Hälfte von all diesem Ruhme, von all diesem Glücke beschieden."

„Wohlan, mein Herr," entgegnete Riponneau, „diese Leute sind glücklich, hoff' ich; und Sie haben das Glück derselben so eben in Zügen geschildert, die gewiß nicht übertrieben sind, und gegen die Sie wahrscheinlich nichts einzuwenden haben."

„Ihr Glück!" sagte der Nachbar mit einem Ausdrucke voll Bitterkeit; „ihr Glück!" wiederholte er. — „Oh! ja, die Oberfläche ist lachend, vergoldet, blumicht und wiederstrahlend. Aber zerreissen Sie diesen Schleier, dringen Sie tiefer, als das Gezeigte, und Sie werden die Wunde, die brennende, schmerzliche, brandige und unheilbare Wunde finden. Sie beneiden dieses Daseyn; verlangen Sie lieber die Hölle, das Elend, den Hunger."

„Wie so? Wie so?" fragte Riponneau mit wichtiger Miene.

„Sie sagten so eben, daß ein Zufall das Unglück des Herrn und der Frau von Crivelin veranlaßt habe, und daß sie, hätte sich jener Zufall nicht ereignet, ungeachtet ihrer That glücklich gewesen wären; man lasse diesen Zufall verschwinden, diesen Marsille sterben, und das ganze Glück ist zurückgekehrt: das ist möglich.

„Aber in dem Glücke, welches Sie beneiden, in dem Glücke des Herrn Domen und seiner schönen Geliebten, der Frau von Montès, ist das Unglück ein beständiger Gast, welcher sie nicht einen Augenblick ver-

lassen hat, und sie nie verlassen wird. Er sitzt an ihrem Tische, steigt in ihren Wagen, wacht an ihrem Kopfkissen. Er ist zu allen Stunden und in allen Augenblicken des Lebens anwesend. Der Stolz verhüllt mit seinem Purpurmantel die Wunde der beiden Opfer; aber sie blutet immer."

„Ei, ei," erwiederte Marcus Antonius, „was für schöne Redensarten! Aber ohne Herrn Domen persönlich zu kennen, seh' ich Leute, die fast immer um ihn sind, und sehr verlegen wären zu sagen, welches Unglück ihm habe begegnen können. Im Gegentheile vernimmt man alle Augenblicke Ausrufungen über die unerhörten Erfolge aller seiner Unternehmungen. Worin ist er denn unglücklich?"

„In Allem; er hat kein Unglück, wie Sie es verstehen, aber Alles ist Unglück für ihn."

„Gehen Sie doch!"

„Alles; und das Schrecklichste dabei ist, daß der Schmerz durch die niedrigsten wie durch die höchsten Thüren zu ihm kommt."

„Ah bah!"

„Hören Sie: Eines Tages wird er mit Frau von Montès auf einen Ball zu Freunden eingeladen, welche das Geheimniß dieses Verhältnisses durchschaut, es verziehen, und den Muth gefühlt hatten, vor den Augen der Welt es zu beschützen. Frau von Montès tritt ein, nimmt Platz, ohne daß durch das Benehmen irgend einer Person Mißbilligung auch nur im Mindesten be-

thätiget wird. Man tanzt; aber als der Contretanz aus ist, nehmen die beiden Frauen, welche rechts und links von Frau von Montès saßen, ihre Plätze nicht wieder ein, und sie bleibt, von diesem leeren Raume eingerahmt, auf diesem seidenen Pranger ausgestellt.

„Der Ball dauert fort; Niemand zieht sie auf: Dolmen beherziget diese Lektion weder für sich, noch für Frau von Montès, und führt sie selbst zum Contretanze; Niemand zeigt sich hiewegen aufgebracht; allein das Vis-à-Vis stellt sich, als befinde es sich irrthümlich am unrechten Platze, und gleitet sachte seitwärts. Die Grobheit ging von einer Frau aus, welche dreißig Liebhaber gehabt hatte, aber deren Mann anwesend war. Kurz, wäre nicht ein junger Mann von achtzehn Jahren mit einem Kinde von fünfzehn Jahren an der Hand gekommen, zwei harmlose Wesen, die nur einen Tänzer und eine Tänzerin vor sich sahen, so würden Domen und Frau von Montès verlassen und verstossen geblieben seyn. Glauben Sie nicht, daß dieser Ball, der Ihnen ein Triumph scheint, schmerzlich theuer erkauft war?“

„Und war dieß immer so?“

„Gewiß nicht, Nachbar, und keines von Beiden hätte zweimal eine solche Beschimpfung ertragen; aber war es nicht genug, sie erduldet zu haben, um sie immer zu fürchten? Von da an faßte Frau von Montès Vorliebe für Zurückgezogenheit, die nur eine Verbannung ist, welche sie sich auflegt. Domen liebte sie,

und Domen wollte ihr ein angenehmes Haus machen; die Männer strömten hin, die Frauen hielten sich davon entfernt. Einige Gemahle hatten den Muth, ihre Gattinnen hinzuführen, da sie zu würdigen wußten, was von wahrhafter Ehre und Hingebung in diesem strafbaren Verhältnisse lag. Sie wagten es einmal, sie wagten es nicht zweimal. Nach der zurückstossenden Beschimpfung folgt die verlassende.

„Seitdem nun einmal, mein Herr, der Sauerteig in dieses Verhältniß geworfen wurde, ist alles darin sauer geworden, alles. Geht auf einem Spaziergange ein Freund an ihnen vorüber, ohne sie zu sehen, so geschah es nicht, weil er sie nicht gesehen, sondern weil er sich geschämt hat, sie zu grüßen. Befindet sich im Hause ein grober Bedienter, so ist er es nur, weil er das Recht zu haben wähnt, eine Frau zu beleidigen, welche den Namen ihres Herrn nicht trägt. Und auf den Reisen, von denen ich mit Ihnen sprach, wird ein Mann Herrn Domen anreden, während dieser Frau von Montès am Arme führt; er wird zu Herrn Domen sagen, wie glücklich und stolz er sey, einem so berühmten Bildhauer, einem Nebenbuhler von Thorwaldsen und Canova zu begegnen, und da er von Domen nur das Künstlerleben kennt, wird er sich lächelnd vor der Frau am Arme des großen Künstlers verbeugen, und ihr Glück wünschen, einen so berühmten Namen zu führen.

„Was werden sie antworten? Sollen sie einem

Fremden ihr Verhältniß, ihre Geschichte, ihr ganzes Leben anvertrauen? Sollen sie schweigen? Doch am folgenden Tage wird jener Mann selbstgefällig erzählen, daß er Herrn und Frau Domen begegnet sey; er wird sie einladen, er wird sie feiern, bis einer von jenen Schmarotzern, welche von Anekdoten aus Jedermanns Leben zehren, ihn aufklärt, daß er sich, oder vielmehr, daß man ihn getäuscht hat. Dieß wird eine neue Aechtung seyn, mit der Zugabe der Beschuldigung, gelogen zu haben. Und dennoch haben sie alles gethan, um wenigstens die Biederkeit zu bewahren, daß sie in Bezug auf ihr Verhältniß Niemand täuschen wollen. — Glauben Sie, daß dieß leben heiße?“

„Hm! das ist langweilig; doch giebt es dabei Entschädigungen; zuvörderst für Domen, der überall empfangen wird.“

„Und der sich überall ausschließt. Wissen Sie, daß er seinen Bedienten aufgetragen hat, ihm alle seine Briefe heimlich zu geben; denn es kann sich darunter ein Einladungsbrief befinden, auf seinen Namen allein lautend, und Frau von Montès würde den Schimpf und Schmerz dieser Ausschließung erdulden müssen; und wenn sie diesen Auftrag ihres Geliebten erfährt, wenn sie vernimmt, daß man ihr die Briefe verhehlt, die er empfängt, glauben Sie, daß sie sogleich die zarte Aufmerksamkeit entdecken wird, die ihr Kummer zu ersparen sucht? Sie wird ein Geheimniß darin sehen, eine Intrigue, eine neue Liebschaft; sie wird eifersüchtig seyn.

„Hat sie nicht Grund dazu? Nicht weil Domen leichtsinnig, unbeständig ist, sondern weil sie weiß, daß er leidet, daß er unglücklich ist; weil sie weiß, daß sie ihn dem Leben in der großen Welt entzieht, welches das seinige seyn sollte; weil sie weiß, daß er zu Hause nur Einsamkeit, Traurigkeit, Klagen findet, sohin anderwärts Freude, Lachen, Vergnügen suchen muß, dem Leben desjenigen nothwendig, dessen Arbeit hart und unaufhörlich ist; denn er arbeitet rastlos, um wenigstens mit Aufwand das Elend seiner Existenz übertünchen zu können.

„Lassen wir nach dem Sauerteige, der diese Existenz völlig erbittert hat, die Eifersucht einkehren. Der Schmerz ist nicht mehr unaufhörlich, aber ruhig; hier giebt es Jammerrufe der Verzweiflung, Stürme, Selbstmorddrohungen, Lebenshaß. Sie lieben sich, mein Herr, sie verzeihen sich, sie schwören, dieser Welt nicht nachzugeben, die sie mit so großer Gleichgültigkeit vernichtet. Domen soll in Abendzirkeln erscheinen. Er williget ein; sie will es.

„Aber während man ihn wie einen Reisenden empfängt, auf den Niemand mehr rechnet, und ihn so fühlen läßt, was er verließ und wieder finden wird, was macht die arme Frau? Sie wartet, leidet, und durchwandelt die Wohnung, die um so leerer scheint, je umfangreicher sie ist. Fragen Sie dieselbe, ob sie zu solcher Stunde nicht lieber in ihrer Dachstube wäre, ohne

einen Sou, aber mit einer Nadel, womit sie ihr Brod verdienen könnte.

„Kehrt er zeitig zurück, so findet er sie in Thränen, die zu trocknen sie keine Zeit mehr hatte; kommt er spät, so trifft er sie zornig; denn, sagt sie, dieß ist keine Pflicht mehr, die er erfüllt, sondern ein Vergnügen, in dessen Genusse er sich vergessen hat. Ich hab' es Ihnen gesagt, von allen Arten von Unglück ist dieses Unglück das schrecklichste; es hat keine Geschichte, weil es ihm an Ereignissen gebricht; es ist kein Ruin, durch welchen ein ganzes Vermögen verschwindet; es ist kein Kind, das stirbt; es ist kein Unfall, der trifft, vernichtet, und vorübergeht; es ist ein Leiden zu allen Stunden, in jeder Minute. Ich werde Ihnen nicht erzählen, was man ein Unglück nennt; es ist das ewige Unglück, das man erzählen müßte. Ein solches Leben wird nicht durch eine jener heftigen und bekannten Krankheiten gestört, welche entkräften, und tödten oder wieder geheilt werden; es wird von einem geheimen, unfaßbaren, namenlosen Leiden verzehrt, das allen Mitteln widersteht; ich sage Ihnen, daß dieß die Hölle und Verdammniß auf Erden ist."

„Wohlan," versetzte Marcus Antonius, „ich will zugeben, daß sie unglücklich sind; aber erlauben Sie mir, Ihren Vergleich aufzunehmen. Sie haben ihr Unglück mit einer jener schweren und schmerzlichen Krankheiten verglichen, die allen Arzeneien widerstreben. Wen befallen solche Krankheiten? nervenschwache, zärt-

liche, empfängliche Leute; diese zwei Personen haben moralische Nervenschmerzen, weiter nichts; nach meiner Ansicht ist dieß eben so abhängig von ihrer körperlichen Beschaffenheit, als von ihrer Lage. Setzen Sie den Fall, Beide hätten physisch und moralisch kräftige, derbe und kalte Naturen, so würden sie alle diese Nadelstiche nicht fühlen. Ich gehe noch weiter: Denken Sie sich dieselben lasterhaft, und sie werden nicht mehr leiden. Da sehen Sie, z. B. nur Fräulein Débora. Welch' eine wundersame Geschichte hat dieses Mädchen! Ja, gewiß, es war sehr unglücklich, es hat gelitten, und das Glück, das ihm geworden ist, wohl zum voraus bezahlt; aber es ist ihm denn doch geworden.

„Wer war es? Ein armes Bettlermädchen, das an den Strasseneckken sang, die Hand nach dem Sou ausstreckte, den man ihm zuwarf, öfter damit es schwieg, als damit es sang; geprügelt, wenn es Abends nach Hause kam, ohne die von dem Marktschreier, der sich Vater des Mädchens nannte, verlangte Summe mitzubringen; Blösse, Elend, Hunger, übermässige Arbeit, beständiger Schrecken, erfüllten sein Leben bis zu dem Tage, wo ihm ein Zufall vergönnte, jene mächtige Intelligenz zu zeigen, die sich in ihm regte.

„An diesem Tage betrat es die Bühne, und ließ jene Stimme ertönen, die an den Strasseneckken verachtet, und nun mit Rührung und Bewunderung von denjenigen aufgenommen wurde, denen es die herrliche Musik von Gluck, Rossini und Mozart vorgetragen.

In wenigen Jahren erntete Débora Ruhm und Vermögen, und damit dem Triumphe dieser ehrgeizigen Eitelkeit nichts fehle, erschienen die Schönsten und Elegantesten, und legten ihre Liebe zu ihren Füßen; sie hat geprüft, bevor sie wählte, sagt man, und jenen gewählt, um welchen die Schönsten und Vornehmsten sich stritten.

„Dieser Mann betet sie an; er ist ihr Sclave, und fürchtet sich nicht, wie Herr Domen, wegen seiner Liebe; er schmückt sich damit, er trägt sie zur Schau, und da ich glaube, daß Débora in ihrer Kindheit mit jenem Zartgefühle nicht vertraut geworden, welches das Unglück der Frau von Montès begründet; da in ihrer Stellung die Liebe fast ein Recht ist, und ich ihr ob ihren Schwachheiten keine Gewissensbisse zutraue, so seh' ich nicht ein, was ein so vollkommenes Glück stören kann; denn dieß ist nicht bloß Glück, sondern Triumph, Sieg. Frau von Montès ist weniger, als sie hätte seyn sollen; sie leidet deßwegen, ich begreife es. Aber diese Débora ist mehr, als sie sich jemals träumen konnte; und wenn diese nicht glücklich ist, wer soll es seyn?"

„Wahrscheinlich Niemand," antwortete der Nachbar, „weil Sie es nicht selbst sind; denn Débora hat ihre Hölle, wie Frau von Montès."

„Eifert sie mit ihrem Liebhaber?"

„Nein."

„Ist sie eifersüchtig auf ihre Nebenbuhlerinnen in der Oper?"

„Nein.“

„Ist sie mit dem Publikum nicht recht zufrieden?“

„Dieß ist nicht der Fall.“

„Was fehlt ihr denn?“

„Ah!“ erwiederte der Nachbar, sich die Nase kratzend, „es ist schwer, Ihnen dieß begreiflich zu machen.“

Dann fuhr er fort:

„Sind Sie auf irgend eine Art Künstler?“

„Nein.“

„Sind Sie etwas Anderes als Commis gewesen?“

„Nein.“

„Haben Sie niemals übertriebene Ausgaben gemacht?“

„Niemals.“

„Nun, haben Sie irgend einen reichen Freund, oder der verschwendet, als wenn er es wäre?“

„Ja.“

„Ah! das ist gut, vielleicht kann ich auf dieser Seite die Thüre finden, durch welche ich Sie zur Erforschung des Unglücks führen will, das an jenem Leben naget, welches Sie für so glücklich halten. Sagen Sie mir, haben Sie jemals mit jenem verschwendenden Freunde ein Grisetten-Diné gehalten?“

„Ja, mehr als eines, und sehr gute.“

„Sehr passend; denn unmöglich kann Ihnen dieß nicht begegnet seyn. Die Grisette, welche Sie zu Rocher de Camale oder zu Douix geführt, hat das Diné angeordnet; sie hat zunächst die Karte auf der rechten

Seite zu Rath gezogen, das heißt, in der Zifferreihe, und nicht das begehrt, was sie gerne aß und trank, sondern was ihr das Beste zu seyn schien, weil es das Theuerste war?"

„In der That, dieß ist mir begegnet, und so lang ich lebe, werde ich ein Diné in diesem Winter nicht vergessen, bestehend aus Radieschen für fünfzehn Franken, aus Spargel für sechzig Franken, und aus Erdbeeren mit einem Fasane und Hummer für fünf und vierzig Franken."

„War's dieß alles?"

„Ah! meiner Treu, ich erinnere mich der Zusätze, der Weine und Liqueure nicht; kurz die Zeche stieg für vier Personen auf hundert Thaler."

„Wie, und bei diesem prächtigen Diné befand sich nicht ein kleiner wunderlicher Artikel in Mißklang mit dem Uebrigen?"

„Ja, pardieu! und sogar ein sehr ergötzlicher. Stellen Sie sich vor, unsere zwei Grisetten, nachdem sie alle diese herrlichen Gerichte genossen, machten damit den Beschluß, daß sie ein Stück Pöckelfleisch mit Kraut verlangten."

„Nun denn, jetzt sind wir bei dem wahren Punkte. Wohlan, mein lieber Nachbar, diese schöne und berühmte Débora ist in der Lage Ihrer Grisetten; ihr Ruhm, ihr Vermögen, ihre Liebe, dieß sind die Spargel, die Erdbeeren und der Hummer Ihrer zwei Mittagsesserinen; mit diesen Gerichten würden sie Hungers ster-

ben, mit jenen auserlesenen Vortheilen stirbt sie vor Langweile."

„Ah bah!" entgegnete Marcus Antonius; dann fügte er bei, zum voraus über den Witz lachend, den er machen wollte:

„Aber kann sie nicht auch, wie die Grisetten, sich Pöckelfleisch mit Kraut geben lassen?"

„Ah! hier beginnt der Unterschied; hier findet sich die wunderliche, auffallende, unfaßbare, und dennoch tiefe Abstufung zwischen Débora und den Frauen, von denen ich sprach. Es ist nicht, wie bei Frau von Montès, ein Kampf zwischen ihr und der Welt, es ist ein Kampf zwischen Intelligenz und Gewohnheit, ein Kampf zwischen der ursprünglichen und erworbenen Natur."

„Teufel! Das ist teufelmäßig spitzfindig."

„Hören Sie mich wohl an: man bringt es nicht zu dem Talente, der Macht und dem Erfolge der Débora, ohne in sich eine große, fruchtbare Intelligenz zu haben, fähig, sich mit allen großen Ideen zu verschmelzen."

„Das ist unbestreitbar."

„Aber man hat nicht im Elende und in der Armuth, besonders im Bettelstande, gelebt, ohne dabei heuchlerische Gewohnheiten angenommen zu haben, welche, wenn der Bettler seine Comödie ausgespielt hat, sich in heftige, plumpe und rohscherzende Freuden verwandeln, die den Wohlthäter anschreien, welchen man durch künstliche Klagen zum Mitleiden bewogen hat."

„Das kann wohl seyn.“

„Wohlan, mein lieber Freund, so lange Débora auf den Brettern steht, wandelt die Höhe ihrer Ideen Hand in Hand mit den Ideen, welche sie ausdrückt; diese Theaterspiele gefallen ihr, weil sie geradezu Theaterspiele sind, und sie giebt dem Publikum, was das Publikum von ihr verlangt. Doch wenn sie das seidene Kleid ausgezogen, und ihre Königinkrone abgelegt hat, kehrt sie nicht zu ihrer marktschreierischen Freiheit zurück, zu ihrem Schreien, zu ihrem unmäßigen Lachen, sondern sie geht, unglücklicherweise für sie, in eine andere Comödie.

„Ihr Salon ist geöffnet; elegante Herren füllen ihn, und Frauen von wohlgesittetem Betragen stellen sich dort ein. Débora ist stolz; Débora dünkt sich allein so viel werth, als alle diese Frauen, und will es ihnen zeigen. Nachdem sie auf der Bühne die Königin gespielt, spielt sie im Salon die große Dame; sie plaudert dort, sie schmeichelt, sie spottet . . . bis zu dem Augenblicke, wo sie, von diesem neuen Auftritte, von diesem neuen Publikum ermüdet, entschlüpft, um in ein kleines verborgenes Zimmer zu eilen, wo die Souverainin, welche Jedermann in Achtung hielt, ihrem Liebhaber, der ihr folgt, zuzurufen beginnt:

„„Das verdummt mich!““

„Er will ihr eine Vorstellung machen.

„Sie geräth in Wuth, aber in keine von jenen Arten höflicher Wuth, wie Erziehung sie uns lehrt; sie

weiset ihren Geliebten verächtlich ab; sie schwört; sie flucht; zerschlagt die Möbel, und kommt eine lästige Zofe, so giebt sie ihr einen Fußtritt in die Seite; sie nennt den elegantesten Mann Frankreichs eine Gurke, mit derselben Stimme, die von Gold und Diamanten singt: er ist schmerzlich betrübt; sie jagt ihn fort, und wenn es sich nur ein wenig machen läßt, speiset sie mit ihrem Kutscher zu Nacht, und stoßt trinkend mit ihren Kammerfrauen an."

„Unmöglich!"

„Dann bringt der darauf folgende Tag die Reue; denn sie liebt ihn, oder vielmehr der verständige Theil Débora's achtet und liebt die Liebe dieses Mannes. Sie erkennt recht gut seinen Werth, sie, welche in der niedrigsten Schule einsehen gelernt hat, wie wenig die andern werth sind, und sie findet sich unwürdig, gemein, wegen solcher Erinnerungen, Bedauerungen und Rückblicke auf ihre niedrige Vergangenheit; sie fühlt sich geschaffen, um alles zu werden, was ihr Geliebter will, daß sie werde; sie ruft ihn zurück, sie bittet ihn um Verzeihung, und beginnt ihre Comödie wieder; sie erscheint wieder als die reizende und vornehme Frau, die er liebt; sie wendet ihre ganze Kraft darauf, ihre ganze Liebe; sie nützt sich noch einmal ab, der Faden reißt, und dann fangen die alten Auftritte wieder an.

„Dann flüchtet sie sich; sie verschmäht ihre Equipage, um in einen Fiacker zu steigen; sie irrt in den Umgebungen der Plätze herum, und trifft sie einen

Marktschreier, der mit seinem Gevatter einen Blick wechselt, das Zeichen einer eben vollbrachten Prellerei, und das blanke, so eben abgefoppte Geldstück weiset, mit welchem man auf Kosten des Geprellten trinken und lachen wird, so fühlt die reiche und berühmte Schauspielerin von wilden Gelüsten sich erfaßt; und begegnet es ihr jemals, zu weinen, so ist's in diesem Augenblicke.

„Worüber weint sie? Ueber ihr gegenwärtiges Glück? Bisweilen. Was beweint sie? Ihr voriges Elend? Ja und nein. Der Ehrgeiz, die Intelligenz, die erhabenen Wünsche, sind auf der einen Seite; um sie zu befriedigen, spielt sie ihre doppelte Comödie. Die Gewohnheiten, die ungestümen Erinnerungen, das Zigeunerblut, die Ungebundenheit der Armuth, Freudentaumel in Lumpen, sind auf der andern Seite, und dieß ist's, was sie verlocket, erworbenes Glück, verdienten Ruhm, gegebene und empfangene Liebe zu verwünschen."

„Sie werden mir erlauben, Ihnen zu bemerken, Nachbar, daß dieß durchaus eingebildete Leiden sind."

„Sie werden mir erlauben, Ihnen zu bemerken, mein lieber Nachbar, daß Sie so eben eine ungeheure Albernheit gesagt haben. Die Colik, das Fieber, gebrochene Glieder und Nervenschmerzen ausgenommen, ist nach dieser Ansicht alles nur ein eingebildetes Leiden. Wissen Sie also, daß man in der That nur durch die Ideen leidet. Setzen Sie eine Vettel von der Strassenecke an die Stelle der Frau von Montès, und sie

wird von allen Schmerzen verschont bleiben, welche jene arme Frau tödten. Setzen Sie die Tochter einer Thürsteherin an den Platz der Débora, fühlen Sie diese verzehrende Natur ab, und sie wird keinen von den plötzlichen Rückkehrwünschen fühlen, die sie quälen, oder stimmen Sie die Höhe ihrer Intelligenz herab, und sie wird zu ihrer Vergangenheit zurückkehren ohne innere Vorwürfe, ohne Bedauern, ohne mit sich selbst schmerzlich zu zerfallen. Das Unglück liegt im Widerstreite, und ist so stechend, so rastlos, daß es dieses Leben durchglüht, ausdörret, bedroht, tödtet."

„Wohlan," versetzte Riponneau, „wenn ich nach meiner Ansicht das Unglück nicht verstehe, dünkt es mir, daß es nach der Ihrigen auf Erden kein Glück giebt."

„Gerade im Gegentheile, es giebt Leute, die nichts fühlen, die nichts empfinden, die nichts lieben."

„Und wer sind diese?"

Der Nachbar machte eine düstere Miene, und antwortete mit boshaftem Lachen:

„Die Todten."

Marcus Antonius fürchtete sich, und da eine Pause fast feierlichen Schweigens eintrat, hörten sie durch die Zwischenwand, welche sie trennte, etwas wie das Geräusch eines Falles, dann lange erstickte Seufzer.

„Das ist unsere Nachbarin!" rief Riponneau aus.

„Ja," sagte der Nachbar, die Achseln zuckend, „sie seufzt."

„Aber es geht etwas Außerordentliches vor; riechen Sie den Kohlendampf?"

„Ich kenne ihn," erwiederte der Nachbar, ohne sich zu regen.

„Da ist ein Unglück geschehen."

„Das ist meine Meinung nicht."

„Das ist ein Selbstmord."

„Sie sehen gut."

„Ah! Lassen Sie uns eilen!"

„Lassen Sie sie machen; sie hat ohne Zweifel Gründe, so zu handeln, die wir nicht kennen."

Riponneau warf auf den alten Nachbar einen wüthenden Blick der Entrüstung; der alte Nachbar zuckte noch einmal die Achseln, und lachte dem Riponneau in's Gesicht. Dieser lief an Juana's Thüre (die Nachbarin hieß Juana), und versetzte der Thüre einen Stoß mit dem Fuße; die Thüre, in ihrer Eigenschaft als Dachstubenthüre, brach bei dem ersten Stoße, und Riponneau trat in einen, ihm den Athem hemmenden Dunstkreis des Scheintodes. Er erblickte auf dem getäfelten Boden einen weißen Körper, bückte sich, nahm ihn in seine Arme, trug ihn in sein Zimmer, und legte ihn auf sein Bett.

Oh, wie so schön war Juana, obgleich ihre Lippen bereits schier veilchenblau waren, und ein leichter Schaum die Ecken ihres Mundes säumte.

Nach Anzündung der verhängnißvollen Kohlenpfanne, hatte sich das junge Mädchen zu Bett gelegt, ihr blau-

festes Nachthäubchen auf dem Kopfe, eingehüllt in das feinste und weißeste Leinen, dem Bade entstiegen; sie hatte mit dem Tode Gefallsucht getrieben, die kleine Gefallsüchtige, und der Tod war gierig gekommen, seine eisige Hand auf den nackten Busen seiner schönen Braut zu legen; aber zum Glücke erschien Marcus Antonius zur rechten Zeit, und sah diese reine und weiße Stirne sich beleben, diese dunkel strahlenden Augen sich öffnen und mit Erstaunen wieder schließen; er sah diese Lippen zucken, um die reine Luft einzusaugen, welche er durch die Thüre und geöffneten Fenster einströmen ließ; er sah den Busen unter den langen Athemzügen sich heben, welche das Leben zurückführten.

Wie schön sie war! Doch müssen wir gestehen, daß im ersten Augenblicke Riponneau dieß alles nur betrachtete, um mit Aengstlichkeit das Wiederaufleben der Unglücklichen zu erlauschen.

Endlich kam ein Augenblick, wo das Leben wieder völlig in diesen schönen Leib zurückkehrte. Juana wollte sprechen, Juana wollte fragen; man trug ihr Schweigen auf, man empfahl ihr Ruhe; sie wollte aufstehen und entfliehen, als sie bei diesem Vorhaben die Unordnung gewahrte, in welcher sie überrascht worden; und erröthend, und schöner noch, verbarg sie sich in dem Bette, auf welches man sie gelegt hatte.

Dann flossen die Thränen.

Die Thränen, dieser Thau, der vom Herzen fällt, und es einen Augenblick still und ruhig läßt, gleich

den Regenströmen, welche einer sturmbeladenen Wolke entstürzen, und dem Himmel einen Augenblick seine Ruhe und Durchsichtigkeit wieder geben, bis die Sonne diesen Regen aufsaugt, um einen neuen Sturm daraus zu bilden, wie das Herz seine Thränen zu neuen Ausbrüchen von Verzweiflung zurückruft.

Dieß war Poesie des Nachbars, während er die von Mühe und Thränen erschöpfte Juana einschlummern sah. Riponneau betrachtete sie auch, aber nicht, wie er sie jetzt sah, in ihre Tücher gewickelt über ihrem Häubchen, sondern wie er sie in dem Augenblicke gesehen hatte, wo er sie nicht betrachtete, als sie auf seinem Bette hingestreckt lag in dem einfachen Aufputze ... (Sie kennen den andern Vers); und diese Erinnerung kehrte ihm so lebendig, so reizend, so lieblich zurück, daß er ungeachtet der Langweile, die er bei dem Anhören der Geschichten des Nachbars empfunden, ihn über jene des armen Mädchens fragen wollte, dem er das Leben gerettet hatte.

„Sie, der Sie alle Leute in diesem Hause kennen," sagte er zu ihm, „müssen auch wissen, wer diese Juana ist, und vorzüglich müssen Sie wissen, was sie zu dieser That der Verzweiflung getrieben hat?"

„Wer sie ist," erwiederte der Nachbar, ihn mit geringschätziger Miene anblickend, „was sie dahin gebracht hat, sich zu tödten ... wozu ist es gut für Sie, es zu erfahren?"

„Sang sie nicht noch gestern Abend wie eine Gras-

mücke, freudig ihre Nadel handhabend, und ihre sechs Stockwerke herunterhüpfend, wie ein Vogel, der vom Himmel schwebt: leicht, lachend, mit heiterer Miene, mit aufgeworfener Lippe, ganz zierlich und glücklich? Wer sie ist? Was sie dahingebracht hat, sich zu tödten? Dieß ist wieder eines von den unsichtbaren Dramen, die hinter dem öffentlichen Dasein eines Jeden sich herumtreiben, brennend und stechend wie Zahnschmerzen, die sich nicht zeigen, und Sie tückisch morden. Sie würden nicht daran glauben."

„Ah!" sagte Riponneau, „der Erfolg ist da, um mir Glauben einzuflößen."

„Bah!" erwiederte der Nachbar, „Sie werden sagen, daß sie närrisch ist."

„Sie halten mich also für einen Schwachkopf, oder für einen kalten Selbstling, wie Sie einer sind? Denn Sie haben mir so eben die Worte gesagt: „„Lassen Sie sie machen;"" doch Sie hielten die Klagetöne, welche wir hörten, für Scherz, nicht wahr?"

„Ganz und gar nicht; nur hatte ich ihr Bestes im Auge . . . und vielleicht auch das Ihrige."

„Das Meinige?" fragte Riponneau; „was wollen Sie damit sagen?"

Aus dem Auge des Nachbars blitzte eine Flamme, die durch das Zimmer und die Mauer zu leuchten schien, und im fernen Raume sich verlor, und er antwortete kaltblütig:

„Die Zukunft wird für mich bürgen. Jetzt in wenigen Worten, was Sie zu wissen wünschen:

Diese Juana ist die Tochter eines Zitzdruckereiarbeiters; sie ist das siebente Kind einer zahlreichen Familie, das siebente Kind, fast zehn Jahre nach allen andern angekommen, folglich sehr übel aufgenommen von Großen und Kleinen, von Vater und Mutter.

„Mein junger Freund," fuhr der Nachbar fort, „nichts ist so heilig, so geweiht, so schön und so achtungswürdig, als die mütterliche Liebe, und die väterliche Liebe, und die brüderliche Liebe; aber gerade deßwegen, weil diese Gefühle die mächtigsten der Natur sind, weil, wenn man sie zerstört, man völlig grausam und böse wird. Dieß ist das Schiff, welches von einem dreifachen eisernen Ankertaue zurückgehalten wird; ist die Anstrengung des Windes stark genug, das Tau zu zerreissen, so treibt das Schiff über jede gewohnte Bahn hinaus.

„Das Herz möchte Ihnen bluten, wüßten Sie, welche harte Begegnungen dieses Kind von seiner Familie zu erdulden hatte: Entziehung der Nahrung und Kleidung, Kälte, Hunger, man hat es auf alle Weise gequält. Du siehst sie schön und groß, und von jener üppigen Schönheit, welche die Entwickelung aller Kräfte der Jugend bezeichnet; wohlan, dieß alles war Magerkeit, Schwindsucht, gekrümmter Rücken, schmale Brust, keuchende Stimme. Zehn Jahre sind so verflossen, ohne daß sie ihre Familie einer unnützen Last, zu der sie ihr geworden, entbürdet hätte.

„Endlich erbarmte sich eine Schwester der Mutter

dieses Kindes, und nahm es zur Ernährung. Dieß war die Frau eines reichen Schlächters, dickbeleibt, zänkisch, stark in starken Worten. Juana gewann in diesem neuen Dasein alles, was der Lendenbraten eines Ochsen, und gute Hammelcoteletten gewähren können, nämlich die Entwickelung einer reichen körperlichen Natur; aber Seelenspeise, geistige Nahrung, fehlte ihr noch mehr, als in ihrer Familie.

„Es gab für sie keine andern Worte, als solche, die ihr vorwarfen, ich will nicht sagen das Brod, aber das Fleisch, welches sie aß; und bemerken Sie, Nachbar, daß dieses Mädchen mit allen guten Anlagen zur Dankbarkeit geboren war. Allein man verfuhr so gut, daß man in ihr dieses so seltene Gefühl erstickt hat. Sie haßte alles, was sie umgab, und war dahin gekommen, mit fünfzehn Jahren nur einen einzigen Wunsch zu haben, zu wissen, wie sie sich an Jedermann rächen könnte. Vor einem Jahre, da sie achtzehn Jahre zählte, gab ihr der Tod ihrer Tante die Freiheit wieder.

„Unter den schlechten Lehren im Hause ihrer Tante, hatte Juana auch jene aufgefaßt, welche aus der bedauernswürdigen Lage ihres Onkels hervorging. Willst Du sie wissen? Willst Du wissen, wie dieser Mann (und es giebt solcher, wie er, tausende in Paris) bei dem völligen Anscheine gedeihlichen Geschäftsbetriebes und häuslichen Glückes, ein höchst unglücklicher Mann war? Geschah's aus Unklugheit, oder vielmehr aus

Verschwendung, um die Luxusgelüsten seiner Frau zu befriedigen, er hatte sein Vermögen bloßgestellt.

„Nur zwei Schritte trennten ihn noch von seinem Untergange, als ein Freund erscheint, ein ehrlicher Ochsenhändler; er will Juana's Onkel helfen; er trägt ihm Gelder an, leiht ihm auf Schuldscheine, die durch Verschreibung von Grundbesitz garantirt sind, und durch alle guten Vorsichtsmaßregeln, die der Wucher nur immer ersinnen kann. Unser Schlächter, dessen Ruin man voraussagte, triumphirt, und kann allen eine Maulschelle geben, die ihn dem Verkehre schon als verloren bezeichneten; er verdoppelt folglich seine Ausgabe für die angebetete Gattin, welche ihn schon so tief in Schulden gesteckt hatte.

„Der Darleiher freut sich darüber. Dieß ist gut.

„Die Verfallzeit kommt an; Zahlung ist unmöglich, und zu der Gewißheit dieser Unmöglichkeit gesellt sich die noch schrecklichere Gewißheit, daß die Schlächterin mit ihrer Person die Gefälligkeit bezahlt hat, womit der Darleiher seine wucherische Freigebigkeit erneuert.

„Bis hierher war man klug, verschwiegen, unterwürfig. Jetzt spricht man laut, spottet, beleidigt; in der That, der Gatte hat die Wahl zwischen unmittelbarem Ruine, und kalter Hinnahme seiner Entehrung; er würde den Ruin vorziehen; aber er hat Kinder, die vor Hunger sterben werden, und eine Tochter, welche die Schande ihrer Mutter entehren wird. Wagt er übrigens eine Klage zu stellen, so ist die Antwort ganz

einfach: ein Schuldner verleumdet seinen Gläubiger. Welchen Entschluß soll er fassen? Denjenigen wenigstens, welcher Vermögen und Schein zugleich rettet. Er wird der Freund seines Ochsenhändlers; er ladet ihn ein, und bewahrt die Maske des Vertrauens, des Glückes, der Fröhlichkeit. Und seine Nachbaren sagen: „„Er weiß nichts, daher besteht auch die Sache für ihn nicht. Das ist ein Glück."" Oh! nein, Nachbar, das ist zuvörderst eine stumme Qual, dann, wenn der Uebermuth der Strafbaren alle Grenzen überschreitet, kommt sie im Geheimnisse seiner Haushaltung zum Ausbruche; er tobt, er schreit. Aber die unversöhnliche, auf ihre Gewalt trotzende Frau, antwortet ihm kalt:

„„Aber, mein Gott! weis ihm die Thüre, mir ist's recht."" — „Er soll den Mann fortjagen, in dessen Händen seine Existenz und seine Ehre liegen, nicht bloß s e i n e Existenz, sondern auch jene seiner Kinder; er kann es nicht, und schleppt wieder seine schimpfliche Kette, die Wuth im Herzen. Aber wer weiß dieß? Niemand außer dem Hause; denn der Schlächter besitzt seine Eitelkeit; er will lieber für einen Dummkopf, als für eine Memme gelten. Niemand ahnet, was er leidet, ausgenommen die Seinigen, und unter den Seinigen Juana.

„Was konnte sie aus diesem Verhältnisse lernen? Das, was nothwendigerweise in einem so schlecht cultivirten Geiste keimen mußte, der Gedanke, daß man mit Geld alles hat, selbst das Recht, alle Pflichten zu

übertreten. Wonach strebte sie also, da sie frei war? Reich zu werden? Sie hatte zu viel unter Berechnungen gelebt, um nicht gut zu berechnen; sie hat sich nicht beeilt, sondern eine gute Gelegenheit abgewartet, und keine andern Anträge angehört, als solche, welche ein großes, durch Heirath zugesichertes Vermögen begleitete.

„War sie unvorsichtig genug, Versprechungen zu vertrauen, und hat sie vielleicht Demjenigen jetzt nichts mehr zu geben, der nichts mehr zurückgeben will? Oder hatte sie etwa nicht Geschicklichkeit oder Reize genug, um durch ihre Strenge Denjenigen, der sie liebt, zum Heirathen zu drängen? Dieß weiß ich nicht; aber so viel ist wahr, daß sie in acht Tagen heirathet . . .“

Der Nachbar hatte nicht ausgesprochen, als ein alter Herr von ehrwürdigem Anzuge, mit Perücke und rothem Bande, eintritt, und nach Juana fragt. Welche Ueberraschung! Er ist einer der reichesten Finanzbeamten des administrativen Frankreichs, ein Generaleinnehmer, der mehr werth ist, als ein Banquier, und fragt nach Fräulein Juana . . . Man zeigt ihm die Schlafende, nach vorausgegangener Erzählung des Vorfalles.

Der Finanzbeamte bittet, daß man sie wecke, und sie Beide allein lasse. Der Nachbar geht fort, und Marcus Antonius, der daran denkt, daß er zu Hause ist, wünscht zu bleiben; er fürchtet, daß die schöne

Juana während seiner Abwesenheit fortfliegen möchte. Nur verspricht er so wenig als möglich zu hören, mit der mißtrauischen Absicht, alles zu hören. Der Alte nähert sich dem Bette, und hier folgt genau, was Riponneau von dem Gespräche vernimmt:

„Sie haben meiner Tochter einen Brief geschrieben, worin Sie ihr sagen, daß Herr von Belmont, ihr Bräutigam, sie betrüge; daß er Sie liebe; daß er Ihnen versprochen habe, Sie zu heirathen . . ."

Die Stimme erlischt in einem Gemurmel, wobei die Worte Riponneau entgehen. Einen Augenblick danach fährt die Stimme fort:

„Sie hätten meine Tochter beinahe getödtet; sie hütet das Bett, todtkrank, untröstlich, und will nichts mehr von dieser Heirath wissen."

„Das ist meine Rache, mein Herr," erwiedert Juana.

„Aber diese Rache trifft Leute, die Ihnen durchaus nichts Böses gethan haben, nicht wahr? Ich will diese Heirath, ich bedarf ihrer; aber meine Tochter wird so lange nicht einwilligen, als nicht die nämliche Hand, die ihr diesen niederträchtigen Brief geschrieben, einen neuen mit der Erklärung schreiben wird, daß jener eine Erfindung enthielt, durch welche man Herrn von Belmont schaden wollte . . ."

„Niemals!" rief Juana mit entschlossener Stimme aus.

Der Alte murmelte.

„Niemals!" sagte Juana mit sanfterer Stimme . . .

Der Alte murmelte wieder; dann betrachtet er plötz-

lich, und wie von einer schnellen Idee angeregt, Marcus Antonius; und dann geht das Gemurmel fort und fort, wie ein unversiegbarer Fluß.

Während dieser Zeit läßt Juana einige „nein" immer weniger ernstlich entschlüpfen; dann wirft sie einen holdseligen Blick auf Riponneau, senkt den Kopf, und endet mit Schweigen. Die Comödie war aus; hören Sie, wie sie gespielt wurde.

Der Herr entfernte sich, indem er zu Riponneau sagte:

„Ich danke, mein Herr, für die Sorgfalt, welche Sie diesem liebenswürdigen Kinde erwiesen haben. Unsere ganze Familie, die an ihr Antheil nimmt, wird Ihnen für Ihre gute Handlung Dank wissen, und wir würden glücklich sein, Sie belohnen zu können, indem wir Juana in ihrem Kummer Hülfe brächten."

Mit diesen Worten ging der ehrwürdige Greis fort, und ließ sie beisammen.

Nun lassen Sie uns die Sache kurz wiederholen. Das Stück hat am Montage begonnen; gehen wir über zum

Dienstage.

„O Juana!" sagte Marcus Antonius; „wollen Sie noch immer sterben?"

„Gestern wollte ich es noch; denn ich glaubte nicht an edelmüthige und uneigennützige Herzen."

„Und Sie glauben jetzt daran?"

„Haben Sie mich nicht gerettet, ohne mich zu kennen?"

Mittwoch.

„Was ist dieß? Ihnen das Leben zu retten, ist nichts; mein Glück wäre, Trost in dasselbe zu bringen?"

Donnerstag.

„Es giebt keinen andern Trost für gebrochene Herzen, als in den süßen Neigungen, und ich habe keine Freunde."

„Ich werde der Ihrige sein."

„Ich habe keine Familie."

„Ich werde sie Ihnen ersetzen."

Freitag.

„Nach dem, was ich für einen Andern gethan habe, müssen Sie mich verachten."

„Ich bewundere, ich verehre Sie."

„Sie werden mich niemals lieben."

„Ich liebe Sie schon wahnsinnig."

„Wahnsinnig, Sie haben recht; denn wohin wird Sie dieß führen?"

„Mich Ihrem Glücke zu weihen."

Sonnabend.

„Mein Glück werde ich nirgend finden, als in einer gesetzlichen Verbindung, und Sie werden mich niemals heirathen wollen."

Sonntag (nach einer Nacht der Ueberlegung).

„Wenn Sie wollen, gehört mein Name Ihnen."

Dieses Zweigespräch ist aus den letzten Worten achttägiger Unterhaltungen zusammengesetzt, von denen jede vier Stunden dauerte; als aber dieses verhängnißvolle und höchste Wort gesprochen war, das Wort: „Ich werde Sie heirathen,“ sagte man Marcus Antonius, daß er ein reiches Heirathsgut und den Schutz des ehrwürdigen Herrn erhalten werde, den er gesehen habe.

„Nun ist's an mir, glücklich zu sein,“ rief dann Marcus Antonius aus, „nun bekomme ich Vermögen, Ansehen, Glück!“

Und drei Monate danach erhielt er seine Ernennung als Unterchef, eine Aussteuer von 40,000 Franken, und Juana's Hand.

Ein einziges Ding trübte diesen schönen Tag: das Haus verlassend, blieb Riponneau's Miethkutsche an dem weißen Wagen hangen, welcher eben die Leiche des Fräuleins von Crivelin holte; und der Doctor Fuin, einer von Juana's Zeugen, mußte das Hochzeitmahl verlassen, um sich zu Domen zu begeben, der sich einen mißlungenen Pistolenschuß in's Herz gegeben hatte.

Nach Aeußerung der Gäste war Adèle an einem Brustleiden gestorben, und Domen zum Versuche des Selbstmordes wegen seiner Nichtaufnahme in das Institut gebracht worden. Eine einzige Stimme erhob sich, um diesen Erläuterungen zu widersprechen, nämlich jene des Nachbars, welchen Riponneau zur Hochzeit eingeladen hatte, und der sich zu sagen begnügte:

„Nein, dieß ist ganz einfach die nothwendige Entwickelung von zweien jener unsichtbaren Dramen, welche unter der socialen Oberhaut wimmeln.“

„Was will dieß sagen?“ rief man von allen Seiten. „Was ist ein unsichtbares Drama?“

„Sie wollen es wissen?“ sagte der Nachbar. „Wohlan, geben Sie Acht; es giebt ein solches, welches in diesem Augenblicke an unserer Seite beginnt.“

Niemand verstand dieß, selbst Riponneau nicht.

Aber sechs Monate später, als seine Frau gebar, und er einige Bemerkungen machen wollte, und seine Frau ihn einen elenden Papierkratzer nannte, und ihm bewies, daß, ohne sie, er noch im Schmutze seiner Dachstube säße;

Acht Tage nach dieser Geburt, als er eine Beförderung erhielt, und einen Pathen wählen sah, den er nicht kannte, und welcher der Sohn des Ministers war, der ihn beschützte;

Drei Monate nach dieser Beförderung, als er, kummervoll und traurig, den büreaukratischen Thron von grünem Leder, wo seine frühern Collegen ihn so eben demüthig begrüßt, verlassen hatte, und bei einer Wendung der Allee der Wittwen im Hintergrunde eines schlecht vermachten Fiackers, seine schöne Juana und den Pathen, den Sohn des Ministers, sitzen sah;

„Einige Stunden nach dieser Begegnung, da er,

heimgekehrt, Lärm schlagen wollte, und man ihm drohte, sich durch das Fenster hinauszustürzen;

Lange Zeit darauf, da er in dem Maße, als seine äußere Achtung durch den Eifer seiner Pflichterfüllung stieg, die Achtung in seinem Innern sich vermindern sah;

Einige Jahre später, da seine Frau, uneingedenk des Elendes, dem er sie entrissen, und der thörichten Liebe, die er noch immer für sie fühlte, die Verachtung seiner Diener gegen ihn wendete, ihn seinen Kindern lächerlich machte, die gesetzlichen Kinder dem Erstgebornen opferte, alle Achtung mit Füssen trat, — dann kam Marcus Antonius Riponneau, — mit sechs und dreißig Jahren Divisionschef, Bittschriftenmeister*), geschmückt mit dem Orden der Ehrenlegion, geehrt wegen seiner Redlichkeit und Fähigkeit, gepriesen als einer der Glücklichen des Jahrhunderts, denn er verhüllte mit äusserster Anstrengung das Scandal seines Hauses, — zum Verständnisse dessen, was der Nachbar hatte sagen wollen, als er an seinem Hochzeittage von dem beginnenden unsichtbaren Drama sprach.

Leidenden Personen kommen die wunderlichsten Gedanken; er ging seinem ehemaligen Hause zu, wo er so viel mit den Füssen gestampft, so viel mit der Faust an die Mauern geschlagen hatte. Er stieg in das sechste

---

*) Maître des rêquetes, Empfänger und Ueberbringer der Bittschriften an den König.

Stockwerk hinauf, das er bewohnte, blieb vor der Thüre jenes Zimmers stehen, worin er sich so unglücklich gefühlt, und begann sein früheres Unglück zu beweinen; Juana's Thüre blickte er nicht an, und kam zu jener seines alten Nachbars; dahin wollte er.

Er klopfte an; ein blonder und rosiger Kopf machte ihm auf.

„Was wünschen Sie, mein Herr?"

„Einen alten Herrn, der vor einigen Jahren hier wohnte."

„Wie hieß er?"

„Ich weiß es nicht; aber er war Copist, glaub' ich."

Eine junge Frau erschien, schön und traurig.

„Ah! ich weiß, von wem Sie sprechen wollen, mein Herr; ein kahler Greis . . ."

Sie schilderte ihn unverkennbar.

„Wissen Sie, wo ich ihn finden könnte?"

„Warten Sie, mein Herr, ich will es Ihnen sagen; denn er wechselt oft seine Adresse, schickt aber immer seine neueste her."

Während die junge und schöne Frau suchte, tönte eine rauhe Stimme aus den Alkoven.

„Was giebt's, Manon?"

„Ein Herr sucht eben die Adresse des alten Miethmannes . . ."

„Ist dieß Ihr Mann?" fragte Riponneau mit Eckel.

„Ja, mein Herr; er ist ein wenig krank."

Der Lump war ganz betrunken.

„Hier ist die Adresse, mein Herr."

„Meine gute Frau," sagte Riponneau, „Sie scheinen mir nicht glücklich."

Und er wies mit dem Blicke auf ihren Mann.

„Erlauben Sie mir, Ihnen für Ihre Gefälligkeit zu danken."

Mit diesen Worten bot er ihr zwei Louisd'or.

„Ich danke, mein Herr," erwiederte die junge Frau, „mein Mann ist ein guter Arbeiter, der viel arbeitet . . . wenn er nicht leidet . . . ich danke . . ."

Riponneau warf einen Blick in das Zimmer: er sah das Elend, das scheußliche, der Wohlhabenheit gefolgte Elend; ein Bett von Acajouholz, ein eleganter Tisch, Stühle, die einen Salon angehörten, waren geblieben.

Er ließ zehn Louisd'or in den Händen des Kindes, und ging fort, indem er sagte:

„Wieder eines von jenen unsichtbaren Dramen, über welches die Ergebenheit, Pietät und Arbeit dieser edlen armen Frau einen Schleier werfen, den vielleicht Niemand als ich gehoben hat."

Also sprechend, betrachtete er die geschriebene Adresse, die man ihm in die Hand gegeben, und las diese Worte: „Angestellt als Austräger der Lieferungen vom „Teufel in Paris" bei Herrn Hetzel, Straße Ménars, Nro. 10." Vorgestern ist Herr Riponneau zu unserm Herausgeber gekommen, hat aber keinen von unsern Austrägern erkannt. Dann hat er unsere ersten

Lieferungen genommen, und nachdem er sie gelesen, ausgerufen:

„Der Teufel soll mich holen, wenn er nicht selbst der alte Nachbar gewesen ist!“

Frédéric Soulié.

Woran man einen Schriftsteller in Paris erkennt, und was man dort unter dem Wort versteht: Ein Buch.

Paris ist unstreitig die Weltstadt, worin sich die größte Zahl von Schriftstellern befindet. Jener Ueberfluß an Schriftstellern, den man dort bemerkt, rührt ohne Zweifel daher: daß man, um in Paris für einen Schriftsteller zu gelten, ein Buch geschrieben haben muß, wie man, um dort für einen Maler zu gelten, ein großes Gemälde gemacht haben muß. Ein Buch ist eine Idee, oder etwas, was ihr gleicht, oder selbst etwas, was gar nichts gleicht, und dessen Name unter gangbarem Titel den obern Theil eines Octavbandes von vierhundert Seiten einnimmt. Gott behüte denjenigen, der sich um das bekümmert, was darunter ist!

In einem Buche haben Sie zwei Sachen: den Titel, der kurz, bedeutsam, voll deß ich weiß nicht was wundersam Geheimnißreichen sein soll, wie die Ueberschrift einer köstlichen Büchse: von der Vernunft, vom Geschmacke, vom Geiste; und dann den

Stoff, der alles ist, was man will, wenn er nur die wesentlichen Eigenschaften eines Stoffes hat, nämlich die Ausmessungen nach der Höhe, Breite und Dicke, woraus der feste Langwürfel gedruckten Papiers besteht.

Finden Sie außerdem noch Geist, Geschmack und Vernunft darin, so ist dieß reiner Gewinn; wir verlangen nicht so viel davon: wir haben, dem Himmel sei's gedankt, ein Buch und einen Verfasser mehr. Muß man sich darüber beklagen? Nein, aber es ist doch klug, einem Lande zu mißtrauen, worin die großen Schriftsteller sich nach Hunderten zählen, und einer Litteratur, deren berühmte Bücher so zahlreich sind, daß man sie nicht zählen könnte.

Ich habe einen Mann gekannt von unermeßlichem Wissen, der sein Leben damit zubrachte, alle wissenschaftlichen und vernünftigen Geschlechtsbegriffe, nach der Reihe, wie sie ihm zukamen, zu sammeln, und wie diese Reihe natürlich jene einer ausgezeichneten Erziehung war, wo der vollkommen geleitete Gedanke, in beständigem Fortschreiten, von seinen ersten Wahrnehmungen zu den überspanntesten Resultaten des Studiums und Nachdenkens übergeht, hatte er damit geendiget, sich zu seinem Gebrauche eine Encyclopädie zu machen, die jener des Herrn d'Alembert weit überlegen, und nach einem Plane angelegt war, dem der Vorzug vor jenem des Kanzlers Baco gebührte. An seinem Todestage, den 9. October 1808, erinnerte er sich, daß er seinem Werke noch keinen Titel gegeben habe; er ließ sich

das Manuscript auf sein Bett bringen, durchlief mit einem Blicke die erste und letzte Seite, und schrieb mit noch fester Hand folgende Worte vorne hin:

Indische Schweine.

Seine Allwissenheit würde ihm heut zu Tage keinen erledigten akademischen Sitz in der Section der Thierkunde verschaffen.

Die alten Prosaiker wußten nicht, was ein Buch sei. Pythagoras, Democritus, Socrates, Epicur, haben kein einziges geschrieben. Höchstens könnte man noch diesen Namen den Dialogen des Plato, den Aphorismen des Hippocrates, und den Sittenlehren des Plutarch geben. Valerius Maximus, Aulus Gellius, Montaigne, Lamotte le Vayer, Diderot u. a., haben die Frage klar entschieden. Sie haben nur die Blattseiten gelassen, womit man Bücher für tausend Generationen von Pedanten machen kann.

Man muß alles sagen. Wir haben wohl noch einige große Schriftsteller, die keine Bücher geschrieben haben; aber diese hatten sich einem entgegengesetzten Uebermaße hingegeben, und in ihrem Leben nie eine Zeile geschrieben; es bleibt wahr, was ich früher sagte, daß man ein Buch müsse geschrieben haben, um in Paris für einen Schriftsteller zu gelten, es sei denn, daß man den Satz so umgestalten wollte: Um in Paris für einen Schriftsteller zu gelten, muß man niemals etwas geschrieben haben."

Was mich betrifft, wenn eine üble Gewohnheit, oder das Bedürfniß, mich unter Krankheitsanfällen zu zerstreuen, so lange es mir nicht gelingt, mit Possidonius zu sagen, daß es keinen Schmerz giebt, mich noch zu schreiben zwingen, so geschieht dieß nicht, um ein Buch zu verfertigen. Ich würde höchstens den letzten abgerissenen Blättern meiner Schreibtafel einige Erinnerungen, einige Eindrücke, einige flüchtige Träumereien überlassen, während der Tod käme, um lachend über diese sibyllinischen Blätter hinzuhauchen, und sie mit mir den Elementen zu übergeben.

Charles Nodier.

Ein Tag in der Schwimmschule.

Inhalt.

Paris und die Seine. — Nachenführer und Fischer, Monographie. — Das Schiff. — Der Pariser-Schwimmer, Schwimmschule. — Bäder Vigier. — In der Schwimmschule: Der Morgen, die Frühstücke, der Schwimmmeister, von Stunde zu Stunde, die Rotunde, das Amphitheater, Gymnastik, Gruppen, Stellungen, verschiedene Anblicke, philosophischer Blick, Eitelkeit und Nichtigkeit, das Caféhaus, eine Comptoir-Dame, Schiffahrtgewohnheiten. — Das volle Wasser. — Das Mittagsessen, der Abend, venetianische Nächte. — Frauenzimmer-Bäder. — Trachten, Sitten Gewohnheiten. — Geheime Zeichen. — Der Fluß des Lebens.

Für denjenigen, welcher in den Gewohnheiten und Neigungen einer großen Stadt nicht bloß die unterhal-

tende Seite oder den Anblick des Lächerlichen sucht, hat jede Sympathie, jeder Hang, wenn sie auch noch so sehr befremden, originelle und nothwendige Ursachen. Wirft man einen raschen und unbefangenen Blick auf den Stufengang des Lebensalters, so sieht man jeden Gebrauch, jede Neigung natürlich aus Thatsachen hervorgehen, fast immer mit Weisheit.

Die Zeit, welche alles verändert, was sie nicht verbessert, setzt freilich oft die Thorheit, die Ungereimtheit die Sucht und die Unvernunft an die Stelle dessen, was zuerst regelmäßig und vernünftig war. Der Pariser liebt die Seine wie der Venetianer das adriatische Meer liebt. Das Pariserkind, wenn es könnte, würde aus seinem Fluße ein Meer machen. Wie oft hat es ernstlich von diesem Wunder geträumt! Wie wichtig behandelt daher der Pariser seine Beziehungen zur Seine! Er hat seine Häfen, seine Kanäle, seine Flotte, seine Seeleute, seine Schifffahrt, einen unermeßlichen Handel, seine schwimmenden Flösse und seine Feuerboote: dieß für seine Interessen, für seine Arbeit und für sein Wohlseyn.

Auf diesem Wege, der durch Paris zieht, nach Pascals Aeußerung, sieht die Stadt an der Mündung des Flußes die Lebensmittel der reichsten Provinzen sich drängen; bei dem Ausfluße strömen alle Erzeugnisse der Welt zusammen. Man hat von Gewässern gesprochen, die Gold fortwälzen; die Industrie hat den Sand unserer Flüsse mit Gold beladen.

Paris hat zu seinem Vergnügen seine kleine, zierliche, elegante, leichte und bewimpelte Flotte; die Aufseher und Nachenführer der Seine sind gewiß von belustigender Natur; es ist ohne Zweifel schwer, nicht über die nautische Wichtigkeit zu lachen, in welche sie ihre Person, ihre Sitten und ihre Sprache hüllen; das ist der Fasching auf dem Wasser. Indessen kann man, ohne zu große Anstrengung, in dieser bis zum Possierlichen getriebenen Einbildungskraft, die Spuren des ursprünglichen Instinktes und der ersten Liebe zu Ufern und Flüssen wieder finden.

Der Nachenführer der Seine hält sich streng an seine Tracht: er trägt die Salopête, einen Unterrock von grober Leinwand als Wischlappen; die Salopête wird nicht gewaschen, jeder Flecken ist ihr eine Zierde; der wollene Janker, die Vareuse und die mit schottischen Farben bordirte Kindermütze vollenden den Anzug. Die Sprache des Nachenführers ist die schrecklichste, die man hören kann; er pflanzt alle Farben auf, ohne sich allzusehr zu bekümmern, zu welcher Nation er sich dadurch bekennt; er hißt das Segel und zieht es ein mit solcher Geschicklichkeit, daß er und seine Nachenbenützer sehr oft in die unschuldigsten Wasserpfützen plumpen. Er ist der Tyrann des Flußes, den er rastlos schäumen macht; er reibt sich aber nicht gerne an den ernsten Seeleuten; er bindet mit den armseligen und harmlosen kleinen Fahrzeugen der Spazirenfahrenden an; dann hat sein Schlagen, das heißt:

sein Angriff, die ganze Wildheit des Enterns eines Corsaren.

Neben den Nachenführern trifft man die Angelfischer. Sie leben in beständiger Feindschaft miteinander; der Fischer kann nur im Schweigen und in der Unbeweglichkeit bestehen, der Nachenführer nur durch Geschrei und Lärm; nach dem Wasser und dem Nachen ist der Ungestüm sein drittes Element.

Für den Angelfischer giebt es keine Ungunst der Witterung; er trotzet allem; die Gewalt seiner Leidenschaft kennt kein Hinderniß. Der Angelfischer ist ein Lamm, wenn der Fisch sich nicht widerspänstig zeigt; aber ein Tiger, ein Haifisch, wenn er widersteht. Mit Liebe betrachtet er einen Gründling; selbst ein Weißfisch entlockt ihm ein Lächeln; ein alter abgetragener Schuh, oder eine von den tausend Unrathsachen, welche die Seine fortrollt, bringt ihn in Wuth.

An Sonn- und Festtagen fischt der Angelfischer umgeben von seiner Familie, von seiner Frau, seinen Kindern, seiner Bonne und seinem Hunde, der oft aus Langweile gähnt.

Wendet der Gedanke sich zur Vergangenheit, so erblicken wir durch die Finsternisse, welche den Ursprung des alten Lutetia umnachten, die Wiege von Paris auf eine Insel inmitten der Gewässer gestellt. Von Jahrhundert zu Jahrhundert ist die Seine für Paris eine Quelle immer steigenden Gedeihens. Zum Zeugnisse dieser Wohlthaten hat die Stadt Paris in ihr Wappen

ein Schiff aufgenommen, als ein dauerndes Zeichen ihrer Dankbarkeit für diese Flußschifffahrt, welche die Grundlage ihrer Größe war.

Paris und dessen Behörden haben die Seine geheirathet, wie Venedig und dessen Dogen mit dem adriatischen Meere vermählt waren.

Der Pariser, nicht jenes Mestizenwesen, das aus allen Winkeln Frankreichs die große Stadt bevölkert, der Pariser von reinem Blute hat für seinen Fluß all jene Vorliebe und jenen Geschmack, den man bei den Anwohnern unsers dreifachen Küstengebietes findet. Das erste Vergnügen, welches das Kind der Seine genießt, ist der Versuch zu schwimmen. Paris zählt Schwimmer, welche den geschicktesten Schwimmern in den berühmtesten Häfen weit überlegen sind; dieß sind lauter Kinder des Volkes; sie haben sich alle selbst gebildet, und ohne andere Lehrer, als ihre Unerschrockenheit und die Natur.

Paris ist nicht nur die Stadt Frankreichs, sondern die einzige Stadt der Welt, welche Schwimmschulen eröffnet, und diese Kunst durch aufgestellte Lehrer und nach Grundsätzen gelehrt hat. Die Schwimmkunst war lange vor der Fechtkunst, dem Tanze, der Reitkunst und Gymnastik, die heut zu Tage in den Schulen eingeführt sind, ein Theil der Erziehung der Pariserkinder. Diese Unterweisung war lange Zeit an den Ufern zerstreut, hielt sich an keine Regel, und unterwarf sich keiner Zucht und Ordnung; sie war voll Gefahren.

Zwei Schwimmschulen wurden an der Seine errichtet, vor vierzig Jahren; sie waren an den zwei Endpunkten des Flusses angebracht: die eine oben, stromaufwärts; die andere unten, stromabwärts; jene lag am Kai Béthune, an der östlichen Spitze der Insel Saint-Louis; die andere am Ende des Kai Orsay, neben der Eintrachtbrücke.

Bald war die Seine mit Viersousbädern bedeckt; die Decimalverjährungen, für welche wir einen großen Respekt hegen, haben es nicht dahin gebracht, diesen Namen aus den Gewohnheiten der Volkssprache auszumärzen. Diese Bäder, worin man nun zwanzig Centimes bezahlt, boten einen abstossenden Anblick. Einige schlecht zusammengefügte Bretter, mit grober Leinwand bedeckt, bezeichneten diese köstlichen Plätze. Man lieferte dort Unterbeinkleider für jene, die sie bezahlen konnten; die Mehrheit der Badenden unterdrückte diese eitle Zierde, und die Bademäntel waren völlig unbekannt.

Nur die vier Anstalten der Bäder Vigier erhöhten den Anblick der Seine.

Hier ist es, wo der friedliche Bürger sich weichlich in die Tiefe der Badewanne versenkt; er taucht sich nach der Stunde ein; er weiß sich mit allen ihm liebgewordenen Bedürfnissen zu umgeben; seine Uhr, sein Thermometer, sein Taschentuch, seine Tabaksdose, die auf der Nase wohlbefestigten Brillen, und unter seinen Augen sein Lieblingsbuch: dieß sind seine Freuden. Er

richtet sein Bad künstlich nach Graden ein, und sieht mit Stolz den Ballon seines Schmeerbauches auf dem Wasser schwimmen. Im Bade träumt der Pariserbürger vom Morgenlande, dessen Wonnen, Wollüsten, Wohlgerüchen, Odalisken, Opium und den Entzückungen durch dasselbe, und taucht ein Stück Brod in Fleischbrühe.

Die beiden Schwimmschulen, die friedlich auf einem Gebiete herrschten, das ihnen Niemand zu bestreiten gedachte, waren auf keinen Luxus versessen, den sie als unnütz betrachteten; die Concurrenz weckte sie aus dieser Schlafsucht. Nebenbuhlerische Bäder entstanden auf verschiedenen Punkten des Flußes, und wetteiferten in Gefallsucht und äußerem Glanze. Heut zu Tage ist die Seine von Pont-Neuf bis zur Eintrachtbrücke mit malerischen Anlagen bedeckt, wohin der größte Theil der Pariserbevölkerung an heißen Tagen strömet.

Der Fluß, welcher durch die Hauptstadt des Königreiches fließt, und mit seinem Wasser die Schwelle des Louvre und so viele glänzende Monumente bespühlt, gewinnt von Tag zu Tag einen, der Stadt, die er durchläuft, würdigeren Anblick. Die Fahrzeuge der Wäscherinnen gleichen nun den türkischen Gartenhäusern des Bosphorus; sie sind weiträumig, gut gelüftet, von zierlicher und reinlicher Form, von bunten Farben, bedeckt mit einem Trockenboden von durchsichtigem Gitterwerke, im orientalischen Style.

Ein Tag in der Schwimmschule ist eines der pi-

kantesten Gemälde der Sitten des Pariserlebens; sie zeigen sich darin nackt.

Die Zugänge werden frühzeitig geöffnet; Morgens wird die Schwimmschule von einigen gewissenhaften Schwimmern besucht, die sich mit Liebe baden, und selbst ihrem Vergnügen immer einen leichten Anstrich von Pflicht oder Geschäft geben. Die Vertraulichkeit entspinnt sich zwischen den gewöhnlich Badenden und den Angestellten; man plaudert vom Fischen, Schwimmen, vom Fluße; die Wasserleute werfen das Netz aus, während die Tagesarbeit beginnt. Gegen zehn Uhr sind die ersten Badenden fortgegangen; die Meisten haben mit einer mitgebrachten Cigarre gefrühstückt; Einige haben bescheiden, aber mit jenem Schwimmerappetite, der mit dem Jägerappetite verwandt ist, ein unabänderlich aus einer Bratwurst, einem kleinen Brode, und aus einem Gläschen Liqueur zusammengesetztes Frühstück verzehrt; das ist ein ursprünglicher Küchenzettel, der sich von unsern Ahnen auf uns vererbt hat.

Am Morgen sind viele Kinder anwesend, die man vertraulicherweise Gamins oder Moutards titulirt. Gegen Mittag belebt und bevölkert sich die Schule; aber die Menge, welche zu wachsen beginnt, füllet die Wasserbecken nicht; alle diese lustigen Brüder sind vielmehr Lebemänner als Schwimmer; diese Sardanapale und Balthasare von süßem Wasser, kommen, um das Vergnügen zu genießen, ganz nackt zu frühstücken, eine ergötzliche Variation des Gabelfrühstückes. Die Pfann=

kuchen und Eier spielen eine große Rolle in diesem Schwelgerleben.

Andere Züge folgen den ersten, und dann beginnen Frühstücke, welche vom Boulevard-Italien und von der Straße Montorgueil könnten beneidet werden. Das Bad bleibt öde, und in das Wasser gehen nur einige Nüchterne, und jene, die ihre Zehenspitzen baden, während die Coteletten gekocht werden; man hört einige Champagnerflaschen knallen; Café, Gloria und Punsch durchduften die Luft; die Cigarre dampft überall. Sind Sie bei Véfour oder in der Schwimmschule? Das ist schwer zu errathen. „Kellner, mein Beefsteak?" — „Hier!" — „Meinen Schmorbraten?" — „Hier! Hier!" — „Unser Huhn?" — „Hier! hier! hier!"

Dieß sind nicht die gelehrten Anweisungen, der Schwimmmeister.

Endlich kommt die Schwimmschule an die Reihe; die Frühstücke nehmen ein Ende, in so ferne sie nicht, was weder selten noch überraschend ist, so weit sich hinausdehnen, daß sie sich an das Mittagsessen anschliessen. Die Frühstücker halten nach allen Seiten hin Siesta, in der Stellung der zu Boissy feilgebotenen Kälber, auf den Bänken, auf dem Divan, auf und unter den Tischen, auf dem bloßen Boden, oder auf dem langen Teppiche, welcher über den Boden der Gallerien gebreitet ist. Es ist zwei Uhr: der Schwimmmeister kommt.

Der Schwimmmeister, — Cadet-Butteux —, ist der Bewahrer des von Vadé und Désaugiers besungenen Vorbildes. Sein Costüm ist traditionell: im Sommer weißes Beinkleid und weiße Weste, ein Rosahemd, rundgestreifte Strümpfe, abwechselnd roth und weiß, ein breiter rother Gürtel; seine Schuhe haben das Gefallsüchtige des leichten Schuhes der Stutzer, und die breite Schnalle beibehalten; er hat seinen Haarzopf und seinen Haarbeutel aufgeopfert, und trägt sich à la Titus, ohne auf seine großen silbernen Ohrringe und auf seine große Stecknadel zu verzichten; der Anker bleibt immer das Sinnbild, womit er gerne wie mit einem Kleinode prangt. Sein Bronzegesicht ist von einem dichten Barte eingerahmt; alles an ihm zeigt von seiner Kraft und von seiner Erfahrung.

Der Schwimmmeister besitzt die Eitelkeit, welche Molière seinen Fecht-, Tanz-, Musikmeistern und Philosophen gegeben hat; er stellt die Schwimmkunst vor und über alle andern Künste; als Alterthum läßt er sie vor der Sündfluth existiren, weil die damaligen Menschen in den Gewässern schwammen, welche die Erde überschwemmten. Diese gute Meinung von der Wissenschaft, die er betreibt, spiegelt sich in seinen Gefühlen und in seiner Sprache ab. Obgleich Seemann an einem Fluße, kümmert er sich nicht um Höflichkeit, demüthiget und bückt er sich vor Niemanden; er bewahrt eine stolze Unabhängigkeit; allein er treibt sie nicht bis zur Grobheit; er hat in seiner Weise Lebensart,

und ist mit den Leuten ein wenig höflicher, als er es mit seinem Pudel wäre.

Der Schwimmmeister langweilt sich im Nichtsthun, der Müßiggang ärgert ihn, nicht aus Liebe zur Arbeit, sondern weil er mit verschränkten Armen nichts gewinnt; er liebt die Ruhe in der Schenke nach einem arbeitsamen und einträglichen Tagwerke; er ist mäßig, und wenn er sich nicht betrinkt, braucht er nicht viel. Wenn der Unterricht giebt, wird der Schwimmmeister menschlicher und fast sanft; aber wenn der Unterricht nicht giebt, ist sein Humor umbringerisch; dann wird er zu einem Meerwolfe. Er hat vor demjenigen Abscheu, was er schlechte Praktiken nennt, an deren Spitze er die Schüler der Collegien und Pensionen stellt, die ihren Wochen nicht so viel abzwacken können, ihm ein Trinkgeld zu geben.

Was ihm noth thut, sind Gentlemen, kleine deutsche Barone, oder junge russische Prinzen, geführt von ihrem Hofmeister, die seine kleine Mühe immer mit blankem Gelde bezahlen. Die großen und langen Jünglinge, die Männer von reifem Alter, sind für ihn wahre Hühner im Topfe; er unterrichtet sie so gut von der Vortrefflichkeit alles dessen, was er sie lehren will, daß sie nicht weniger thun können, als sich großmüthig zeigen. Der Schwimmmeister hat in der Ausübung seiner Verrichtungen viel vom Werber, und vorzüglich von dem Lehrer, der die Conscribirten abrichtet. Er hat die Stimme und das Angeben der Töne von ihnen, er gleicht auch dem Fechtmeister.

„Wohlan, mein Herr (oder junger Herr), aufgepaßt! Die Elbogen an den Leib... Frisch!... und nicht abgewichen! Die erste Bewegung geschieht, indem man die Arme rasch vorwärts verlängert, und den Kniebugstoß gut ausführt. — Eins, zwei ... frisch! ... Fürchten Sie sich nicht! ... — Nun denn, mein Herr (oder junger Herr), um den Schwung zu vollenden, nähern Sie wieder rasch die Schenkel; strecken Sie die Kniekehlen aus; trennen Sie die Hände flach auf dem Wasser! — Eins, zwei, drei! so, frisch! Recht so, mein Herr (oder junger Herr). — Nun kommen wir zur zweiten Bewegung, um Athem zu holen. — Stützen Sie die Arme im Halbbogen auf das Wasser; athmen Sie; beugen Sie die Kniekehlen; nähern Sie die Fersen; nehmen Sie die Stellung wieder wie im Anfange! Nun, frisch! — So ist's nicht recht; ich will's Ihnen wiederholen; aber ich trockne mir die Kehle aus, denken Sie daran, mein Herr!"

Dieses Selbstgespräch gleitet einen Strick entlang; an einem Ende desselben hängt der Zögling, welcher im Wasser badet: dieß ist der Leidende; an dem andern Ende befindet sich der Schwimmmeister, der am Ufer geht, und sich über das Wasser neigt. Nicht selten macht der Schwimmmeister diejenigen einen Schluck Wasser *trinken*, die ihn ein Glas Wein nicht wollen oder nicht können trinken machen.

Diesem Unterrichte im Wasser geht bisweilen ein Unterricht im Trocknen voran; bald läßt man die

Schwimmbewegungen stehend wiederholen, bald hängt man in Gurten in der Luft diejenigen auf, welche das Wasser zu sehr erschrickt. — Unter scheinbarem Ungestümm ist der Schwimmmeister, dieser Brummbär der Seine, sanft und wohlwollend; er wird selbst Denjenigen nie etwas Widriges thun, über die er am meisten sich beklagen zu können glaubt; er ist gut mit dem Schüler; seine kleine Rache und seine Ausbrüche schlechten Humors gehen nie, wie er selbst sagt, über einen Schluck hinaus. Er ist voll Sorgfalt; seine Wachsamkeit und Ergebenheit haben keine Grenzen; mit dem Auge überwacht er die Schwachheit der Einen, die Unvorsichtigkeit und Thorheit der Andern.

Die Heranbildung des Schwimmers, mit dem Gurte begonnen, wird mit der Stange fortgesetzt; dieß ist eine lange Rettungsstange, mittelst welcher man jedem Arme folgt, wie die Arme einer Mutter oder Bonne den Schritten eines Kindes folgen; bei dem mindesten Schwanken ist die schützende Stange in der Hand des Schwimmmeisters gegenwärtig und hülfreich. Diese Verrichtungen bedingen eine unausgesetzte Aufmerksamkeit, welche der Ueberwachende nie unterläßt.

Vom Ufer aus ertheilt er den Schwimmern seinen Rath; er beantwortet die über alle Punkte der Kunst an ihn gestellten Fragen; aber er will, daß man für seine Dienstleistungen erkenntlich sey: eine Cigarre, ein Gläschen voll, und alle die kleinen Geschenke, welche die Freundschaft unterhalten, sind ihm sehr angenehm.

Der Schwimmmeister und alle verständigen Menschen wenden keines von den künstlichen Mitteln an, erfunden, um den Körper auf dem Wasser zu halten; die Schwimmblasen, die Windballengürtel und die Kork-Westen sind bei ihm verpönt; der Gurt, die Stange, ein guter Wille, Ruhe und Fleiß, dieß sind die Bücher und Werkzeuge des Schwimmers.

Die Schwimmer kommen bis vier Uhr in Menge, und von vier Uhr bis sechs Uhr ist's ein förmlicher, feindlicher Einfall, ein betäubendes Gewühl von Stimmen und Bewegung.

Die jungen Leute von gutem Stande halten dieses Rendezvous täglich genau ein; das reife Geschlecht und das Alter sind dabei auch repräsentirt. Es giebt in den Schulen weder blaue noch rothe Unterbeinkleider mehr; alles ist dort buntscheckig; man hascht nach Originalität: aber am meisten sieht man das Wunderliche und Lächerliche. Es giebt dort bizarre Bademäntel, überspannte Costüme, und Unterbeinkleider, welche in's Türkische, Arabische, Schottische, Griechische und Polnische hinüberspielen; man trifft Badegäste, die vermummt paradiren, sich nie naß machen, und in die Schwimmschule gehen, als gingen sie auf einen Maskenball.

In allen Schwimmschulen befindet sich ein privilegirtes Gebiet, welches nach und nach den pomphaften Titel Rotunde und Amphitheater angenommen hat, und, selbst seiner Lage nach, mit dem hintern Ca-

stelle eines Schiffes verglichen werden könnte. An diesem Orte versammelt sich der Kern der Schwimmer; dieß ist die Säulenhalle, unter welcher die großen und wahren Grundlehren der Schwimmkunst verhandelt werden. Ein Kopf ist dort der Gegenstand der wichtigsten gelehrten Erörterungen; dort bleibt keine Unvollkommenheit ohne Rath und ohne Verweis.

In den Bassin's wimmelt es von Schwimmern; man stoßt und drängt sich; das Wasser nimmt die Physiognomie einer flüßigen und zähen menschlichen Masse an; die Klugen halten sich von diesem Wirrwarr entfernt. Die Geschickten produciren sich mit allen ihren Künsten, Tauchen, Wassertreten, Rückenschwimmen. Die Einen machen häuptlings den Brettsprung, die Andern stürzen sich stehend hinein, oder mit gekreuzten Beinen in der Haltung eines Schneiders . . . Das Wasser peitscht sie bisweilen empfindlich; ist der Sprung zu stark, so entsteht ein Aufprallen des Kopfes und flachen Rückens; ist er zu schwach, des flachen Bauches und der flachen Schenkel. Diese unregelmäßigen Stöße sind ziemlich schmerzhaft; die Verletzung zeigt sich in einer lebhaften Röthe. Ein gepraллter Kopf wird außerdem mit unbarmherzigen Hohngelächter verspottet.

Nicht selten sieht man einen groben Flachrücken die Neugierigen mit Schlamm und Wasser bespritzen, und durch eine ungeheure Einweichung sich wegen des Gelächters und der Stichelworte von beiden Ufern rächen.

Bisweilen wird die Gymnastik mit den Schwimm-

Uebungen verbunden; man begegnet sich auf dem Quer-Balken, und bestreitet sich den Uebergang zu großem Ergötzen der Gallerie. Dieß sind die Hahnenkämpfe der Schwimmschule.

Inzwischen bilden sich Gruppen; die Einen legen sich wie Neger zur Ruhe, Andere hüllen sich nach der Antike in ihren Bademantel, sondern sich ab, wie Tragöden, die ihre Rolle wiederholen, oder vereinigen sich, wie die Neuigkeitskrämer zu Rom und Athen; Einige äffen die Stellung eines Wüstenbewohners nach, Andere hören einem Redner zu, wie die Neapolitaner einem Stegreifdichter; es gibt Philosophen darunter, die ihren Zuhörern über die Welt, die Moral, die Politik, die Industrie und viele andere Dinge Vortrag halten; kleine und große Journalisten; ausgedichtete Dichter und Wortspielmacher; die Galanterie der Erzählungen und vertraulichen Mittheilungen ist dabei nackt, wie es die Sprecher sind; Alle ruhen, die Einen mit Gepränge, die Andern mit Stolz, Mehrere ohne es zu wissen. Die dicken Bäuche, die ungeheuern Köpfe, die kleinen Beine, die dicken, krummen, einwärts gebogenen Knie, die verdrehten Rücken, die endlosen Taillen, die magern Arme, die langen und häßlichen Füße, stellen Karikaturen zur Schau, wie sie Gavarni und Daumier ergötzen könnten.

Der Mensch ist im Wasser häßlich; so wie er es verläßt, ist sein ganzes Wesen vor Kälte schnatternd, durchweicht und armselig; man sollte nicht glauben, daß

so viel Glück und Glückseligkeit sich unter diesen kläglichen Mienen der Schwimmer verbergen könnten. Den meisten Spaß gewähren jene, welche auf der Brücke, oder auf der zur rechten Seite des Amphitheaters für Personen, die gerne von der Höhe herabfallen, schneckenförmig gebauten Treppe, nach außen paradiren. Diese luftigen Statuen stürzen sich niemals in's Wasser; sie bilden nur eine Schaustellung zum Frommen der schönen Damenaugen, welche auf dem Kai lustwandeln, über die Brücke Ludwigs XIV. schreitend; man hat diese Personen mit Truthähnen verglichen, welche auf einer Hühnerstange ein Rad schlagen.

Der Anblick der Schwimmschule hat auch ihre philosophische Seite. Wenn es einen Ort giebt, wo der Mensch aller seiner äußerlichen Würden entkleidet, ferne von allen Rangstufen und allen socialen Beständen, zur wirklichen Gleichheit zurückkehrt, und nichts mehr besitzt, als seinen eigenen Werth, so ist dieß in der Schwimmschule der Fall. Wie possirlich wird die angekleidete Wahrheit von der wahren, unverschleierten und ganz nackten Wahrheit Lügen gestraft! Vor diesem Bassin, worin sich ein Haufen menschlicher Wesen in ihrem ursprünglichen Zustande herumtreibt, begreift man den Nutzen gestickter Kleider, der Tressen, Decorationen, der Auszeichnungen, und des Flitterwerkes des Luxus und der Eitelkeit; wie schwer wäre es nicht, ohne diesen äußerlichen Flitterstaat, bei jedem den Platz herauszufinden, den er einnimmt!

Dieser arme Tropf, den Sie da unten bemerken, blau, zitternd und erstarrt, traurig wie ein Strafbarer auf dieser Bank sitzend, dieses erbärmliche Geschöpf ist ein sehr berühmtes Mitglied der hohen Magistratur; lange Zeit war er Ankläger, jetzt ist er Richter.

Dieser dicke Mann, den man nur häßlich und gemein finden muß, ist ein Dandy, M***, eines der berühmtesten Mitglieder des Jockey-Club's. — Was wollen Sie? Sie sehen ihn, wie er ist; aber sein Wagen, seine Pferde, seine Livrée, sein Friseur und sein Mieder, erwarten ihn vor der Thüre.

Wer ist dieser traurige junge Mann, der sich auf seinen kläglichen Spindelbeinen so linkisch nähert, auf der Leiter der Kleinen hinuntersteigt, und gerne in's Wasser gehen möchte, ohne sich naß zu machen? — Wie soll ich Ihnen sagen, Madame, daß dieß der glänzende und kühne Graf von C... ist, dessen vornehmes Wesen Sie in Erstaunen setzt, dessen artiges Benehmen und anmuthigen Manieren Sie verlocken; Sie wollten ihn lieben, und nun . . . flößt er Ihnen Lachen und Mitleiden ein . . . Was hätte man in Sparta aus ihm gemacht, wo keine Kleidung etwas verheimlichen konnte?

Welche Leidenschaften würden solchen Versuchungen nicht widerstehen!

Das Caféhaus ist voll von Verzehrern; so wie die Bassins mit Badenden angefüllt sind, werden Liqueure, Malaga, Madera, Wermuth, Grog, und die Cigarre, immer die Cigarre und überall die Cigarre, wüthend

verlangt. Seit der Wiedergeburt der Schule, wurde das Comptoir immer von einer Frau besorgt; man ist sogar von Bonnen bedient worden! Ungeachtet der geringen Gunst, die man dem Nackten schenken kann, in Folge des Zwanges und der Albernheiten des modernen Costüms, haben wir doch bisweilen gemeint, daß viele große und kleine Frauenzimmer, — wofern wir uns nicht täuschen, daß sie es uns verzeihen, — gerne bequem des Anblickes eines stärkenden Caféhauses in Unterhose und Bademantel genießen möchten.

In den Bassins verlassen die Schwimmer die Schwelle des Amphitheaters nicht; die Badegäste ergötzen sich in der Mitte; unten, auf dem Holzgrunde, sind die Alten und die Kinder, und auch jene, welche ihre eingeschmuggelten Hunde baden, reiben und unterrichten, so wie die kleinen Bürger, deren Väter sie zu sein glauben. In den Gallerien übertäubt das Geschrei: „Cabinetskellner!" jedes andere.

„Auf, meine Herren, in's volle Wasser! — Es geht jetzt in's volle Wasser! Auf! in's volle Wasser!"

Dieß sind die Zurufe, welche in verschiedenen Pausen, sieben oder achtmal im Laufe eines hellen und heißen Tages, die Aufseher der Schule, die diesen Ruf von Echo zu Echo einander zusenden, ertönen lassen. Das volle Wasser ist der letzte Unterricht der Schwimmkunst; dieß ist der Versuch, den man mit seinen Kräften außerhalb der Einfriedung der Anstalt machen will; dieß ist der Eintritt in die Welt nach dem Austritte

aus der Schule. Es ist schwer, sich bei dem ersten Ausfluge in das volle Wasser einer gewissen Gemüthsbewegung zu erwehren.

Die „Vollwasser“ verlassen die Schule, und nehmen in einem Nachen Platz, welcher die Nationalflagge aufhißt; die Schwimmer, in ihre Mäntel gehüllt, gruppiren sich im Fahrzeuge auf die möglichst bequeme Weise.

Ist der Vollwasser-Nachen bei der Pont-Royal angekommen, so macht er Halt, und stellt sich quer gegen die Strömung des Wassers, um langsam abwärts zu gleiten. Die Schwimmer werfen einen Blick selbstgefälligen Stolzes den Neugierigen zu, welche die Brüstung der Brücke besetzen; sie vergessen, daß die Pariser-Maulaffen dem Ertrinken einer Katze oder eines Hundes, die nämlichen Ehren erweisen. Dann wählt man eine auffallende Stellung, stürzt sich in's Wasser, taucht unter, schießt empor, streckt einen Kopf mit aller möglichen Anmuth; man überläßt sich allen Wechseln der Schwimmübungen; man erschöpft alle Mittel, die man der Natur oder dem Unterrichte verdankt; man schlägt das Rad, und träumt von der Eroberung der schönen Damen, welche von oben herabschauen; aber der Nachen entfernt sich, und der Schwimmer muß daran denken, ihn einzuholen; übrigens ruft auch die Stimme des Schwimmmeisters die zerstreuten Badegäste zusammen.

Das Vollwasser endet mit dem Abwärtsfahren; man

segelt mit wehender Flagge und tausend ähnlichen Ergötzungen. Endlich erreicht man die Brücke Ludwigs XIV., und besteigt dort das Fahrzeug, welches seine lebendige Schiffsladung in die Schule zurückführt. Für den ächten Schwimmer gleicht das volle Wasser so ziemlich dem Ausfluge eines Kindes, das mit seiner Bonne spazieren gegangen ist, für die Schüler aber einem riesenhaften Streifzuge.

Um sechs Uhr lassen sich die Löwen die Haare aufwickeln, und um ihre Abendsiege vorzubereiten, überlassen sie ihren Kopf dem Friseur, und ihre Füsse dem Hühneraugenarzte; dann verliert sich die Menge, aber um nicht wiederzukommen; sie will zu Mittag speisen. In der Schule gesellen sich andere Partien; das Caféhaus verwandelt sich in ein Gasthaus; in diesen Mahlzeiten, nackt gehalten, ohne Zwang, den Strom vor Augen, so malerisch und so belebt, liegt ein unaussprechlicher Reiz.

Man ist da weit entfernt von der bescheidenen Bratwurst des alten Bades, für welches der Pfannkuchen ein Ereigniß war; die Diné's dauern lange und sind prächtig; sie gestalten sich auf der ganzen Linie; durch eine lobenswürdige Vervollkommnung hat man nun eine Bude mit frischen Fischen; die Schmorpfanne und die Matrosengerichte sind daselbst in beständiger Thätigkeit, wie bei den Kastanienbratern zu Bercy.

Die Nacht bricht an; die Schule wird geschlossen; man beleuchtet sie niemals; die Mittagsgäste, welche

ihre Sache gut anzustellen wissen, erhalten leicht eine Frist; aber geschlossene Thüren trennen sie vom Bade. Man sieht auch die Angelfischer zurückkommen, Freunde und Vertraute des Hauses, die bescheiden genug sind, um denjenigen nicht zu schaden, deren Gastfreundschaft ihnen das Recht des Fischens gestattet; sie sind bisweilen verständige Leute.

Die Aufseher der Schule räumen das Leinenzeug weg, heben die nassen Teppiche auf; dann werfen sie das Netz aus, wie am Morgen, und machen bisweilen einen Fang. Sie zählen den Ertrag des Tages, theilen das Ganze, stecken ihren Theil in die Tasche, und gehen, wohin der Teufel sie führt; sie nennen dieß zu Mittag speisen.

Einige kleine Soupé's sind in der Schwimmschule eingeführt worden, sehr beliebte venetianische Nächte, welche junge und hübsche Schauspielerinnen in Mode gebracht haben.

Die Frauenzimmer haben auch ihre kalten Bäder; sie haben Bäder zu zwanzig Centimes, worin die Sitten und Gewohnheiten wenig von jenen der Männerbäder abweichen; nur wird dort mit einer äußerlichen Wohlanständigkeit gebadet, die man in den Anstalten für das männliche Geschlecht nicht bemerkt.

Die weiblichen Badegäste, in dunkle Farben von schwarzer oder brauner Wolle gekleidet, tragen nur den Hals, die Füße und die Arme bloß; die Pantalon-Unterhose ist in Blousenfalten, damit sie sich nicht an

die Formen schmiegen kann; fast alle Frauenzimmer tragen eine Art Nachtmütze. Im Wahne der Eleganz fügen Einige den Nachtmützen Zuthaten bei, die schrecklich aussehen; Andere tragen einen Kopfputz, wie Masaniello, förmliche Freiheitsmützen von Wolle, blaue, rothe oder braune. Die Gefallsüchtigsten machen an ihre Pantalon-Unterhosen einen farbigen Saum, behalten im Bade ihre Hals- und Armbänder, lassen ihre Haare flattern, oder in Flechten und Locken schweben; einige Andere kommen mit einem Kopfputze an, als ob sie nach Hof gingen. Nichts ist wunderlicher, als einen solchen aufgeputzten Kopf aus dem Wasser kommen zu sehen.

Die Frauenzimmer schwimmen weniger als die Männer, jedoch tauchen sich mehrere derselben mit den Köpfen unter; freilich ist die Tiefe der Bassin's nicht furchtbar; das Wasser reicht nicht höher als bis zum Halse einer Badenden von gewöhnlicher Größe; sie zeichnen sich vorzüglich durch Schwimmen auf dem Rücken aus.

Die Belustigungen sind in den Bädern der Frauenzimmer lebhafter, als in jenen der Männer; sie quälen sich unmässig, und streiten sich bis zum Raufen; sie stürzen sich gerne in's Wasser, mehrere miteinander, Hand in Hand, um in den Bassin's Kreise zu bilden, wie die Najaden um den Wagen der Amphitrite.

In den Bädern der Frauenzimmer, die auch den Titel „Schwimmschule“ führen, finden sich vorzüglich die Heldinnen der Galanterie und des üppigen Vergnü-

gens ein; die andern Frauenzimmer halten sich davon entfernt, und die guten Rufes sind, trennen sich von den vergoldeten Gürteln. Der Flaschenkeller ist mit Backwerk versehen, mit feinen Weinen und . . . Liqueur! Punsch und bisweilen auch Champagner, werden dort freudig gefeiert.

Man raucht daselbst eben so, wie bei den Männern.

In diesen Bädern für Frauenzimmer, sind die wunderlichsten und lächerlichsten Figuren mit den lieblichsten Erscheinungen vermengt.

Nach dem Bade machen sich die Frauenzimmer den Kopf zurecht, kleiden sich an, kämmen und flechten ihre Haare, und putzen sich an der Sonne wie die Tauben und Turteltauben; man sagt, dieß sei ein entzückendes Gemälde im Geschmacke und Style des Morgenlandes. Im vorigen Jahre, heißt es, habe ein junger Dandy den Bart wegrasirt, um Augenzeuge sein zu können.

Wenn man in der Schwimmschule und in den Bädern der beiden Geschlechter sich anredet, so erkundiget man sich nicht wechselseitig nach dem Befinden; die erste Frage ist immer:

„Ist das Wasser gut?“

Das Wasser ist gut, wenn es ein behagliches Gefühl erregt; es ist schlecht, wenn seiner Berührung eine widerliche Empfindung von Kälte folgt; so verhält es sich auch mit der Luft: den Schwimmern sind

gutes Wasser und schlechte Luft lieber, als schlechtes Wasser und gute Luft; der ächte Schwimmer richtet sich nach dem Thermometer, wie der Seefahrer nach der Windrose. Bei dem mindesten Zeichen des Regens gehen die Badenden in's Wasser . . . . . um nicht naß zu werden. Dieß ist der Instinkt der Frösche.

Die finanzielle Statistik der kalten Bäder der Seine, läßt sich schwer angeben, so ungewiß und zweifelhaft gestalten sich die Erträgnisse aller dieser Anstalten durch die Veränderungen der Atmosphäre. Die kalten Bäder bleiben im Sommer fünfthalb Monate, ungefähr hundert vierzig Tage, offen; es giebt heiße Tage, wo man die Summe dessen, was die Bevölkerung von Paris am Fluße ausgiebt, auf zehn oder fünfzehntausend Franken anschlagen kann, und andere Tage, an denen, unter dem Einfluße einer kalten und feuchten Temperatur, die Einnahmen aller kalten Bäder zusammen, nicht fünfhundert Franken betragen. Es versteht sich, daß die Abonnementerträgnisse, welche sehr bedeutend sind, vorzüglich durch die Zahl der Collegien, Pensionen und Institute, die sich abonniren, in dieser Schätzung nicht begriffen sind.

Die Anhaltspunkte dieser Berechnung wurden nicht zusammengetragen; aber ohne Zweifel ist diese Speculation vortheilhaft, da sie sehr gesucht wird.

Unfälle sind in der Schwimmschule sehr selten; bei Menschengedenken ist kein ernstlicher Unglücksfall vorgekommen; wohl schwebten einige in Gefahr, aber ohne

traurigen Ausgang; es sind auch plötzliche Unpäßlichkeiten eingetreten, die aber keinem Mangel an Sicherheit oder Ueberwachung können beigemessen werden.

Paris ist der einzige Ort auf der Welt, um einen Sommertag so zu verleben, daß man Abends mit gutem Gewissen singen kann:

„So fährt man wohlgemuth hinab
Den Strom des Lebens."

Eugène Brissault.

Seraph.

(Baptist fand eines Morgens auf einem Tische, den er eben abstäubte, dieses Packet unter Satans Adresse; da er auf dem Umschlage Flämmchens Handschrift erkannte, beeilte er sich, die Absendung zu besorgen.)

Flämmchen an Satan.

„Sire.

„Ich empfange diesen schwarzgeränderten, mit Wassertropfen oder Thränen befleckten Brief, (ich weiß „nicht was von Beiden; denn bei diesem sonderbaren „Volke nehmen, sagt man, einige Männer und viele „Frauen ihre Thränen aus ihrer Wasserflasche); er „meldet mir ein öffentliches Unglück, einen ewig bejammernswerthen Verlust. Ich beeile mich, Ihnen denselben zu senden; möge er Eure Majestät einen Augenblick erheitern. Die Widerwärtigkeiten der Erde „sind die Freude der Hölle."

Mehr als ein halbes Jahrhundert ist verflossen, seitdem ein Mann von Genie, beehrt, was sehr selten geschieht, mit der Protection seines Königs, zum Vergnügen des Reichen und des Armen ein wahrhaft wundersames Theater errichtete. Da gab es niemals Pfeifen und Pochen, immer Beifallklatschen und Freude; keinen Rollenneid unter den Schauspielern; keine Coulissen-Intriguen; keine Unterbrechung wegen Unpäßlichkeit. Der Erfolg war groß wie das Werk. Die heranwachsende Generation füllte Seraph's Saal vom Parterre bis zur Decke; Seraph hatte sich einen Namen erworben, welchen die kommenden Geschlechter mit Dankbarkeit stammeln sollten.

Ein philosophischer Gedanke hatte Seraph beseelt, indem er sich dachte: „Wie wandeln wir auf dieser „Erde? Wie Schatten. — Wie muß man also die „Dinge hier unten darstellen? . . .“ Das chinesische Schattenspiel war entstanden.

Mächtige Minister, donnernde Redner, Dichter, die Ihr so gut die Sprache der Götter, Romantiker, die Ihr so gut die Sprache der Thürsteherinnen sprechet; Schauspieler und Schauspielerinnen, die Ihr jeden Morgen von den Herrn X oder Z ein Unsterblichkeitsdiplom empfanget, Ihr selbst, Flore, Georges, junge Lepeintre (was auch leichtsinnige Geister davon sagen mögen, die sich nur an den Schein halten), Ihr seid nur Schatten!

Welche nützliche Belehrung! La Rochefoucauld, La

Bruyère, Vauvenargues und die übrigen Moralisten, haben zur Verbesserung der Denkweise, indem sie den schon gebildeten Geistern unsere Laster und Schwächen enthüllten, weniger beigetragen, als der gute Seraph, da er die jungen Intelligenzen mit dieser einzigen Wahrheit vertraut machte.

Die erste Idee war tief; die Entwickelungen waren glücklich. Ich werde hier keine Scenen anführen, die in Jedermanns Erinnerungen fortleben, kann aber nicht umhin, hier einiger Worte voll Sinn und Verstand zu erwähnen, welche an jedem Abende Schauspieler von neuem Schlage wiederholen, Erben der Weisheit ihres Landsmannes Confucius:

Frage: Kann man über den Strom?

Antwort. Die Enten haben ihn schon passirt.

Lektion in der Logik.

Frage: Wie viel Uhr ist es?

Antwort: Hier ist meine Sonnenuhr.

Lektion in der Politik.

Frage: Wie hieß Dein Vater?

Antwort: Das ist das Geheimniß meiner Mutter.

Lektion der Verschwiegenheit.

So überall, in den Details wie im Ganzen, gute Rathschläge und nützliche Maximen.

Nach der Arbeit seiner mechanischen und litterarischen Compositionen, ruhte Seraph nicht; er fügte die

Marionetten hinzu. Er wollte, daß seine jungen Freunde bei Zeiten das genaue Bild jener Welt vor Augen hätten, worin sie leben sollten. Dadurch hat er ihnen wieder einen unermeßlichen Dienst erwiesen.

Woher rühren in der That unsere Fehler, unsere falschen Urtheile über Dinge und Menschen? Von der Unkenntniß der Ursachen. Man muß die Springfedern kennen, um die Maschine zu würdigen.

Auf dem Theater erschienen also andere Personen, Große und Kleine, gestickte Kleider und Blousen, seidene und grobwollene Kleider. Alle bewegten sich mit Ordnung: nicht ihre Intelligenz leitet sie; eine fremde Gewalt lenkt ihre Bewegungen nach einem Ziele, das sie nicht kennen. Aber wo ist jene unsichtbare Gewalt, welche so Staatsmänner, Generale, Senatoren, Schriftsteller und tutti quanti handeln macht? Wo? . . . Sie sind sehr neugierig: achten Sie das Geheimniß der Comödie.

Wenn diese Schauspieler nach dem Belieben der Gold- oder Seidenfäden, welche sie gängeln, genug gesprungen sind, legen sich bald Alle, ist ihre Rolle zu Ende, in demselben Nichts zur Ruhe: die Posse ist ausgespielt.

Ehre dem rechtschaffenen Manne, dem praktischen Philosophen, der solche Schilderungen zum Vergnügen und zur Belehrung seiner Zeitgenossen und der Nachkommen schuf! Ja, Ehre seinem Schatten und seinen Schattenspielen! Der eifersüchtige Tod hat ihn uns

geraubt; aber er wird in der Geschichte fortleben; er wird darin seinen Platz unter den Wohlthätern der Menschheit einnehmen. Vielleicht sammelt schon ein berühmter Schriftsteller die nöthigen Materialien, um zu seinem Andenken ein seiner würdiges Monument zu errichten. Inzwischen hat, ich weiß nicht welcher Reimschmid, das folgende Stück zusammengesetzt, um wenigstens die Moralität des für denjenigen, den wir beweinen, so muthig unternommenen und so glücklich vollendeten Werkes zu bezeugen.

Die Schattenspiele.

Fabel.

Glücklich derjenige, der am Abende seines Lebens über die Morgenfreuden desselben lächeln kann. Ich will also offen gestehen, daß ich zu Seraph gegangen war. Die junge Versammlung war aufmerksam, ganz Aug' und Ohr, wagte nicht, zu sprechen; bewunderte das Spiel der Schauspieler, die Enten, den Hund, die Jäger; der Athem sogar verstummte, so lebhaft war die Freude.

Plötzlich rief ein Kind, von Entzücken überwältiget aus: „Götter! wie schön ist dieß!“ Dann, neugierig, wie man es in diesem Alter ist, bat es, daß man ihm zeige, durch welche Kunst jede Person sich beseelen, leben, und sich bewegen könne.

In die Coulisse geführt bildet der kleine Balg sich

ein, daß sein Glück vollkommen sei; aber kaum hatte das Kind die Fäden und die Maschine gesehen, als es ausrief:

„Götter! wie häßlich ist dieß!“

Große Kinder, welche die politische Schaubühne blendet, erfreuet Euch, bewundert, verschwendet Bravo's; aber geht nicht in die Bude hinein, worin die Helden fabricirt werden!

S. Lavalette.

Ein Wort über die Journale.

Leichtes Mittel,

den Journalen angeboten, um alle ihre Abonnenten zu verlieren.

Man weiß, daß die Journale, durch eine unter unsern Augen vollbrachte Revolution, das Buch verdrängt haben, welches folglich nicht mehr existirt, die Kanzel, die Tribune, und im Allgemeinen alle jene verschiedenen Organe, deren sich ehedem die Vernunft, das Talent und die Wahrheit bedienten, um zur größten Zahl der Intelligenzen zu gelangen.

Unter ihrem Gewichte, durch Dampfkraft verhundertfacht, hat die Stampfe alle jene erhabenen Sachen vernichtet, zerstossen, zu Teig gemacht, und der Cylinder

sie sodann zu Blätter gewalzt, die zuletzt in Journale geschlichtet wurden. Die Verwandlung wird so lange dauern, als sie können wird. Das ist die Verrichtung jenes wunderlichen Greises, den man die Zeit nennt. Immerhin hat die Welt, nach dem Beispiele von Cadet-Roussel, seit Kurzem diese Livrée von grauem Papier angezogen. Einige Leute erfreuen sich daran, andere weinen darüber. Die Philosophen lassen sie an ihrem Auge vorübergehen. Glücklicherweise gehören wir zu diesen.

Daher bitten wir ohne Haß, den Enthusiasmus und Hochschwung Derjenigen nicht zu theilen, welche die ganze sociale Zukunft in der Umgestaltung einer Hand voll Hanf erblicken, woraus man eben so leicht einen Strick gedreht hätte, um unter Karl IX. die Hugenotten zu hängen, unter Napoleon einen Flintenpfropf, und heutzutage lieber ein Journal macht. Der Strick und der Pfropf können wieder kommen. Wiegen Sie sich nicht in Sicherheit! Ohne das Gute des Journalismus zu läugnen, haben wir unsere Gründe, seiner Vortrefflichkeit und Unfehlbarkeit zu mißtrauen.

„Lassen Sie diese Gründe hören!“ Es sey.

Mit dem Journalismus, sagt man uns zuvörderst, sey es völlig unmöglich, daß die Geschichte fortan nicht vor der Lüge bewahrt bleibe: erstens, weil, ohne die Journale, Niemand eine Geschichte schreiben könnte, und zweitens, weil die Journale der klareste Spiegel seyen, das sicherste Echo, die allergenaueste Gegenprobe gleichzeitiger Thatsachen.

„Ist dieß nicht ein großer, ein unermeßlicher Vortheil, unbekannt allen, der Wohlthat der Journale beraubten Epochen? Antworten Sie!"

Ich antworte: Dieser Vortheil existirt nicht.

„Er existirt nicht!"

Nein.

Nehmen wir, ich bitte Sie, eine gleichzeitige Thatsache, von gestern, noch warm, jedoch eine sehr wichtige Thatsache, eine von denjenigen, mit welchen sich die Geschichte um jeden Preis beschäftigen muß, und lassen Sie uns sehen, ob diese Thatsache geeignet ist, mit jener Redlichkeit und jungfräulichen Reinheit, welche ihr, Ihnen zufolge, der Journalismus bewahren soll, auf die Nachwelt überzugehen.

Eines Tages las ich diese Phrase in den Journalen:

„Der Herzog von Bordeaux ist vom Pferde gestürzt, und hat sich den Schenkel gebrochen."

Das ist ein sehr trauriges Ereigniß, dachte ich mir, aber was soll daraus folgen? Einige Monate des Erwartens werden es mich lehren. Ich warte. Endlich würdigen sich die Organe der Wahrheit, die Vorarbeiter der Geschichte, die Journale, mich zu unterrichten.

Hier bitte ich um die Erlaubniß, einige, verschiedenen Journalen entlehnte Stellen anführen zu dürfen, da ein einziges Journal natürlich nur die Stimme eines Einzelnen ist.

Folgen des dem Herzoge von Bordeaux begegneten Unfalles, nach einem royalistischen Journale.

„Unsere Freunde mögen sich freuen, und ihr Schre-
„cken völlig entschwinden. Dank seiner guten Consti-
„tution, seiner Lebensweise, der Sorgfalt, womit er,
„mit der Geduld eines heiligen Ludwig, die lange Dauer
„und die Langweile ertragen hat, unser Prinz ist ge-
„heilt, und, Gott sey Dank, er wird nicht hinken."

Also, dachte ich mir, der Herzog von Bordeaux wird nicht hinken. Erinnern wir uns dieses nützlichen Aufschlusses, um uns eines Tages seiner zu bedienen, wenn wir berufen sind, über unsere Epoche zu schreiben. Das ist, fügte ich bei, eine vollendete Thatsache. Man braucht sich nicht mehr damit zu beschäftigen.

Ich irrte mich. Am nächsten Morgen nach dem Tage, an welchem ich die Ueberzeugung, daß der Herzog von Bordeaux nicht hinken würde, gewonnen hatte, oder gewonnen zu haben glaubte, las ich, ein mit Beisteuer unterstütztes Blatt durchgehend:

„Es ist nur zu wahr, daß der Herzog von Bordeaux,
„dessen Heilung vielleicht nie vollständig geschehen wird,
„lebenslang hinken muß. Darüber ist gar kein Zweifel
„mehr zuläßig."

So, dachte ich mir, der Prinz wird hinken; was sagte mir denn das erste Journal, das ich gelesen habe? Und welchem soll ich glauben? Es ist ja von Wich-

tigkeit, daß meine Ueberzeugung vollständig sey. Das Ereigniß wird eine zu merkwürdige Stelle in unserer Geschichte einnehmen, als daß ich es zweifelhaft oder falsch darstelle, wenn ich seiner einst erwähne.

Könnte nicht ein Blatt von radicaler Farbe mich aufklären? Prüfen wir die Meinung eines dritten Journals zwischen zwei sich widersprechenden Journalen.

Ein radicales Journal über den dem Herzoge von Bordeaux begegneten Unfall.

„Im Augenblicke, wo die Industrie Frankreich mit „einem Netze von Eisen bedeckt; im Augenblicke, wo „der Dampf sich neue Bahnen auf dem Meere öffnet, „wo die Welt der Ideen sich aufthut, wie im sechzehn„ten Jahrhunderte, ist es, meinen wir, für unsere Leser „sehr gleichgültig, zu wissen, ob ein schwacher und letz„ter Sprößling von königlichem Stamme einen Schenkel „kürzer habe, als den andern."

Folglich sagt mir ein Journal: „Der Herzog von Bordeaux hinkt;" — ein anderes: „Er hinkt nicht;" — ein drittes: „Was geht dieß mich an?"

Ich gestehe, daß Entmuthigung mich zu ergreifen begann. Zum Glücke, dachte ich, giebt es auf der Grenzscheide unbedingter Meinungen Journale, die betheiligt genug sind, um nicht völlig gleichgültig zu seyn, dennoch hinlänglich gleichgültige, um die Wahrheit zu sagen. Ich griff danach.

Was ich in einem royalistischen Journale las, betheiligt genug, um nicht völlig gleichgültig zu sein, dennoch hinlänglich gleichgültig, um die Wahrheit zu sagen.

„Jetzt, da der Herzog von Bordeaux seinen Aufent„halt verlassen will, um sich nach England zu begeben, „wäre es lächerlich, ein Geheimniß aus dem Zustande „zu machen, worin sein Sturz vom Pferde ihn gelas„sen hat. Der Prinz hinkt nicht; aber es ist in dem „angegriffenen Schenkel eine gewisse Steifheit geblieben, „welche man mit Unrecht anders benennen würde."

Nun denn, gut, rief ich aus, dieß hat den Ton der Wahrheit. — Der Prinz schleppt noch ein wenig den Schenkel; aber er hinkt doch nicht. Wenn ein conservatives Journal, in seiner Redaction eben so gemässigt, wie jenes in der seinigen ruhig, mich in der nämlichen Meinung bestärkt, werde ich mich für vollkommen belehrt halten.

Inmitten so vieler brennender, eisiger, wilder, gutherziger, tigerartiger, schöpsenhafter, blonder und brauner Journale, entdeckte ich ein kastanienhelles, gouvernementales, aber vernünftiges, kurz jenes, das ich suchte.

Was ich in jenem kastanienhellen, gouvernementalen, aber vernünftigen Journale las.

„Die Personen, welche von Belgrave-Square zu„rückkehren, wo sie den Herzog von Bordeaux gesehen

„haben, bestätigen, daß er von dem schrecklichen Sturze „vollkommen hergestellt sei, der seine Partei so sehr „beunruhigt hat. Es sind nur die unvermeidlichen „Folgen eines solchen Unglückes zu tragen. Der „Prinz hinkt leicht."

Ich stand also, nach Erschöpfung aller möglichen Controlmittel, auf dem nämlichen Punkte, auf dem ich vor dem Beginne meiner Nachforschungen mich befand, das heißt: ich wußte nicht, ob der Herzog von Bordeaux hinke oder nicht hinke; auf diesem Punkt steh' ich noch, welch' neue Anstrengung ich auch versucht habe, davon wegzukommen, indem ich des Aufschlußes wegen die Journale durchlas.

Wenn nun ein von so vielen Journalen berichtetes Ereigniß, ein so thatsächliches, ernstes, dem Streite fast unzugängliches, sich in meinem Geiste nicht auf eine wahre Art, fest und bestimmt, hatte ordnen können, frag' ich mich mit Schrecken, was von dieser angeblichen Nützlichkeit des Journalismus, um die Geschichte zu schreiben, zu hoffen sei, die nicht aus einem isolirten Ereignisse besteht, sondern aus tausend andern Ereignissen, die alle unendlich schwieriger zu beglaubigen sind, als jenes, das ich so eben als Beispiel aufgestellt habe.

Aus diesem vollkommen gewählten Beispiele schloß ich, daß, wenn ein Journal Riesen marschiren, das andere Mühlen sich bewegen sieht; daß, wenn ein Journal eine Romanze singen hört, das andere die Marseilleaise anstimmen zu hören glaubt.

Setzen wir nun den Fall, daß jedes dieser, in ihren Verirrungen völlig unschuldigen, und unter sich so wenig übereinstimmenden Blätter, durch eine vernünftige Einwilligung eines schönen Tages sich der Meinung wieder nähern wolle, welche es blind bekämpft hat, ihm aber zuletzt gut und vernünftig schien. Geben wir uns einen Augenblick diesem süßen Traume der Versöhnung hin; schiffen wir uns, blumenbekränzt, auf dieser Voraussetzung mit elfenbeinernen Rudern und Purpursegeln ein.

Beginnen wir diese glückliche Bekehrung mit einem olympischen Jupiter der Presse, mit einem jener Journale, welche dreißig oder vierzigtausend Abonnenten zählen, und folglich die Fahne der Opposition schwingen.

Ich stelle mir die entzückte Ueberraschung eines jener vierzigtausend Leser, oder jene der vierzigtausend Leser vor, bei ihrem Erwachen diesen ersten Paris lesend:

„Für die Parteien wie für die Menschen, kommt „eine Epoche des Nachdenkens und der Reife, vor der „gut gebildete Geister sich nicht fürchten, welche sie „vielmehr als den Preis eines mühevollen Laufes hin„nehmen, wie den goldenen Apfel eines allzu langen „Kampfes."

„Halt!" sagen die vierzigtausend Leser, sich die Augen reibend, „wo will er heute mit seinem goldenen Apfel hinaus?"

„Ein goldener Apfel!“ schreit ein Anderer; „es giebt keinen goldenen Apfel. Aber laßt uns sehen!“

Der erste Paris läßt also seine zweite Phrase los:

„Weder das Alter noch die Hinfälligkeit ist es, „welche sodann den einst strengen Gedanken nun in eine „nachsichtige Meinung umgestaltet; die Hand, welche „schlug, ist die Hand, welche verzeiht und aufrichtet. „Die Zusammenwirkung von Macht und gesundem Men„schenverstand bringt diese Aenderung hervor, die man „göttlich nennen könnte, wäre es erlaubt, ein Wort „von so reinem Wesen zu gebrauchen.“

Die vierzigtausend Leser reiben abermals ihre Augen: — „Teufel!“ murmeln sie, „er hat uns irgend eine schlimme Neuigkeit zu melden; wie er heute Wendungen macht!“

„Diese Erwägungen,“ fährt der erste Paris fort, „kommen uns natürlich bei Gelegenheit des jüngsten „Schlaganfalles des Herzogs von Wellington.“

„Ein stolzer Schuft!“ sagt einer der vierzigtausend Leser.

„Ein Spitzbube, wie es je einen gab!“

„Ein Prahler!“

„Der Dieb des Sieges von Waterloo.“

„Ein General der heiligen Allianz.“

Der erste Paris macht eine neue Anstrengung, und fährt fort, wie folgt:

„Dieser Held von England verdient heut zu Tage „mit der Unparteilichkeit der Geschichte beurtheilt zu

„werden. Unstreitig war Lord Wellington kein gewöhn-„licher Mensch.“

„Hm! Hm!“ macht es der Leser, den diese Phrase würgt. Unzufriedenheit auf der ganzen Linie.

„Nein, der war kein gewöhnlicher Mann, welcher „fünfzig Jahre und noch länger, auf allen Schlachtfel-„dern Asiens und Europa's kämpfte, bald gegen die „wilden Horden der Ameers, bald gegen die besten „Soldaten Napoleons. Von edler Geburt, von reicher „Familie, hätte er sich vom Dienste zurückziehen, und „dreissig Jahre früher jene Ruhe genießen können, die „er noch verschmäht, und dem Tode bestreitet.“

„In der strengen Schule Friedrichs von Preußen „erzogen, hat er nie von einem andern Gesetzbuche ge-„gen den Soldaten Gebrauch gemacht, als von unbeug-„samer Disciplin. Mit dieser Disciplin gelangen ihm „alle seine Berechnungen, alle seine Pläne, die Vertrau-„lichkeit verschmähend, diese Räude aller Usurpatoren, „und die Begeisterung, diese andere französische Krank-„heit.“

„Er triumphirte in Portugal durch die Disciplin, „und er konnte, Dank dieser bei ihm bis zur Tugend „und zum Genie getriebenen Eigenschaft, aus dem „schrecklichen Zusammenstosse zu Waterloo lebend her-„vorgehen. Nein, der ist kein gewöhnlicher Mann, des-„sen militärischer Name nach jenem Napoleons sich „reiht, nach diesem großen Namen, der bisher keinen „andern an seiner Seite geduldet hat.“

Pfauengeschrei des Abonnenten aus der Normandie, nach Vollendung der Lectüre dieses aus den Wolken gefallenen ersten Paris.

Wildegansgeschrei des Abonnenten aus Burgund.

Hyänengeschrei des Abonnenten aus Marseille.

Zufällig getroffene Wahl unter vierzig tausend an den Redacteur en Chef hinsichtlich dieses Artikels gesendeten Briefen.

„Herr Redacteur!

Es steht Ihnen frei, den Gassenjungen Wellington zu loben; aber mir steht es frei, mein Abonnement auf Ihr Journal aufzugeben.

Ich habe die Ehre mich zu empfehlen.

Ein Freund von Frankreich."

Ein anderer an den Herrn Redacteur en Chef gesendeter Brief.

„Mein Herr!

„Es scheint, daß auch Sie an England sich verkauft haben. In diesem Falle wollen Sie sich künftig mein Abonnement vom Herzoge von Wellington bezahlen lassen.

Ich grüße Sie.

Ein ganz französisches Herz."

Ein anderer Brief.

„Mein Herr!

Ich erröthe, Ihren Artikel über Herrn Wellington

gelesen zu haben. Ich sage Ihnen mehr nicht darüber. Sie errathen, daß es mir nicht mehr angenehm ist, Ihr Blatt zu empfangen.

Ein Feind unserer Feinde."

Ein anderer Brief.

„Mein Herr!

Wie theuer hat man Sie gekauft? Dieß ist eine Frage, die man von allen Seiten an mich gestellt hat, und welche zu beantworten ich Sie bitte, indem Sie aufhören, mir Ihr Journal zu senden.

Ein Freimüthiger aus der Champagne."

Ein anderer Brief.

„Mein lieber Lord Redacteur!

Da ich nicht englisch verstehe, ersuche ich Sie, mir Ihr Journal nicht mehr zukommen zu lassen. Meine Empfehlung, bitte ich Sie, an Lord Wellington, und meinen Respect an die Königin Victoria.

Ich grüße Sie.

Ihre Exabonnirte."

Ein anderer Brief.

„Herr Redacteur!

„Möchten Sie wohl so gut sein, mir, anstatt Ihres Journals, die Times, den Morning-Chronicle

oder den Sun zu schicken? Ich rechne auf Ihre Gefälligkeit, mir Ihr Blatt nicht mehr zu senden.

Meine Grüsse.

Ein Patriot aus Berry."

Nun folgen neun und dreissig tausend neun hundert vier und neunzig andere Briefe, welche die Erneuerung des Abonnements auf dieses Journal absagen.

Während dieses unglückliche Oppositionsjournal durch alle Schweißlöcher seine wilden Abonnenten fliehen sieht, betrachten wir die Lage eines carlistischen Journals, welches gleichfalls beschlossen hat, einen neuen, ihm vernünftig scheinenden Weg zu versuchen.

Sein erster Paris drückt sich also aus:

„Ohne die Institution einer reinen Monarchie an„zutasten, ohne zu verlangen, sie durch eine andere „Regierungsform zu ersetzen, wäre es nicht erlaubt, von „dem sie umgebenden Gerüste mit Vorsicht und Ehrer„bietung einige Theile abzulösen, deren sie heut zu „Tage entbehren kann?"

„Wenn diese Umgebung erschreckt, warum sie nicht „sachte wegthun, um desto besser die Größe und Macht „des durch sich selbst so starken Monumentes sehen zu „lassen? Mit Recht oder Unrecht hält das Volk stets „den Adel für bereit, seine frühern Privilegien wieder „zu verlangen, und diese Furcht, man muß es sagen, „ist nicht die mindeste Ursache seiner Abneigung gegen „eine Restauration."

„Wird man immer seine Besorgnisse ertragen, und „die Monarchie einem Wahne opfern müssen?

„So ist es nicht gemeint. Die loyale Partei, welche „wir stets vertheidiget haben, begründe eine freimüthige „Meinung, und diese Meinung sey, daß der Adel in „Frankreich nur mehr als eine Fiction sich betrachte, „als eine Erinnerung, und daß er, weit entfernt Aus„nahmsvortheile anzustreben, alle Menschen als voll„kommen gleich unter sich, und ihm gleich erachte.

„Um einen schlagenden Beweis von der Offenher„zigkeit dieser Erklärung zu geben, verzichte er für im„mer auf die Schaustellung von Titeln, Wappen, Sie„geln, Wahlsprüchen, und jede Art äußern Abzeichens, „die noch einen Zweifel an seinen Absichten bestehen „ließe. Sobald diese Maßregel ausgeführt ist, durch „welche nur einige übertriebene Eitelkeiten werden lei„den müssen, wird der Adel das Volk der Sonne der „Monarchie sich wieder nähern sehen, um deren sanftes „und befruchtendes Licht näher und ohne Hinderniß zu „betrachten."

Erster an den Verfasser des Artikels gerichteter Dank.

„Mein Herr!

„Als Sohn eines Vaters und Enkel eines Groß-vaters, die ihren Kopf auf das Schaffott getragen ha-ben, werde ich mit den in Ihrem jüngsten Artikel aus-

gedrückten revolutionären Lehren niemals einen unerlaubten Vertrag schließen. Ich nehme Ihr Blatt nicht mehr.

„Graf von La Fierté-Sous-Bois.“ [1])

Anderer Dank.

„Herr Redakteur!

„Wohin führen Sie uns? Was für traurige Hoffnungen hegen Sie? Haben wir nicht genug gelitten? Auf unsere Titel verzichten! Aber, mein Herr, Sie fangen damit an, womit Robespierre aufgehört hat. Löschen Sie mit Ihren Thränen die Zeilen Ihres Artikels aus, und meinen Namen im Verzeichnisse Ihrer Abonnenten.

„Marquise von La Tour-Vieille und des Neuf-Mares.“ [2])

Anderes Liebesbriefchen.

„Sohn des heiligen Ludwig, schwebe zum Himmel empor!

„Denken Sie über diese schönen Worte nach, und schicken Sie mir die Ihrigen nicht mehr.

Der Vicedom von Kerdruidec.

---

[1]—[2]) Im Deutschen würden diese Namen bezeichnend klingen, nämlich: 1) Graf von Stolz-unter-Holz; 2) Marquise von Altthurm und Neunpfützer.

D. Ueb.

Ein anderes an denselben.

„Ich bin gezwungen, Ihnen zu eröffnen, daß die Bischöfe und Pfarrer der Hauptpfarreien der Vendée, daß die frommen Vereine zu Vannes und Saint-Lô, daß alle royalistischen Zirkel von Rennes und Quimperlé, für die ich mit Bestellung des Abonnements auf Ihre Zeitung beauftragt war, mir geschrieben haben, daß sie dieselbe nicht mehr beziehen wollen.

„Genehmigen Sie, mein Herr, die Versicherung meiner ausgezeichnetsten Hochachtung.'

„X."

Auf diese Art, zweifeln Sie nicht daran, würden die Journale belohnt werden, die es jemals versuchen sollten, in ihrer Ansicht etwas weniger parteiisch, etwas weniger absolut zu seyn. Das ist übrigens der Lohn, den sie verdienen. Sie fangen damit an, ihre Leser an ihre Vorstellung zu gewöhnen, und späterhin, wenn sie, unter einem Geranten *) von gesundem Menschenverstande, sie reformiren wollen, kehren sich ihre Leser erzürnt um, und zeigen ihnen einen Ganskopf und Katzen-Klauen. Allgemeine Regel: nach fünf Jahren ist jeder Abonnent der leibhafte Redacteur en Chef eines Journals geworden.

Léon Gozlan.

*) Die verantwortliche Person eines französischen Blattes.
D. Ueb.

Philosophie
des
Ehelichen Lebens in Paris.
— Chaussée d'Antin. —

Inhalt:

Der eheliche Martinisommer. — Von einigen Haupt-Sünden. — Von einigen leichten Sünden. — Der Schlüssel zum Charakter aller Frauen. — Ein Mann auf Eroberung seiner Frau. — Zwangsarbeiten. — Gelb lachen. — Krankheitsbeschreibung der Villa. — Das Elend im Elende. — Der achtzehnte Brümaire der Haushaltungen. — Die Kunst, ein Opfer zu seyn. — Das Landleben Frankreichs. — Das Leichenwagensolo. — Kommentar, worin man die Glückseligkeit vom Finale aller Opern erklärt, selbst von jenem der Ehe. —

I.
Der eheliche Martinisommer.

Auf einer gewissen Höhe oder Breite des ehelichen Oceans angekommen, zeigt sich ein kleines, chronisches, aussetzendes Uebel, jenem der heftigen Zahnschmerzen sehr ähnlich.

Sie unterbrechen mich, ich seh' es, um mir zu sagen: „Wie bemerkt man die Höhe in diesem Meere? Wie vermag ein Ehemann zu wissen, daß er jenen

nautischen Punkt erreicht hat, und kann man die Klippen vermeiden?"

Man befindet sich auf demselben, verstehen Sie, eben so wohl nach zehn Monaten des Ehestandes, wie nach zehn Jahren; je nach dem Gange des Schiffes, seinem Segelwerke, dem Passatwinde, der Gewalt der Strömungen, und vorzüglich nach der Zusammensetzung der Mannschaft. Nun denn, die Seefahrer haben den Vortheil, daß sie nur auf eine Art den Punkt erreichen, während die Männer tausend Arten haben, den ihrigen zu finden.

Beispiele: Caroline, Ihr Erliebchen, Ihr Erschatz, ist ganz einfach Ihre Frau geworden; stützt sich, auf dem Boulevard spazieren gehend, allzusehr auf Ihren Arm, oder findet es vornehmer, Ihnen den Arm nicht mehr zu reichen;

oder, sie sieht mehr oder minder junge, mehr oder minder gut gekleidete Männer, während sie sonst Niemand sah, selbst wenn auf dem Boulevard alles schwarz von Hüten war, und mehr Stiefel als Stiefeletten darüber hin wandelten;

oder sie sagt, wenn Sie heimkommen: „Es ist nichts, der Herr ist's!" anstatt: „Ah, Adolph ist's!" was sie mit einer Geberde, mit einem Blicke, mit einem Tone sagte, wodurch in Allen, die sie bewunderten, der Gedanke entstand: „Das ist doch einmal eine Glückliche!"

Dieser Ausruf einer Frau umfaßt zwei Zeiten: jene, während welcher sie aufrichtig, jene, während welcher sie heuchelt mit: „Ah, Adolph ist's!" Wenn sie sagt: „Es ist nichts, der Herr ist's!" findet sie es nicht mehr der Mühe werth, Comödie zu spielen;

oder sie, wenn Sie ein wenig spät nach Hause kommen, (um eilf Uhr, Mitternacht) . . . schnarcht!! ein widriges Anzeichen! . . .

Oder sie zieht ihre Strümpfe vor Ihnen an . . . (Dieß ereignet sich nur einmal im ehelichen Leben einer Lady; am andern Morgen reiset sie mit irgend einem Capitain nach dem Continente ab, und denkt nicht mehr daran, ihre Strümpfe anzuziehen);

oder . . . Doch, schließen wir da.

Dieß geht die Seeleute oder die mit der Kunde der Zeiten vertrauten Ehemänner an.

Wohlan, unter dieser einem tropischen Zeichen nahen Linie, über dessen Namen einen gemeinen und dieses geistvollen Werkes unwürdigen Scherz zu treiben der gute Geschmack verbietet, offenbart sich ein entsetzliches kleines Elend, auf eine sinnreiche Art eheliche Bremse genannt, von allen Vettern, Stechfliegen, Flöhen und Scorpionen, die am meisten alle Geduld raubende, und noch ist kein Fliegenschleier erfunden worden, sich davor zu schützen.

Die Bremse sticht nicht gleich auf der Stelle; sie beginnt damit, um Ihre Ohren zu summen, und Sie wissen noch nicht, was es ist. Caroline sagt also,

ohne alle Veranlassung, mit der natürlichsten Miene von der Welt: — „Madame Deschars hatte gestern ein sehr schönes Kleid an . . ."

„Sie hat Geschmack," erwiedert Adolph.

„Ihr Mann hat ihr's gegeben . . ." entgegnet Caroline.

„Ah!"

„Ja, ein Kleid zu vierhundert Franken! Man kann in Sammet nichts Schöneres sehen . . ."

„Vierhundert Franken!" ruft Adolph aus, indem er die Stellung des Apostels Thomas annimmt.

„Es bleiben aber zwei Breiten übrig, und ein Leib . . ."

„Er macht starke Stücke, der Herr Deschars!" bemerkt Adolph, sich hinter den Scherz flüchtend.

„Alle Männer haben solche Aufmerksamkeiten nicht," versetzt Caroline trocken.

„Welche Aufmerksamkeiten? . . ."

„Aber Adolph . . . denk an die Breiten, die übrig bleiben, und an den Leib, zu dem Kleide verwendbar, wenn es nicht mehr brauchbar ist, ausgeschnitten . . ."

Adolph dachte sich: „Caroline will ein Kleid."

Der arme Mann! . . . ! . . . !

Einige Zeit danach hat Herr Deschars das Zimmer seiner Frau neu eingerichtet.

Dann hat Herr Deschars die Diamanten seiner Frau nach der neuen Mode umfassen lassen.

Herr Deschars geht nie ohne seine Frau aus, oder läßt seine Frau nirgends gehen, ohne ihr den Arm zu reichen.

Bringen Sie Carolinen was immer, so ist's nie so gut, als was Herr Deschars gethan hat.

Wenn Sie sich die mindeste Geberde, das mindeste zu lebhafte Wort erlauben; wenn Sie ein wenig laut sprechen, so hören Sie die vipernartig zischende Phrase: „Herr Deschars würde sich nicht so benehmen! Nimm also Herrn Deschars zum Vorbilde."

Kurz, Herr Deschars erscheint in Ihrer Haushaltung in jedem Augenblicke und bei jeder Veranlassung.

Das Wort: — „Sieh doch ein wenig, ob Herr Deschars sich jemals erlaubt . . ." — ist ein Schwert des Damocles, oder, was noch schlimmer, eine Nadel, und Ihre Eigenliebe ist das Nadelkissen, in welches Ihre Frau sie beständig steckt, herauszieht, wieder hineinsteckt, unter einer Menge von unerwarteten und verschiedenen Vorwänden, übrigens sich der schmeichelndsten Freundschaftsworte bedienend, oder mit sehr artigen Manieren.

Adolph, gebremset, daß er vor Stichen fast wie tattowirt aussieht, thut zuletzt, was bei einer guten Polizei, bei einem Gouvernement, in der Strategie geschieht. (Siehe das Werk von Vauban über den Angriff und die Vertheidigung fester Plätze.) Er sieht Frau von Fischtaminel, eine noch junge, elegante, ein

wenig gefallsüchtige Frau, und setzt sie als Moxa *) auf Carolinens außerordentlich empfindliche Haut.

O Ihr, die Ihr so oft ausrufet: — „Ich weiß nicht, was meiner Frau fehlt! . . .“ — Ihr werdet diese Blattseite erhabener Philosophie küßen; denn Ihr werdet den Schlüssel zum Charakter aller Frauen darauf finden! . . . Aber sie so gut kennen, wie ich sie kenne, dieß hieße nicht sie genau kennen; sie kennen sich selber nicht! . . . Kurz, Gott selbst, Sie wissen es, hat sich an der Einzigen geirrt, die er zu regieren gehabt, und zu erschaffen sich die Mühe gegeben hatte.

Caroline will also Adolph zu jeder Stunde stechen; aber das Recht, von Zeit zu Zeit eine Wespe auf den Ehegemahl loszulassen, ist ein der Frau ausschließlich vorbehaltenes Recht. Adolph wird ein Ungeheuer, wenn er eine einzige Mücke auf seine Frau jagt. Bei Carolinen ist's einer von den allerliebsten Späßen, eine Schäkerei, um Beiden das Leben zu erheitern, und vorzüglich von den reinsten Absichten eingegeben, während es bei Adolph eine caraibische Grausamkeit ist, ein Verkennen des Herzens seiner Frau, und ein angelegter Plan, ihr Verdruß zu machen.

---

*) Der weißgraue Filz von den Stielen und Blättern der Wermuthpflanze, woraus lange Kegelchen gebildet werden, um damit an Händen oder Füßen eine Borke zu brennen.

D. Ueb.

Das ist nichts.

„Sie lieben also wohl Frau von Fischtaminel?“ fragt Caroline. „Was hat sie denn in ihrem Geiste oder in den Manieren so Verführerisches, diese . . . Spinne da?“

„Aber, Caroline . . .“

„Oh! geben Sie sich nicht die Mühe, diesen wunderlichen Geschmack zu läugnen,“ sagt sie, eine Verneinung auf Adolphs Lippen unterbrechend, „schon lange bemerkte ich, daß Sie mir diesen . . . Zaunstecken vorziehen (Frau von Fischtaminel ist mager). Wohlan! gehen Sie . . . Sie werden den Unterschied bald erkannt haben.“

Verstehen Sie? Sie dürfen nicht muthmassen, daß Caroline im mindesten Geschmack an Herrn Deschars finde, während Sie Frau von Fischtaminel lieben! — Und wird Caroline vollends wieder geistreich, so haben Sie zwei Bremsen statt einer.

Am andern Tage frägt sie Sie, indem sie eine gute Kleinkindermiene annimmt: „Wie weit sind Sie mit Frau von Fischtaminel? . . .“

Wenn Sie ausgehen, sagt sie zu Ihnen: „Geh', mein Freund, gebrauch die Brunnencur!“ Denn in ihrem Zorne gegen eine Nebenbuhlerin wenden alle Frauen, selbst die Herzoginnen, Schmähung an, und verirren sich sogar bis zu den Kraftausdrücken der Halle; sie machen dann aus allem eine Waffe.

Wollten Sie Caroline überzeugen, daß sie sich irre,

und ihr beweisen, daß Frau von Fischtaminel Ihnen gar nichts sei, so käme Ihnen dieß zu theuer zu stehen. Dieß ist eine Albernheit, die ein Mann von Geist in seiner Haushaltung nicht begeht; er verliert dabei seine Macht, und giebt sich eine Blöße.

Oh! Adolph, Du bist unglücklicherweise bei jener so sinnreich Martinisommer des Ehestandes genannten Jahreszeit angekommen. Ach! Du mußt, eine köstliche Sache! Deine Frau wieder erobern, Deine Caroline, sie wieder um die Mitte nehmen, und der Beste aller Ehemänner werden, indem Du zu errathen suchest, was ihr gefällt, um nach Ihrem Belieben, anstatt nach Deinem Willen zu handeln! Hier liegt fortan die ganze Frage.

II.

Die Zwangsarbeiten.

Wollen wir hier annehmen, was, nach unserer Meinung, eine wieder neu gewordene Wahrheit ist:

Ursatz.

Die meisten Menschen haben immer ein wenig Geist, welcher eine schwierige Lage erfordert, wenn sie auch nicht den ganzen Geist dieser Lage haben.

Was die Ehemänner betrifft, die unter ihrer Lage sind, ist es unmöglich, sich damit zu beschäftigen; es giebt bei ihnen keinen Kampf mehr; sie treten in die zahlreiche Klasse der Ergebenen.

Adolph denkt sich sohin: — „Die Frauen sind Kinder; reicht ihnen ein Stück Zucker, so bringt ihr sie dahin, daß sie alle Contretänze sehr gut tanzen, welche genäschige Kinder tanzen; aber man muß immer Zuckerwerk haben, es ihnen hoch hängen, und . . . damit ihnen der Geschmack am Zuckerwerke nicht vergeht. Die Pariserinnen (Caroline ist von Paris) sind außerordentlich eitel, sie sind Leckermäulchen! . . . Man regiert die Menschen nur, man macht sich nur Freunde, indem man sie bei ihren Schwächen faßt, ihren Leidenschaften schmeichelt: meine Frau gehört mein!"

Nach einigen Tagen, während welcher Adolph die Aufmerksamkeiten für seine Frau verdoppelt hat, spricht er zu ihr, wie folgt:

„Höre, Caroline, vergnügen wir uns. Du mußt schon Dein neues Kleid anziehen (das nämliche, wie jenes der Madame Deschars), und . . . meiner Treu, wir wollen irgend eine Albernheit in den Variétés *) ansehen."

Solche Arten von Vorschlägen versetzen Ehefrauen immer in die beste Laune. Welch' ein Gang! Adolph hat bei Borel, im Rocher de Cancale, für zwei Personen ein hübsches, kleines, feines Mittagsessen bestellt.

„Weil wir in die Variétés gehen, so speisen wir im Gasthofe zu Mittag!" ruft Adolph auf den Boule-

*) So heißt eines der Theater in Paris.

D. Ueb.

vards aus, mit der Miene eines großmüthigen Stegreifeinfalles.

Caroline, glücklich bei diesem Anscheine von Vermögen, begiebt sich dann in einen kleinen Salon, wo sie den Tisch gedeckt, und die kleine reizende Tracht Speisen findet, welche Borel den Leuten bietet, die reich genug sind, um das den Großen der Erde bestimmte Local zu bezahlen, welche sich bisweilen für einen Augenblick klein machen.

Frauen, zu einem Dinér gebeten, essen wenig, weil der geheime Harnisch sie hindert; sie haben das Paradecorsett; sie sind in der Nähe von Frauen, deren Augen und Zungen gleich fürchterlich sind. Sie lieben nicht bloß die gute, sondern auch die feine Mahlzeit: Krebse aussaugen, geschmorte Wachteln abnagen, Flügel von Auerhähnen drehen, und mit einem Stücke recht frischen Fisches beginnen, durch eine jener Sauçen pikant, die den Ruhm der französischen Küche bilden.

Frankreich herrscht in Allem durch den Geschmack: in der Zeichnung, in den Moden, u. s. w. Die Sauçe ist der Triumph des Küchengeschmackes. Daher sind Grisetten, Bürgerinnen und Herzoginnen entzückt von einem guten kleinen Dinér, befeuchtet mit auserlesenen Weinen, in kleiner Quantität verzehrt, und mit Früchten beendiget, wie sie nur nach Paris kommen, vorzüglich wenn man dieses kleine Dinér im Theater verdauen will, in einer guten Loge, Albernheiten anhörend, jene auf der Bühne und jene, die man sich in die Ohren flüstert, um jene auf der Bühne zu erklären.

Schon die Rechnung des Restaurateurs allein beträgt hundert Franken, die Loge deren dreissig, und eben so viel der Wagen, die Toilette (neue Handschuhe, Bouquet, u. s. w.) Diese Galanterie steigt auf eine Summe von hundert sechzig Franken, etwa viertausend Franken monatlich, wenn man oft in die komische Oper, in die italienische, und in die große Oper geht. Vier tausend Franken monatlich repräsentiren heut zu Tage ein Capital von zwei Millionen. Aber Ihr häusliches Glück ist dieß werth.

Caroline erzählt ihren Freundinnen Dinge, die sie für äusserst schmeichelhaft hält, welche aber den Unwillen eines geistreichen Mannes erregen.

„Seit einiger Zeit ist Adolph charmant. Ich weiß nicht, wodurch ich so viele Gefälligkeiten verdient habe; aber er überhäuft mich. Er verleiht Allem einen Werth durch jene zartsinnigen Artigkeiten, die so großen Eindruck auf uns Frauen machen . . . Nachdem er mich am Montage in den Rocher de Cancale geführt hatte, behauptete er, daß Very eine eben so gute Küche habe, wie Borel, und fing die Partie wieder an, von der ich Ihnen erzählt habe, gab mir jedoch zum Dessert ein Logenbillet in die große Oper. Man gab Wilhelm Tell, der, wie Sie wissen, meine Leidenschaft ist.“

„Sie sind sehr glücklich,“ erwiedert Madame Deschars trocken, und mit augenscheinlichem Neide.

„Aber eine Frau, die ihre Pflichten erfüllt, scheint mir dieses Glück zu verdienen.“

Wenn diese abscheuliche Phrase über die Lippen einer Ehefrau gleitet, ist es klar, daß sie ihre Pflicht erfüllt nach Art der Schüler, des Lohnes wegen, den sie erwartet. In der Lehranstalt will man Befreiungen gewinnen; in der Ehe hofft man einen Shawl, ein Kleinod. Also, mehr Liebe!

„Ich, meine Liebe, (Madame Deschars ist gereizt), ich bin vernünftig. Deschars beging solche Thorheiten . . . ich habe gute Ordnung hergestellt. Hören Sie, meine Kleine; wir haben zwei Kinder, und ich gestehe, daß hundert oder zweihundert Franken für mich, als Familienmutter, etwas Bedeutendes sind."

„Ei, Madame," erwiederte Madame Fischtaminel, es ist besser, wenn unsere Männer uns zu einer Lustpartie führen, als . . ."

„Deschars! . . ." rief Madame Deschars aufstehend und sich verneigend.

Herr Deschars (der Strohmann seiner Frau) hört dann nicht mehr das Ende jener Phrase, wodurch er erführe, daß man mit überspannten Frauen sein Vermögen durchbringen kann.

Caroline, in allen ihren Eitelkeiten geschmeichelt, überläßt sich nun allen Süssigkeiten des Hochmuthes und der Gaumenlüsternheit, zwei köstliche Hauptsünden. Adolph kommt wieder weiter; aber ach! (diese Erwägung wiegt eine Fastenpredigt auf) die Sünde trägt, wie jede Wollust, ihren Stachel in sich. Gleich einem Selbstherrscher, hält das Laster nicht viel auf tausend

köstliche Schmeicheleien vor einer einzigen Rosenfalte, die es erzürnt. Mit ihm muß der Mensch crescendo gehen! . . . und immer.

Ursatz.

Das Laster, der Höfling, das Unglück und die Liebe, kennen nur die Gegenwart.

Zu einer schwer zu bestimmenden Zeit schaut Caroline, bei dem Dessert, in den Spiegel, und sieht auf ihren Augenknochen und auf den so reinen Flügeln ihrer Nase Rubine blühen. Bei diesem Anblicke wird sie übler Laune, und Sie wissen nicht warum, Adolph, der Sie stolz in Ihrer Cravate stecken, und Ihren Hals wie ein zufriedener Mann emporrichten.

Einige Tage danach kommt die Nähterin, probirt ein Kleid an, rafft ihre Kräfte zusammen, und kann es nicht zuhäkeln . . . Man ruft die Zofe. Nach dem Ziehen mit der Kraft von zwei Pferden, eine wahre dreizehnte Arbeit des Hercules, zeigt sich ein Gähnen von zwei Zoll. Die unerbittliche Nähterin kann es Carolinen nicht verhehlen, daß ihre Taille sich geändert hat. Caroline, die ätherische Caroline, steht in Gefahr, der Madame Deschars gleich zu werden. Gemein gesprochen: sie wird dick.

Caroline ist niedergedonnert.

„Wie, Fleischcascaden à la Rubens, wie jene dicke Madame Deschars? Ist es wahr?“ denkt sie sich . . . „Adolph ist ein rechter Bösewicht. Ich seh's, er will

eine Mutter Gigogne aus mir machen, und mir meine Verführungsmittel rauben!"

Caroline will zwar fortan in die italienische Oper gehen, und nimmt ein Drittel der Loge; aber sie findet es sehr vornehm, wenig zu essen, und lehnt die feinen Essen ihres Mannes ab.

„Mein Freund," sagt sie, „eine ordentliche Frau sollte sich nicht oft dabei einfinden . . . Man geht einmal, zum Spasse, an solche Orte; aber sich gewöhnlich dort zeigen . . . pfui doch!"

Borel und Very, diese Illustrationen des Kochofens, verlieren täglich eine Einnahme von tausend Franken, weil sie keine besondere Einfahrt für Wägen haben. Könnte ein Wagen durch einen Thorweg schlüpfen, und durch einen andern wieder hinaus, und eine Frau in der Säulenhalle einer eleganten Treppe absetzen, wie viele Clientinnen würden ihnen gute, große, reiche Clienten zuführen! . . .

Ursatz.

Die Gefallsucht tödtet die Gaumenlüsternheit.

Caroline hat bald satt am Theater, und nur der Teufel kann die Ursache dieses Widerwillens wissen. Entschuldigen Sie Adolph: ein Mann ist nicht der Teufel.

Ein Dritttheil der Pariserinnen langweilt sich im Theater, mit Ausnahme einiger muthwilliger Streiche, wie: lachen und in die Frucht einer Unanständigkeit

beißen, — den langen Pfeffer eines großen Melodrams einathmen, — über Decorationen entzückt werden, u. s. w. Viele von ihnen haben ihre Ohren mit Musik gesättiget, und besuchen die italienische Oper nur noch der Sänger wegen, oder, wenn Sie wollen, um den Unterschied in der Ausführung zu beobachten.

Zur Stütze des Theaters dient: die Frauen sind darin ein Theater vor und nach dem Stücke. Nur die Eitelkeit bezahlt mit dem übermäßigen Preise von vierzig Franken drei Stunden eines zweifelhaften Vergnügens, genossen in schlechter Luft und mit großen Kosten, ohne die bei dem Fortgehen aufgerafften Schnupfen zu rechnen. Aber sich zeigen, sich sehen lassen, die Blicke von fünfhundert Männern entgegennehmen! . . . Welch' ein freier Schmaus: würde Rabelais sagen.

Damit die Eigenliebe diese kostbare Ernte aufspeichern könne, muß man bemerkt werden. Nun aber werden eine Frau und ihr Mann wenig bemerkt. Caroline hat den Verdruß, den Saal immer von Frauen besetzt zu sehen, die ihre Männer nicht bei sich haben, von excentrischen Frauen. Der geringe Ertrag ihrer Mühen, ihrer Toilette, und des Hinsitzens, vergüten nicht sehr die Anstrengung ihrer Augen, die Kosten und Langweile; bald geht es mit dem Theater wie mit der guten Mahlzeit: die gute Küche machte sie fett, das Theater macht sie gelb.

Hier gleicht Adolph (oder jeder andere Mann an Adolphs Stelle) jenem Bauer aus Languedoc, der

schrecklich an einem Leichdorne litt. Dieser Bauer drückte seinen Fuß zwei Zoll tief in die spitzigsten Kieselsteine des Weges, indem er zu seinem Leichdorne sagte: — Troun de Dieu! de bagasse! wenn Du mir Schmerzen machst, so mach' ich sie Dir auch!"

„Wahrhaftig," sagte Adolph, sehr verstimmt an dem Tage, wo er von seiner Frau eine unbegründete Ablehnung erhält, „ich möchte doch wissen, was Dir gefallen kann . . ."

Caroline blickt ihren Mann mit erhabener Größe an, und erwiedert nach einer Pause, einer Schauspielerin würdig: — „Ich bin weder eine Straßburgergans, noch eine Giraffe."

„Vier tausend Franken monatlich, lassen sich wirklich besser anwenden," versetzt Adolph.

„Was willst Du damit sagen?"

„Giebt man den vierten Theil dieser Summe achtungswerthen Galeerensclaven, jungen Freigelassenen, ehrbaren Verbrechern, so wird man eine Person, ein kleiner Blaumantel! *)" entgegnet Adolph, „und eine junge Frau ist dann stolz auf ihren Mann."

Diese Phrase ist der Sarg der Liebe! Daher nimmt sie Caroline sehr übel auf. Es erfolgt eine Erklärung. Diese geht in die tausend Possen des folgenden Kapitels über, welches eben so wohl den Liebenden als den

*) Ein kleiner, alter, unbekannter Mann, immer einen blauen Mantel tragend, lebt in Paris, und spendet große Wohlthaten. D. Ueb.

Eheleuten ein Lächeln entlocken muß. Wenn es gelbe Strahlen giebt, warum sollte es nicht auch Freuden von dieser äusserst ehelichen Farbe geben?

III.

Gelb lachen.

In diesen Gewässern angekommen, ergötzen Sie nun kleine Scenen, die in der großen Oper des Ehestandes die Zwischenspiele vorstellen, und wovon hier das Muster folgt.

Sie sind eines Abends, nach dem Mittagsessen, allein, und schon so oft allein gewesen, daß Sie das Bedürfniß fühlen, sich kleine pikante Worte zu sagen, wie zum Beispiele nachstehende.

„Nimm Dich in Acht, Caroline," sagt Adolph, der so viele unnütze Mühen auf dem Herzen hat, „mir dünkt, daß Deine Nase so unverschämt ist, zu Hause gerade so roth zu werden, wie bei dem Restaurateur."

„Der heutige Tag gehört nicht zu Deinen liebenswürdigen! . . ."

Allgemeine Regel: Kein Mann hat das Mittel entdecken können, irgend einer Frau, selbst nicht der seinigen, einen freundschaftlichen Rath zu ertheilen.

„Was willst Du, meine Liebe? Vielleicht bist Du zu stark geschnürt, wodurch man sich Krankheiten zuzieht . . ."

Sobald ein Mann diese Phrase zu einer Frau gesagt hat, gleichviel zu welcher, faßt diese Frau (sie

weiß, daß die Blankscheite biegsam sind) ihr Blankscheit am untern Ende, hebt es auf, und sagt wie Caroline:

„Sieh, ich presse mich niemals zusammen."

„So wird's der Magen sein . . ."

„Was hat denn der Magen mit der Nase zu schaffen?"

„Der Magen ist ein Mittelpunkt, welcher mit allen unsern Organen zu thun hat."

„Die Nase ist also ein Organ?"

„Ja."

„Dein Organ dient Dir in diesem Augenblicke schlecht . . ." (Sie schlägt die Augen empor und zuckt die Achseln.)

„Nun, was hab' ich Dir gethan, Adolph?"

„Ei, nichts; ich scherze und habe das Unglück, Dir nicht zu gefallen," antwortet Adolph lächelnd.

„Mein Unglück ist, Deine Frau zu sein. Oh! warum bin ich nicht die Frau eines Andern!"

„Wir sind einerlei Meinung!"

„Würde ich, mich anders nennend, treuherzig sagen, wie die Koketten, welche wissen wollen, wie sie mit einem Manne daran sind: „„Meine Nase hat eine beunruhigende Röthe!"" mit Affengezier in den Spiegel schauend, so würdest Du mir antworten: „„Oh! Madame, Sie verleumden sich! Erstens sieht man sie nicht, und zweitens harmonirt sie mit der Farbe Ihres Teints... Uebrigens sehen wir alle nach Tische so aus!"" Du würdest dieß benützen, mir Complimente zu machen...

Sag' ich Dir, daß Du fett wirst, daß Du Maurerfarben bekommst, und daß ich die blassen und magern Männer liebe . . ."

Man sagt in London: „Fasse das Beil nicht an! In Frankreich muß man sagen: „Fasse die Nase der Frau nicht an . . ."

„Und dieß alles wegen etwas zu viel natürlichen Zinnobers!" rief Adolph aus. „Halte Dich deßwegen an den lieben Gott, dem es beliebt, an einer Stelle mehr Farbe als an einer andern anzubringen, nicht an mich . . . der ich Dich liebe . . . der ich Dich vollkommen wünsche, und Dir zuruft: Gieb Acht!"

„Dann liebst Du mich zu viel; denn seit einiger Zeit studirst Du darauf, mir unangenehme Sachen zu sagen, Du suchst mich herabzusetzen, unter dem Vorwande, mich vollkommener zu machen . . . Vor fünf Jahren hast Du mich vollkommen gefunden . . ."

„Ich finde Dich mehr, als vollkommen, Du bist bezaubernd! . . ."

„Mit zu viel Zinnober?"

Adolph, der im Gesichte seiner Frau eine hyperboreiische Miene bemerkt, nähert sich, und setzt sich auf einen Stuhl neben sie. Caroline, die schicklicherweise nicht fortgehen kann, zieht ihr Kleid seitwärts, wie um eine Trennung zu vollbringen. Diese Bewegung machen einige Frauen mit einer herausfordernden Impertinenz; doch sie hat zwei Bedeutungen: sie ist in der Kunstsprache des Whist entweder eine Einladung

an den König, oder eine Renonce.*) In diesem Augenblicke renoncirt Caroline.

„Was fehlt Dir?" fragt Adolph:

„Willst Du ein Glas Zuckerwasser?" fragt Caroline, mit Ihrer Gesundheitslehre sich beschäftigend, und (übertreibend) die Magdrolle spielend.

„Warum?"

„Sie haben nicht gut verdaut; Sie müssen viel leiden. Vielleicht muß man ein wenig Branntwein in das Glas Zuckerwasser gießen! Der Doctor hat davon als von einem vortrefflichen Mittel gesprochen . . ."

„Wie besorgt Du um meinen Magen bist!"

„Er ist ein Mittelpunkt, er steht mit allen Organen in Verbindung; er wird auf das Herz wirken, und von da vielleicht auf die Zunge.

Adolph steht auf, und spaziert umher, ohne etwas zu sagen; aber er denkt an den Geist, den seine Frau erwirbt, er sieht sie täglich an Gewalt und Bitterkeit zunehmen; sie zeigt eine Intelligenz in der Störrigkeit, und eine militärische Macht im Disputiren, die ihn an Karl XII. und die Russen erinnern.

Caroline überläßt sich in diesem Augenblicke einer beunruhigenden Mimik, und sieht aus, als befinde sie sich unwohl.

*) Fehlfarbe, wenn man von einer Spielfarbe gar kein Blatt hat, folglich diese Farbe ausschlägt, und dafür mit einem Trumpfe sticht.

D. Ueb.

„Bist Du krank?“ fragt Adolph, bei seiner Großmuth gefaßt, bei welcher uns die Frauen immer fassen. „Es wird Einem übel nach Tisch, wenn man einen Mann auf und ab gehen sieht, wie den Perpendikel einer Stockuhr. Aber so sind Sie, Sie müssen sich immer bewegen . . . Wie drollig die Männer! . . . Sie sind alle mehr oder weniger Narren . . .“

Adolph setzt sich in die Ecke des Kamins, jener gegenüber, in welcher seine Frau sitzt, und verweilt dort nachsinnend; die Ehe erscheint ihm mit ihren brennneßelndurchwucherten Steppen.

„Nun denn, Du schmollest? . . .“ fragt Caroline nach einer Viertelstunde der Beobachtung des eheherrlichen Gesichtes.

„Nein, ich studire,“ antwortet Adolph.

„Oh! welch' höllischen Charakter Du hast! . . .“ erwiedert sie, die Achseln zuckend. „Etwa wegen dessen, was ich Dir über Deinen Bauch, Deine Taille und Deine Verdauung gesagt habe? . . . Siehst Du denn nicht, daß ich Dir Deinen Zinnober mit gleicher Münze bezahlen wollte? Du beweisest, daß die Männer eben so gefallsüchtig sind, wie die Frauen . . .“

Adolph bleibt kalt.

„Weißt Du, daß es mir sehr artig dünkt, unsere Eigenschaften anzunehmen . . .“

Tiefes Schweigen.

„Man scherzt und Du bist verdrießlich . . .“ (sie sieht Adolph an); „denn Du bist böse . . . Ich bin

nicht, wie Du; ich kann den Gedanken nicht ertragen, Dir ein wenig Verdruß gemacht zu haben! Und doch ist dieß ein Gedanke, den ein Mann niemals gehabt hätte, Deine Unart irgend einer Störung Deiner Verdauung beizumessen. Das ist nicht mehr mein Dofferl! Das ist sein Bauch, der sich zu vornehm gedünkt hat, zu sprechen . . . Ich wußte nicht, daß Du ein Bauchredner bist, das ist alles . . ."

Caroline blickt Adolph lächelnd an, der wie angekleistert da sitzt.

„Nein, er will nicht lachen . . . Und Sie nennen dieß in Ihrem Rauderwälsch, Charakter haben . . . Oh! wie weit besser sind wir!"

Sie hat sich so eben auf Adolphs Knie gesetzt, der nicht umhin kann, zu lächeln. Dieses, mittelst einer Dampfmaschine entpreßte Lächeln, belauerte sie, sich eine Waffe daraus zu schmieden.

„Wohlan, mein guter Mann, gesteh Dein Unrecht!" sagte sie dann. „Wozu schmollen? Ich liebe Dich, wie Du bist! Ich sehe Dich ganz so mager, wie ich Dich geheirathet habe . . . sogar noch magerer."

„Caroline, wenn es dahin kommt, daß man sich über so geringfügige Sachen täuscht . . . wenn man nachgiebt, und nicht verdrießlich bleibt, ganz roth . . . Weißt Du, was dahinter steckt? . . ."

„Nun?" sagte Caroline, über die dramatische Stellung unruhig, welche Adolph annimmt.

„Man liebt sich weniger."

„Oh! großes Ungeheuer, ich verstehe Dich: Du bleibst verdrießlich, um mich glauben zu machen, daß Du mich liebest.“

Ach! gestehen wir es: Adolph sagte die Wahrheit auf die einzige Art, sie zu sagen, lachend.

„Warum hast Du mir Verdruß gemacht?“ fragt sie. „Hab' ich unrecht? Ist es nicht besser, mir es artig zu erklären, anstatt schonungslos“ (sie steigert ihre Stimme): „„Ihre Nase wird roth!““ „Nein, das ist nicht hübsch! Um Dir zu gefallen, will ich einen Ausdruck der schönen Fischtaminel gebrauchen: „So benimmt sich kein Gentleman!“

Adolph beginnt zu lachen, und bezahlt die Kosten der Aussöhnung; aber anstatt dabei zu entdecken, was Carolinen gefallen kann, und das Mittel, sie an sich zu ziehen, erkennt er, wodurch Caroline ihn an sich zieht.

IV.

Krankheitsbeschreibung der Villa.

Ist es ein Vergnügen, nicht zu wissen, was seiner Frau gefällt, wenn man verheirathet ist? . . . Gewisse Frauen (dieß ereignet sich noch in der Provinz) sind treuherzig genug, ziemlich geschwinde zu sagen, was sie wollen, oder was ihnen gefällt. Aber in Paris finden fast alle Frauen eine Art Genuß darin, einen Mann zu sehen, wie er ihrem Herzen, ihren Launen, ihren Wünschen, drei Ausdrücke von gleicher Bedeutung,

alles abhorcht, sich drehend und wendend, gehend, sich abhetzend, in Verzweiflung gerathend, wie ein Hund, der einen Herrn sucht.

Sie nennen dieß geliebt seyn, die Unglücklichen! . . . Und viele denken sich, wie Caroline: — „Wie wird er sich heraushelfen?“

Adolph gehört dazu. Unter diesen Umständen ladet Deschars, dieses Muster eines bürgerlichen Ehegatten, Adolph und Caroline zur Einweihung eines allerliebsten Landhauses ein. Die Deschars haben durch eine benützte Gelegenheit, eine Gelehrtenthorheit, eine köstliche Villa an sich gebracht, für welche der Künstler mehr als hunderttausend Franken ausgegeben, und die er, durch gerichtlichen Ausruf, für eilftausend Franken verkauft hat.

Caroline hat irgend eine schöne Toilette anzuprobiren, einen Federhut auf Thränenweidenart. Es ist entzückend, sich im Tilbury sehen zu lassen. Man läßt den kleinen Karl der Großmutter. Man giebt der Dienerschaft den Abschied. Man reiset mit dem Lächeln eines blauen Himmels mit Milchwolken, einzig zur Erhöhung seiner Wirkung. Man athmet gute Luft; man durchschneidet sie durch den Trab des großen Pferdes aus der Normandie, auf welches der Frühling einwirkt. Endlich erreicht man Marnes, oberhalb Ville-d'Avray, wo die Deschars in einer Villa, einer Villa von Florenz nachgebildet, umgeben von Schweizerwiesen ohne alle die Unbequemlichkeiten der Alpen, stolz einherschreiten.

„Mein Gott, wie herrlich ist ein solches Landhaus!“ ruft Caroline aus, in einem der bewundernswerthen Wälder lustwandelnd, welche Marnes und Ville-d'Avray säumen. „Man ist glücklich durch die Augen, als hätte man ein Herz in denselben! . . .“

Da Caroline nur Adolph nehmen kann, nimmt sie dann Adolph, der wieder ihr Adolph wird. Wenn sie so dahin lief, wie eine Hirschkuh, und wieder kam, war sie die schöne, naive, kleine, anbetungswürdige Pensionärin! . . . Ihre Flechten fallen! Sie legt ihren Hut weg, und hält ihn an den Bändern. Nun ist sie wieder jung, weiß und rosa. Ihre Augen lächeln, ihr Mund ist ein mit Empfindung beseelter Granat, mit einer Empfindung, die neu scheint.

„Ein Landgut würde Dir also sehr gefallen, meine Liebe! . . .“ sagt Adolph, indem er Caroline um die Mitte faßt, fühlend, daß sie sich anlehnt, um ihre Biegsamkeit zu zeigen.

„Oh! Du wärest artig genug, mir eines zu kaufen? . . . Doch, keine Thorheiten . . . Benütze eine Gelegenheit wie jene der Deschars.“

„Dir gefallen, nachforschen, was Dir gefallen kann, dieß ist das Sinnen Deines Adolph.“

Sie sind allein; sie können sich ihre zärtlichen Freundschaftsworte sagen, den Rosenkranz ihrer geheimen Liebkosungen abreichen.

„Man will also seinem kleinen Mädchen gefallen?...“ fragt Caroline, ihren Kopf auf Adolphs Schulter le-

gend, der sie auf die Stirne küßt, und denkt: „Gott sey Dank, ich halte sie! . . .“

U r s a t z.

Wenn ein Mann und eine Frau sich halten, so weiß nur der Teufel denjenigen, der das Andere hält.

Das junge Paar ist bezaubernd, und die dicke Madame Deschars erlaubt sich eine Bemerkung, die für sie, die so Strenge, so Scheinspröde, so Andächtige, ziemlich unverschleiert ist.

Das Landleben hat das Eigenthümliche, die Ehemänner sehr liebenswürdig zu machen.

Herr Deschars erwähnt einer zu benützenden Gelegenheit. Man will zu Ville = d'Avray ein Landhaus, so zu sagen für nichts, verkaufen. Nun ist das Landhaus eine dem Bewohner von Paris eigenthümliche Krankheit. Diese Krankheit hat ihre Dauer und ihre Heilung. Adolph ist ein Ehemann, der ist kein Arzt. Er kauft das Landhaus, und bezieht es mit Caroline, die wieder seine Caroline geworden ist, seine Carola, seine weiße Hirschkuh, sein großer Schatz, sein kleines Mädchen u. s. w.

Zwei beunruhigende Symptome stellen sich mit erschreckender Schnelligkeit ein.

Man bezahlt für eine Tasse Milch fünfundzwanzig Centimes, wenn sie getauft, fünfzig Centimes, wenn sie ungewässert ist.

Das Fleisch ist wohlfeiler in Paris als in Sèvres, wenn man die Qualität berücksichtiget.

Die Früchte sind sehr theuer. Eine schöne Birne, auf dem Lande gekauft, kostet mehr, als in dem Garten, der in der Schaustellung von Chevet blüht.

Bevor man im eigenen Anwesen Früchte ernten kann, wo nur eine Schweizerwiese von zwei Centiaren*) sich befindet, umgeben von einigen grünen Bäumen, welche aussehen, als seien sie einer Vaudeville-Decoration entlehnt, muß man nach Aussage der erfahrensten Landbebauer viel Geld aufwenden, und — fünf Jahre lang warten! . . .

Die Gemüse werden von den Bewohnern des Marais in Fülle nach der Halle gebracht. Madame Deschars, deren Landgutaufseher zugleich Gärtner ist, gesteht, daß ihr die auf ihrem Boden in Mistbeeten gezogenen Gemüse, doppelt so theuer zu stehen kommen, als die zu Paris bei einer Früchtenhändlerin gekauften, die einen Kramladen hat, das Patent bezahlt, und deren Mann Wähler ist.

Ungeachtet der Bemühungen und Verheißungen ihres Gärtners, sind die Frühfrüchte in Paris jenen von ihrem Landgute immer um einen Monat voraus.

Von acht Uhr Abends bis eilf Uhr, weiß das Pärchen nicht, was es thun soll, wegen der Abgeschmackt-

*) 2 Centiaren betragen etwa 19 Quadratfuß.

D. Ueb.

heit der Nachbaren, ihrer Kleinlichkeit, und der Streitigkeiten der Eigenliebe, die sie grundlos anheben.

Herr Deschars bemerkt mit jenem tiefen Wissen der Berechnung, welches den ehemaligen Notar bezeichnet, daß die Kosten seiner Reisen nach Paris, zu den Interessen der Kaufssumme des Landgutes, zu den Abgaben, Reparaturen, zu den Gehalten des Aufsehers und dessen Frau u. s. w. gerechnet, einer Miethe von tausend Thalern gleichkommen! Er weiß nicht, wie er, ein ehemaliger Notar, sich dazu konnte verleiten lassen! . . . Denn er hat manchmal Pachtcontracte von Schlössern mit Parken und Zugehör für tausend Thaler Miethe gemacht.

Man ist der einstimmigen Meinung, in den Salons der Madame Deschars, daß ein Landgut, weit entfernt ein Vergnügen zu seyn, eine offene Wunde ist . . .

„Ich weiß nicht, wie man in der Halle einen Krautkopf nur zu fünf Centimes verkaufen kann, der vom ersten Aufschießen bis zum Abschneiden täglich begossen werden muß," sagt Caroline.

„Das Mittel, bei einem Landgute seine Rechnung zu finden," antwortet ein Gewürzkrämer, der sich in Ruhe gesetzt hat, „besteht darin, daselbst zu wohnen, ein Landmann zu werden, und dann ändert sich alles . . ."

Caroline, von ihm weg nach Hause kommend, sagt zu ihrem armen Adolph:

„Welchen Gedanken hast Du denn da gehabt, ein Landhaus zu kaufen? . . . Das Beste, was man hinsichtlich des Landlebens thun kann, ist, zu Andern auf's Land zu gehen . . .“

Adolph erinnert sich an ein englisches Sprichwort, welches sagt: „Halte nie ein Journal, nie ein Liebchen, nie ein Landgut, es giebt immer Schwachköpfe, die sich die Last aufbürden, dieß alles für Dich zu halten . . .“

„Bah!“ antwortet Adolph, den die Ehestandsbremse über die Denkweise der Frauen zweifellos aufgeklärt hat, „Du hast recht; aber was willst Du? . . . das Kind befindet sich daselbst herrlich.“

Obgleich Adolph klug geworden ist, weckt diese Antwort doch Carolinens Empfindlichkeit. Eine Mutter will wohl ausschließlich an ihr Kind denken, aber nicht es sich vorziehen sehen. Madame schweigt; am andern Tage fühlt sie tödtliche Langweile. Adolph ist in seinen Geschäften verreiset; sie harret seiner von fünf Uhr bis sieben Uhr; und geht allein mit dem kleinen Karl bis zum Wagen. Sie spricht drei Viertelstunden lang von ihren Besorgnissen. Sie hat sich auf dem Wege vom Hause bis zum Wagenbüreau gefürchtet. Ist es schicklich, daß eine junge Frau allein da ist? Diese Existenz wird sie nicht ertragen.

Die Villa tritt nun in eine ziemlich sonderbare Phase, die ein eigenes Kapitel verdient.

Der

Teufel in Paris.

Sitten und Gebräuche, Charactere und Portraite der Einwohner von Paris, vollständiges Gemälde ihres häuslichen, öffentlichen, politischen, künstlerischen, literarischen, industriellen Lebens ꝛc. ꝛc.

Von

Balzac, Cormenin, Alexander Dumas, L. Gozlan, J. Janin, Alphons Karr, G. Sand, Eugen Sue und Anderen.

Deutsch

von

Friedrich Wilhelm Bruckbräu.

Zweiter Theil.

Augsburg, 1845.

v. Jenisch und Stage'sche Buchhandlung.

V.

Das Elend im Elende.

Ursatz.

Das Elend macht Einschaltungen.

Beispiel. Man hat verschieden, immer Uebles, vom Seitenstiche gesprochen; aber dieses Uebel ist nichts im Vergleiche mit dem Stiche, von dem es sich hier handelt, und wie die Freuden der ehelichen Stoppel-Weide bei jeder Gelegenheit sich emporrichten, wie der Tastenhammer eines Claviers. Dadurch entsteht ein prikelndes Elend, was sich nur in dem Augenblicke fühlbar macht, wo die Schüchternheit der jungen Gattin jener fatalen Gleichheit der Rechte gewichen ist, welche die Haushaltung und Frankreich gleichmäßig verschlingt. Jede Jahreszeit hat ihr Elend! . . .

Caroline bemerkt nach einer Woche, während welcher sie die Abwesenheit des Herrn notirt hat, daß er täglich sieben Stunden ferne von ihr zubringt. Eines Tages bemerkt Adolph, der heiter wie ein applaudirter Schauspieler heimkommt, im Carolinens Gesichte eine leichte Schichte von Reif. Wie nun Caroline die Kälte ihrer Miene bemerkt sieht, erkünstelt sie eine

freundliche, deren wohlbekannter Ausdruck einen Mann innerlich zu verpesten vermag, und sagt:

„Du hast also heute viel zu thun gehabt, mein Freund?"

„Ja, viel!"

„Du hast ein Kabriolet genommen?"

„Ja, für sieben Franken . . ."

„Hast Du alle Deine Leute angetroffen?"

„Ja, jene, die ich bestellt hatte . . ."

„Wann hast Du ihnen denn geschrieben? Die Tinte in Deinem Schreibzeuge ist eingetrocknet; sie ist wie Lack; ich mußte schreiben, und brauchte eine volle Stunde, sie anzufeuchten, bis ich eine dicke Flüßigkeit zu Stande brachte, mit welcher man nach Indien bestimmte Packete hätte markiren können."

Hier wirft jeder Gatte einen mürrischen Blick auf seine Ehehälfte.

„Ich hab' ihnen wahrscheinlich nach Paris geschrieben . . ."

„In welchen Angelegenheiten denn, Adolph? . . ."

„Kennst Du sie nicht? . . . Soll ich sie Dir sagen? . . . Da ist zuerst die Angelegenheit Chaumontel . . ."

„Ich glaubte, Chaumontel sey in der Schweiz?"

„Aber hat er nicht seinen Repräsentanten, seinen Advokaten . . ."

„Du hast nur Geschäfte gemacht? . . ." fragte Caroline, Adolph unterbrechend.

Sie wirft dann einen klaren, unmittelbaren Blick, womit sie unverhofft in die Augen ihres Mannes dringt: ein Degen in ein Herz.

„Was soll ich gemacht haben? . . . Falsche Münzen, Schulden, Tapeten? . . .“

„Ich weiß es nicht! Ich kann nichts gleich so errathen! Du hast mir hundertmal gesagt: ich sey zu dumm.“

„Gut! Siehst Du, wie Du ein Scherzwort übel deutest. Geh, da zeigt sich wohl die Frau.“

„Hast Du etwas abgeschlossen?“ sagt sie, die Miene der Theilnahme an den Geschäften heuchelnd.

„Nein, nichts.“

„Wie viel Personen hast Du gesehen?“

„Eilf, ohne jene zu zählen, die auf den Boulevards spazieren gingen.“

„Wie Du mir antwortest!“

„Du fragst mich aber auch, als hättest Du sechs Jahre lang das Geschäft eines Instructionsrichters geführt . . .“

„Nun denn, erzähle mir Deine ganze Tagearbeit; dieß wird mich unterhalten. Du solltest hier wohl an meine Vergnügungen denken! . . . Ich langweile mich genug, wenn Du mich hier ganze Tage lang allein lässest.“

„Du willst, daß ich durch Erzählung von Geschäften Dich unterhalte?“

„Ehemals sagtest Du mir alles . . .“

Dieser kleine freundschaftliche Vorwurf verhehlt eine Art von Gewißheit, welche Caroline über wichtige, von Adolph verschwiegene Dinge erhalten will. Caroline affectirt eine Art ziemlich gut gespielter Zerstreuung, um glauben zu machen, daß sie nicht Acht gebe.

„Aber Du sagtest mir so eben," ruft sie in dem Augenblicke aus, da unser Adolph sich verwickelt; „daß Du für sieben Franks ein Kabriolet genommen hast, und jetzt redest Du von einem Fiacker; er kam vielleicht gerade recht? Du hast also Deine Geschäfte im Fiacker gemacht?" fragt sie mit etwas spöttischem Tone.

„Warum sollten die Fiacker mir untersagt seyn?" fragt Adolph, seine Erzählung wieder fortsetzend.

„Bist Du nicht zur Frau von Fischtaminel gegangen?" sagt sie mitten in einer außerordentlich verwirrten Erklärung, wo sie Ihnen derb in's Wort fällt.

„Warum sollte ich hingegangen seyn?"

„Es würde mir Vergnügen gemacht haben; ich hätte wissen mögen, ob ihr Salon fertig ist."

„Er ist fertig!"

„Ah! Du bist also hingegangen?"

„Nein, ihr Tapezirer hat mir's gesagt."

„Kennst Du ihren Tapezirer?"

„Ja."

„Wie heißt er?"

„Braschon."

„Du bist ihm also begegnet, dem Tapezirer?"

„Ja."

„Aber Du hast mir gesagt, daß Du nur gefahren bist.“

„Aber, mein Kind, um Wagen zu bekommen, muß man sie hol...“

„Bah! Du wirst ihn im Fiacker angetroffen haben.“

„Wen?“

„Nun, den Salon — oder — Braschon! Geh, es ist der Eine so wahrscheinlich, wie der Andere.“

„Du willst mich also nicht anhören?“ ruft Adolph, in der Meinung, durch eine lange Erzählung Carolinens Verdacht einzuschläfern.

„Ich hab' Dich zu viel angehört. Du lügst mir schon seit einer Stunde vor.“

„Ich werde Dir nichts mehr sagen.“

„Ich weiß genug davon; ich weiß Alles, was ich wissen wollte. Ja, Du sagst mir, daß Du Advokaten, Notare, Banquiers gesehen hast; Du hast Niemand von diesen Leuten da gesehen! Wenn ich morgen die Frau von Fischtaminel besuchen wollte, weißt Du, was sie mir sagen würde?“

Hier beobachtet Caroline ihren Adolph; aber Adolph erkünstelt eine täuschende Ruhe, ungeachtet deren Caroline die Angel wirft, um ein Merkmal zu fischen.

„Nun denn! sie würde zu mir sagen, daß sie das Vergnügen gehabt habe, Dich zu sehen. Mein Gott! Wie unglücklich sind wir! Wir können nie wissen, was Ihr thut. Wir sind da festgenietet in unsern Haushaltungen, während Ihr bei Euern Geschäften seyd! Saubere Geschäfte! In diesem Falle könnte ich Dir

von etwas besser angesponnenen Geschäften erzählen, als die Deinigen! Ah, Ihr lehrt uns saubere Dinge! Man sagt, daß die Frauen verderbt sind. Aber wer hat sie verderbt?"

Hier versucht Adolph, mit einem festen Blicke auf Carolinen, den Strom ihrer Worte zu hemmen. Caroline, wie ein Pferd, das einen Peitschenhieb bekommt, fängt wieder auf's Schönste an, und mit dem Feuer einer Rossinischen Coda: „Ah, das ist hübsch ausgedacht! seine Frau auf's Land thun, um die Freiheit zu haben, den Tag in Paris nach Belieben zu verleben. Das ist also die Ursache Ihrer Leidenschaft für ein Landhaus! Und ich, arme Schnepfe, geh' in's Garn! Aber Sie haben recht, mein Herr: ein Landgut ist sehr bequem! Es kann zwei Zwecke haben. Madame wird sich's gerade so gut einrichten, wie der Herr. Ihnen Paris und dessen Fiacker! mir die Wälder und deren Schatten! Gewiß, Adolph, das geht mir ein; ärgern wir uns nicht mehr..."

Adolph muß eine Stunde lang spitzige Reden anhören. „Bist Du fertig, meine Liebe?" fragt er, einen Moment benützend, wo sie ob einer verfänglichen Frage den Kopf schüttelt.

Caroline schließt dann mit den Worten: „Ich habe jetzt ganz satt am Landgute; ich betrete es mit keinem Fuße mehr! Aber ich weiß, was mir dann bevorsteht: Du wirst es ohne Zweifel behalten, und mich in Paris lassen. Wohlan, in Paris werd' ich mich wenigstens

unterhalten können, während Sie Frau von Fischtaminel in die Wälder führen werden. Was ist eine Villa Adolphini, wo Einem übel wird, wenn man sechsmal um die Wiese herum spazieren geht? Wo man Ihnen Stuhlfüße und Besenstiele unter dem Vorwande gepflanzt hat, Ihnen Schatten zu verschaffen? Man befindet sich dort wie in einem Backofen; die Mauern haben sechs Zoll Dicke! Und von zwölf Stunden des Tages ist der Herr sieben abwesend! Das ist die Herrlichkeit der Villa!"

„Höre, Caroline ..."

„Ja," erwiedert sie, „wenn Du gestehen wolltest, was Du heute gethan hast! Sieh, Du kennst mich nicht; ich werde ein gutes Kind seyn, sag' mir's. Ich verzeihe Dir zum voraus Alles, was Du gethan hast."

Adolph hat vor seiner Vermählung Verhältnisse gehabt, er kennt die Folgen eines Geständnisses zu gut, um seiner Frau eines zu machen, und erwiedert dann: „Ich will Dir Alles sagen."

„Wohlan, Du wirst brav seyn! Ich werde Dich dann um so inniger lieben!"

„Ich bin drei Stunden geblieben."

„Das wußte ich genau; bei Frau von Fischtaminel?"

„Nein, bei unserm Notar, der mir einen Käufer aufgetrieben; aber wir konnten nicht einig werden; er wollte unser Landhaus ganz möblirt, und als ich ihn verließ, ging ich zu Braschon, um zu erfahren, was wir ihm schuldig sind."

„Diesen Roman hast Du ersonnen, während ich mit Dir sprach. Nun, sieh mich an! Ich werde Braschon morgen besuchen.“

Adolph konnte ein nervöses Zucken nicht verhehlen.

„Du kannst Dich nicht enthalten, zu lachen, siehst Du, altes Ungeheuer!“

„Ich lache über Deinen Starrsinn!“

„Ich werde morgen zu Frau von Fischtaminel gehen.“

„Ei, geh, wohin Du willst!“

„Welche Brutalität!“ erwiedert Caroline, indem sie aufsteht und sich entfernt, ihr Taschentuch vor den Augen.

Das von Carolinen so heiß ersehnte Landhaus ist eine teuflische Erfindung Adolphs geworden, eine Schlinge, worin das Reh sich gefangen. So wie Adolph eingesehen hat, daß es unmöglich sey, mit Carolinen vernünftig zu sprechen, läßt er sie Alles sagen, was sie will. Zwei Monate danach verkauft er für siebentausend Franks eine Villa, die ihm zweiundzwanzigtausend Franks gekostet hat. Aber er gewinnt die Erfahrung, daß das Landgut noch nicht das ist, was Carolinen gefällt. Die Sache wird ernsthaft: Stolz, Feinschmeckerei, zwei mönchische Sünden, sind dort begangen worden! Die Natur mit ihren Wäldern, ihren Forsten, ihren Thälern, die Schweiz der Umgebungen von Paris, die gekünstelten Bäche, haben Carolinen kaum sechs Monate lang ergötzt. Adolph fühlt sich versucht, abzudanken, und Carolinens Rolle zu übernehmen.

VI.

Der achtzehnte Brumaire der Haushaltungen.

Eines Morgens ist Adolph von dem triumphirenden Gedanken entschieden ergriffen, es Carolinen frei zu stellen, selbst zu wählen, was ihr gefällt. Er überläßt ihr das Hausregiment, indem er zu ihr sagt: „Thu, was Du willst.“ Er führt statt des autokratischen Systems das constitutionelle ein, ein verantwortliches Ministerium statt einer absoluten ehelichen Gewalt. Dieser Beweis von Vertrauen, Gegenstand geheimen Verlangens, ist der Marschallstab der Fraun. Die Frauen sind dann, nach dem gemeinen Ausdrücke, die Gebieterinnen im Hause. Von nun an kann nichts, selbst nicht die Erinnerung an den Honigmonat, mit Adolphs Glücke, während einiger Tage, sich vergleichen. Eine Frau ist dann ganz zuckersüß, sie ist zu sehr zuckersüß! Sie würde die kleinen Bemühungen, die zärtlichen Worte, die kleinen Aufmerksamkeiten, die Schmeicheleien und die Zärtlichkeit erfinden, wenn all dieses eheliche Zuckerwerk nicht schon seit dem irdischen Paradiese existirte. Gegen das Ende eines Monates hat Adolphs Zustand einige Aehnlichkeit mit jenem der Kinder gegen das Ende der ersten Woche des Jahres. Daher beginnt Caroline, nicht mit Worten, sondern durch ihr Benehmen, in Mienen, in mimischen Ausdrücken zu sagen: — „Man weiß nicht, was man thun soll, um einem Manne zu gefallen! . . .“

Seiner Frau das Steuerruder des Schiffes überlassen, ist ein höchst ordinärer Gedanke, der die im Eingange dieses Kapitels zuerkannte Bezeichnung „triumphirend“ wenig verdienen würde, wäre ihm nicht der Gedanke beigesellt, Carolinen abzusetzen. Adolph war von diesem Gedanken verlockt, der sich aller von irgend einem Unglücke heimgesuchten Leute bemächtigt, und bemächtigen wird: zu erfahren, wie weit das Uebel gehen kann! zu versuchen, welche Verwüstung das Feuer anrichtet, wenn man es sich selbst überläßt, indem man die Macht, es zu hemmen, besitzt, oder zu besitzen wähnt. Diese Neugier folgt uns von der Kindheit bis zum Grabe. Nach seiner Vollblütigkeit von ehelichem Glücke, geht Adolph, der die Comödie zu Hause aufführt, durch folgende Phasen.

Erster Zeitraum.

Alles geht gar zu gut. Caroline kauft hübsche kleine Register, um ihre Ausgaben aufzuschreiben; sie kauft eine hübsche kleine Kasse, um ihr Geld zu verschließen; sie bewirthet Adolph bewundernswerth gut, sie ist glücklich ob seiner Billigung; sie entdeckt eine Menge Sachen, die im Hause fehlen; sie setzt ihren Ruhm darein, eine unvergleichliche Hausfrau zu seyn. Adolph, der sich selbst zum Censor aufwirft, findet nicht die mindeste Bemerkung zu machen. Wenn er sich ankleidet, fehlt ihm nichts. Selbst Armida hat keine sinnreichere Zärtlichkeit bethätiget, als Caroline. Man erneuert

diesem Phönix der Ehemänner das Aetzmittel auf seinem Streichriemen zum Schärfen seiner Rasirmesser. Die alten Hosenträger sind durch neue ersetzt. Ein Knopfloch ist nie ohne Knopf. Sein Weißzeug ist besorgt, wie jenes des Beichtvaters einer Betschwester mit läßlichen Sünden. Die Unterziehstrümpfe haben keine Löcher. Bei Tische sind seine Lieblingsspeisen, seine Launen sogar, studirt, zu Rathe gezogen: er wird fett!

In seinem Tintenfaße ist Tinte, und der Schwamm davon immer feucht. Er kann nichts sagen, nicht einmal, wie Ludwig XVI.: „Ich hätte beinahe gewartet!" Kurz, er wird bei jeder Gelegenheit ein lieber Mann genannt. Er muß Carolinen auszanken, daß sie auf sich vergißt; sie denkt nicht genug an sich. Caroline schreibt sich diesen süßen Vorwurf auf.

Zweiter Zeitraum.

Die Scene bei Tische ändert sich. Alles ist sehr theuer. Die Gemüse sind gar nicht zu kaufen. Das Holz wird verkauft, als käm's aus Campeche. Obst, o! was das Obst betrifft, so können es nur die Prinzen, die Banquiers, die vornehmen Herren essen. Das Dessert ist eine ruinirende Sache. Adolph hört oft Carolinen zu Madame Deschars sagen: — „Aber wie machen Sie es denn?..." Dann werden in ihrer Gegenwart Conferenzen über die Art, die Köchinnen zu regieren, gehalten. Eine Köchin, die ohne Putzsachen, ohne Weißzeug, ohne Talent in Ihre Dienste getreten, er=

scheint, ihre Rechnung zu verlangen, in einem Kleide von blauem Merino, geschmückt mit einem gestickten Halstuche, die Ohren geziert mit einem Paar goldener, mit kleinen Perlen besetzten Ohrringe, mit guten ledernen Schuhen an den Füssen, welche ziemlich hübsche baumwollene Strümpfe sehen lassen. Sie hat zwei Koffer mit Effekten und ihr Sparkassabüchlein. Caroline beklagt sich dann über die geringe Moralität des Volkes; sie beklagt sich über den Unterricht und die Rechenkunst, welche der Dienerschaft Noth thun. Von Zeit zu Zeit giebt sie kleine Maximen zum Besten, wie folgende: — „Man muß Schulen anlegen! — Nur jene, die nichts thun, machen Alles recht. —“ Sie hat Regierungssorgen. „Ah! die Männer sind sehr glücklich, daß sie kein Hauswesen zu führen haben. — Die Frauen haben die Last der Details!“

Caroline hat Schulden. Da sie aber nicht unrecht haben will, beginnt sie mit der Behauptung, daß die Erfahrung eine so schöne Sache sey, daß man sie nicht zu theuer erkaufen könnte, Adolph lacht in den Bart, eine Catastrophe voraussehend, die ihm die Herrschaft zurückgeben wird.

Dritter Zeitraum.

Caroline, von der Wahrheit durchdrungen, daß man nur essen müsse, um zu leben, läßt Adolph die Freuden einer mönchischen Tafel genießen. Adolph hat zerrissene Strümpfe, oder dicke, von dem Wulste eilig gemachter

Ausbesserungen; denn seine Frau hat zu dem, was sie thun will, nicht genug Zeit. Er trägt durch die Benützung schwarz gewordene Hosenträger. Das Weißzeug ist alt, und klafft wie ein Portier oder wie der Thorweg. In dem Augenbicke, wo Adolph Eile hat, um ein Geschäft abzuthun, braucht er eine Stunde, sich anzukleiden, seine Kleidungsstücke eines nach dem andern suchend, und viele Gegenstände auseinander legend, bevor er einen findet, an dem nichts auszusetzen ist.

Aber Caroline ist sehr gut gekleidet. Madame hat hübsche Hüte, Sammetstiefelchen, Mantillen. Sie hat ihren Entschluß gefaßt, sie wirket Kraft des Grundsatzes: Eine wohlgeordnete Liebe beginnt bei sich selbst. Beklagt sich Adolph über den Contrast zwischen seiner Entbehrung und Carolinens Pracht, erwiedert ihm Caroline: „Du hast mich ja ausgezankt, daß ich mir nichts kaufe!...“

Ein Austausch von mehr oder minder spitzigen Scherzworten, beginnt dann zwischen beiden Ehegatten Platz zu greifen. Eines Abends macht sich Caroline liebenswürdig, um das Geständniß eines ziemlich beträchtlichen Deficits unvermerkt beizubringen, gerade wie wenn das Ministerium sich in das Lob der Steuerpflichtigen ergießt, und die Größe des Landes zu rühmen beginnt, indem es einen kleinen Gesetzentwurf gebärt, welcher Supplementarcredite verlangt. Diese Gleichheit liegt darin, daß dieß Alles in der Kammer geschieht, in der Regierung wie im Hauswesen. Daraus

geht jene große Wahrheit hervor, daß das constitutionelle System unendlich kostspieliger ist, als das monarchische System. Für eine Nation wie für eine Haushaltung eignet sich die Regierung des Juste-Milieu, der Mittelmäßigkeit, des Zauderns, 2c.

Adolph, durch seine ausgestandenen Nöthen aufgeklärt, erwartet eine Gelegenheit, loszubrechen, und Caroline wiegt sich in trügerische Sicherheit. Wie beginnt der Streit? Weiß man jemals, welche elektrische Fluth die Lawine oder die Revolution entfesselt hat? Er beginnt bei der nächsten besten Veranlassung, oder ohne alle Ursache. Adolph, nach einer gewissen Zeit, deren Festsetzung von der Bilanz einer jeden Haushaltung abhangt, läßt mitten in einer Erörterung das fatale Wort fallen: — „Als ich Junggeselle war!..."

Die Junggesellenzeit ist, bezüglich auf die Frau, das — „Mein armer Seliger!" bezüglich auf den neuen Mann einer Wittwe. Diese beiden Wortstöße versetzen Wunden, welche niemals völlig vernarben. Und Adolph fährt dann fort, wie Bonaparte in seiner Anrede an die Fünfhundert: — „Wir stehen an einem Vulkane! — Das Hauswesen hat keine Regierung mehr, die Stunde, einen Entschluß zu fassen, ist gekommen. Du sprichst von Glück, Caroline; Du hast es compromittirt, Du hast es durch Deine Forderungen in Frage gestellt, Du hast Dich an der ehelichen Gewalt vergriffen. Wir müssen unser Inneres umgestalten."

Caroline schrie nicht, wie die Fünfhundert: Nieder

mit dem Diktator!" Man schreit niemals, wenn man des Sieges gewiß ist.

„Als ich Junggeselle war, trug ich nur neue Unterziehstrümpfe! Ich fand täglich auf meinem Gedecke weiße Servietten! Der Restaurateur konnte mich nur um eine bestimmte Summe betrügen. Ich habe Ihnen meine theure Freiheit gegeben! Was haben Sie damit gethan?"

„Bin ich denn so strafbar, Adolph, Dir Sorgen ersparen gewollt zu haben?" sagt Caroline, vor ihren Mann sich hinstellend. „Nimm wieder den Schlüssel zur Kasse, aber was wird geschehen, ich schäme mich darob; Du wirst mich zwingen, Comödie zu spielen, um die nöthigsten Dinge zu bekommen. Ist's dieß, was Du willst? Deine Frau erniedrigen, oder zwei entgegengesetzte feindliche Interessen zur Schau stellen."

So ist für drei Viertheile der Franzosen der Ehestand vollkommen erklärt.

„Sey ruhig mein Freund," fährt Caroline fort, in ihren Stuhl sich setzend, wie Marius auf die Ruinen von Carthago; „ich werde nie etwas von Dir verlangen, ich bin keine Bettlerin! Ich weiß wohl was ich thun werde, Du kennst mich nicht."

„Nun denn, was?" sagt Adolph; „kann man denn mit Euch weder scherzen, noch sich erklären? Was wirst Du thun?"

„Das geht Sie nichts an!"

„Um Vergebung, Madame, im Gegentheile. Die Würde, die Ehre."

„O! seyen Sie in dieser Hinsicht ruhig, mein Herr, für Sie mehr als für mich, werde ich das tiefste Geheimniß zu bewahren wissen."

„Wohlan, sprechen Sie! Höre, Caroline, meine Caroline, was wirst Du thun?

Caroline wirft einen Vipernblick auf Adolph, der zurückfährt und auf und abzugehen beginnt. „Sprich, was gedenkst Du zu thun?" fragte er nach einem allzusehr verlängerten Schweigen.

„Ich werde arbeiten, mein Herr!"

Bei diesem erhabenen Worte führt Adolph eine rückgängige Bewegung aus, von gallbitterer Entrüstung erfaßt, einen Mistral spürend, dessen Schärfe noch nie durch das eheliche Zimmer geweht hatte.

VII.

Die Kunst, ein Opfer zu seyn.

Vom achtzehnten Brumaire ab nimmt die besiegte Caroline ein höllisches System an, dessen Wirkung ist, sie stündlich den Sieg bedauern zu machen. Sie wird Opposition! Noch ein Triumph dieser Art, und Adolph würde vor die Assisen gestellt, angeklagt, seine Frau zwischen zwei Matratzen erstickt zu haben, wie Shakespeare's Othello.

Caroline nimmt eine Märterinmiene an; sie zeigt eine umbringende Unterwürfigkeit. Bei jeder Gelegenheit meuchelt sie Adolph durch ein: „Wie Sie wollen!" von einer furchtbaren Sanftmuth begleitet. Kein ele-

gischer Dichter könnte es mit Carolinen aufnehmen, welche Elegie über Elegie zum Besten giebt: Elegie in Handlungen, Elegie in Worten, Elegie im Lächeln, stumme Elegie, Springfederelegie, Geberdenelegie, wovon hier einige Beispiele, in denen alle Haushaltungen ihre Eindrücke wiederfinden werden.

Nach dem Frühstücke.

„Caroline, wir gehen heute Abends zu Deschars, eine große Soirée, Du weißt."

„Ja, mein Lieber."

Nach dem Mittagsessen.

„Nun denn, Caroline, bist Du noch nicht angekleidet?" sagt Adolph, der prächtig angezogen aus seinem Zimmer tritt.

Er gewahrt Carolinen, angethan mit einem Kleide wie eine alte Prozeßkrämerin, von schwarzem Moire mit übereinander geschlagenem Leibchen. Mehr listig erkünstelte als künstliche Blumen, geben dem von der Zofe schlecht geordnetem Haare ein widriges Aussehen. Caroline hat schon getragene Handschuhe.

„Ich bin bereit, mein Lieber."

„Und dieß ist Deine Toilette?"

„Ich habe keine andere. Eine neue Toilette hätte hundert Thaler gekostet."

„Warum sagst Du mir's nicht?"

„Ich Ihnen die Hand bieten! nach dem, was vorgefallen ist!"

„Ich werde allein gehen," sagt Adolph, der durch seine Frau nicht herabgesetzt werden will.

„Ich weiß wohl, daß dieß in Ihren Kram paßt," erwiedert Caroline mit einem etwas spitzigen Tone, „und man sieht es hinlänglich an der Art, wie Sie gekleidet sind."

Eilf Personen sind im Salon, Alle von Adolph zum Mittagsessen gebeten. Caroline ist da, wie wenn ihr Mann sie eingeladen hätte; sie wartet, daß das Essen aufgetragen werde.

„Mein Herr," sagt der Kammerdiener leise zu seinem Gebieter, „die Köchin weiß nicht, wo ihr der Kopf steht."

„Warum?"

„Der Herr haben nichts zu ihr gesagt; sie hat nur einige Gerichte, Rindfleisch, ein Huhn, Salat und Gemüse."

„Caroline, haben Sie denn nichts anbefohlen?"

„Wußte ich denn, daß Sie Gäste haben, und kann ich es denn auf mich nehmen, hier zu befehlen? Sie haben mich in dieser Beziehung jeder Sorge enthoben, und ich danke Gott täglich dafür."

Madame Fischtaminel hat der Madame Caroline so eben einen Besuch gemacht; sie findet sie stark hustend

und mit gekrümmten Rücken an einer Stickerei arbeitend.

„Sticken Sie diese Pantoffel da für Ihren lieben Adolph?“

„Nein, Madame, sie gehören einem Kaufmanne, der sie mir bezahlt; und wie den Galeerensclaven im Bagno, erlaubt mir meine Arbeit, mir kleine Annehmlichkeiten zu verschaffen.“

Adolph erröthet; er kann seine Frau nicht schlagen und Frau von Fischtaminel blickt ihn mit einer Miene an, als wollte sie ihn fragen: „Was bedeutet dieß?“

„Sie husten stark, meine liebe Kleine!“ sagte Frau von Fischtaminel.

„O!“ antwortete Caroline, „was liegt mir am Leben!“

Caroline sitzt auf ihrem Plaudersofa mit einer Frau, einer von ihren Freundinnen, an deren guten Meinung Ihnen außerordentlich viel gelegen ist. In der Fenstervertiefung, wo Sie mit Männern sprechen, vernehmen Sie, aus der bloßen Bewegung der Lippen, die Worte: „Der Herr hat's gewollt! mit der Miene einer jungen, in den Circus gehenden Römerin gesprochen. In allen Ihren Eitelkeiten tief gedemüthiget, wollen Sie an diesem Gespräche Theil nehmen, immer auf Ihre Gäste horchend; Sie geben dann Antworten, die Ihnen die Frage einbringen: „An was denken Sie?“ denn Sie verlieren den Faden der Unterhal-

tung, und trippeln auf Ihrem Platze, denkend: „Was sagt sie zu ihr von mir?"

Adolph speiset bei Deschars, ein Mittagsessen zu zwölf Personen, und Caroline sitzt neben einem hübschen jungen Manne, Namens Ferdinand, Adolphs Vetter. Zwischen dem ersten und zweiten Gange spricht man vom ehelichen Glücke.

„Es giebt nichts Leichteres für eine Frau, als glücklich zu seyn," sagt Caroline, einer Frau antwortend, die sich beklagt.

„Theilen Sie uns Ihr Geheimniß mit, Madame," sagt Herr von Fischtaminel freundlich.

„Eine Frau braucht sich nur in nichts zu mischen, sich als die erste Dienerin im Hause zu betrachten, oder als eine Sclavin, für welche der Herr sorgt, keinen Willen zu haben, keine Bemerkung zu machen, und Alles gut seyn zu lassen."

Dieß mit bitterem Tone und weinerlicher Stimme gesprochen, erschreckt Adolph, welcher seine Frau starr anblickt.

„Sie vergessen, Madame, das Glück, sein Glück zu erklären," erwiedert er, einen Blitz schleudernd, würdig eines Tyrannen im Melodram.

Zufrieden, sich ermordet gezeigt zu haben, oder auf dem Punkte, es zu werden, wendet Caroline den Kopf ab, trocknet heimlich eine Thräne, und sagt: „Man erklärt das Glück nicht."

Der Zwischenfall, wie man in der Kammer sagt, hat keine Folgen; aber Ferdinand hat seine Cousine wie einen geopferten Engel betrachtet.

Man spricht von der erschreckenden Zahl der Unterleibsleiden, der unbenannten Krankheiten, an denen die jungen Frauen sterben.

„Sie sind überglücklich!“ sagt Caroline mit einer Miene, als wolle sie das Programm ihres Todes geben.

Adolph's Schwiegermutter hat ihre Tochter besucht. Caroline sagt: „Der Salon des Herrn, das Zimmer des Herrn!“ Ihrer Aeußerung nach gehört Alles dem Herrn.

„Ah! Was giebt's denn, meine Kinder?“ fragt die Schwiegermutter; „man sollte meinen, Ihr stehet mit gezogenen Messern einander gegenüber?“

„Ei, mein Gott,“ erwiederte Adolph, „die Sache ist die, daß Caroline das unbeschränkte Hausregiment geführt, und nicht damit zurecht zu kommen gewußt hat.“

„Hat sie Schulden gemacht?“

„Ja, meine liebe Mama.“

„Hören Sie, Adolph,“ sagt die Schwiegermutter, nachdem sie gewartet, bis ihre Tochter sie mit ihrem Eidame allein gelassen, „wär's Ihnen lieber, daß meine Tochter wunderschön gekleidet erschiene, daß Alles bei Ihnen vortrefflich ginge, ohne Ihnen etwas zu kosten?“

Versuchen Sie, sich Adolphs Physiognomie vorzustellen, als er diese Erklärung der Rechte der Frau hörte!

Caroline geht von einer armseligen Toilette zu einer prächtigen über. Sie ist bei Deschars; Jedermann rühmt ihren Geschmack, den Reichthum ihrer Stoffe, ihrer Spitzen, ihrer Kleinodien.

„Ah! Sie haben einen herrlichen Mann!" sagt Madame Deschars.

Adolph wirft sich in die Brust, und blickt Caroline an.

„Mein Mann? Madame? Ich koste, Gott sey Dank, dem Herrn nichts! Dieß Alles hab' ich von meiner Mutter."

Adolph kehrt sich hastig um, und spricht mit Frau von Fischtaminel.

Nach einem Jahre unumschränkter Regierung, sagt Caroline eines Morgens besänftiget:

„Mein Lieber, wie viel hast Du in diesem Jahre ausgegeben?"

„Ich weiß es nicht."

„Mach Deine Rechnung."

Adolph findet ein Dritttheil mehr; als in Carolinens schlechtestem Jahre.

„Und ich habe Dir für meine Toilette nichts gekostet," sagte sie.

Caroline spielt Melodien von Schubert. Das Anhören dieser bewundernswürdig ausgeführten Musik gewährt Adolph einen Genuß; er steht auf, um Carolinen zu beglückwünschen; sie bricht in Thränen aus.

„Was fehlt Dir?"

„Nichts; ich bin nervös."

„Aber ich wußte von diesem Gebrechen nichts."

„O! Adolph, Du willst nichts sehen. Sieh, meine Ringe halten mir nicht mehr an den Fingern; Du liebst mich nicht mehr; ich bin Dir zur Last."

Sie weint, sie hört nichts, sie weint wieder bei jedem Worte Adolphs.

„Willst Du das Hausregiment wieder übernehmen?"

„Ah!" ruft sie aus, in der Stellung einer Ueberraschten, „jetzt, da Du an Deinen Erfahrungen genug hast? Ich danke! Will ich Geld? Eine sonderbare Art, ein verwundetes Herz zu heilen, Nein, laß mich."

„Nun denn, wie Du willst, Caroline.

Dieses: „Wie Du willst!" ist das erste Wort der Gleichgültigkeit in Betreff einer legitimen Frau; und Caroline erblickt einen Abgrund, auf den sie selbst zugeschritten ist.

VIII.
Der französische Feldzug.

Die Mißgeschicke von 1814 betrüben alle Existenzen Nach den glänzenden Tagen, nach den Eroberungen, nach den Tagen, an denen die Hindernisse in Triumphe sich verwandelten, der mindeste Stein des Anstoßes ein Glück wurde, tritt ein Augenblick ein, wo die glücklichsten Ideen in Albernheiten umschlagen, der Muth in's Verderben führt, die Befestigung zum Falle bringt. Die

eheliche Liebe, welche, nach den Schriftstellern, ein besonderer Liebeszustand ist, hat, mehr als jede andere menschliche Sache, ihren französischen Feldzug, ihr trauriges 1814. Vorzüglich schlägt der Teufel seine Kralle gerne in die Angelegenheiten der armen verlassenen Frauen, und Caroline ist eine solche.

Caroline ist daran, auf Mittel zu sinnen, ihren Mann wieder zur Vernunft zu bringen! Caroline verlebt zu Hause viele einsame Stunden, während welcher ihre Einbildungskraft arbeitet. Sie geht, kommt, steht auf, und verweilt oft träumerisch an ihrem Fenster, auf die Straße schauend, ohne dort etwas zu sehen, das Gesicht dicht an die Scheiben gelehnt, in einem Zustande, wie wenn sie mitten in ihrem Klein-Dünkirchen, in ihren prächtig möblirten Gemächern, in einer Wüste sich befinde. Nun sind in Paris, wenn man nicht ein eigenes Hôtel, zwischen Hof und Garten gelegen, bewohnt, alle Existenzen gepaart. In jedem Stockwerke eines Hauses findet eine Haushaltung im gegenüberliegenden Hause eine andere Haushaltung. Jeder schaut dem Nachbar nach Belieben hinein. Es besteht ein Servitut wechselseitiger Beobachtungen, ein gemeinschaftliches Besuchsrecht, denen sich Niemand entziehen kann.

Morgens, zu einer gewissen Stunde, stehen Sie frühzeitig auf; die Magd des Nachbars ordnet das Zimmer, läßt die Fenster offen, und die Teppiche auf den Gesimsen; Sie gewahren dann erstaunlich viele Dinge, und so wechselseitig. Daher lernen Sie zu einer ge-

wissen Zeit die Gewohnheiten der hübschen, der alten, der jungen, der koquetten, der tugendhaften Frau gegenüber kennen, oder die Launen des Gecken, die Erfindungen eines alten Junggesellen, die Farbe der Möbel, die Katze des zweiten und dritten Stockwerkes. Alles ist Zeichen und Stoff zur Errathung. Im vierten Stockwerke sieht eine, immer zu spät, wie die keusche Susanna, überraschte Grisette, sich von den Blicken eines mit achtzehnhundert Francs angestellten Alten verschlungen, der unentgeltlich Verbrecher wird. Zur Ausgleichung erscheint ein schöner junger Supernumerär von lustigen neunzehn Jahren einer Betschwester in dem einfachen Anzuge eines Mannes, der sich rasirt. Die Beobachtung schläft nie, während die Vorsicht ihre Vergessenheitsmomente hat. Die Vorhänge sind nicht immer zur rechten Zeit herabgelassen. Eine Frau nähert sich, vor des Tages Ende, dem Fenster, um eine Nadel einzufädeln, und der Ehemann gegenüber bewundert dann einen Raphael's würdigen Kopf, den er seiner, des unter den Waffen imponirenden Nationalgardisten, würdig hält. Gehen Sie über Place Saint-Georges, und Sie können dort die Geheimnisse von drei hübschen Frauen beschleichen, wenn Sie Geist im Blicke haben. O! wo ist das heilige Privatleben? Paris ist eine Stadt, die sich stündlich gleichsam nackt zeigt, eine wesentlich buhlerische und unkeusche Stadt. Damit eine Existenz dort Scham habe, muß sie hunderttausend Francs Renten besitzen. Die Tugenden sind dort theurer als die Laster.

Caroline, deren Blick bisweilen zwischen die schützenden Musseline gleitet, welche ihr Inneres den fünf Stockwerken des Hauses gegenüber verbergen, bemerkt zuletzt eine junge, in die Freuden des Honigmonates versunkene Ehe, die erst neuerlich im ersten Stocke vor ihren Fenstern eingezogen ist. Sie überläßt sich den aufstachelndsten Beobachtungen. Man schließt die Sommerläden frühzeitig; man öffnet sie spät. Eines Morgens, da Caroline um acht Uhr aufgestanden, immer zufällig, sieht die Zofe, ein Bad bereitend, oder irgend eine Morgentoilette, ein köstliches Nachtkleid. Caroline seufzt. Sie stellt sich auf den Anstand, wie ein Jäger; sie belauert die junge Frau und deren glückstrahlendes Gesicht. Endlich, durch Belauschen dieser charmanten Ehe, sieht sie den Herrn und die Madame das Fenster öffnen, und leicht aneinandergeschmiegt, mit den Ellbogen auf den Balkon gelehnt, die frische Abendluft schöpfen.

Caroline bekommt Nervenkrämpfe, eines Abends, da man die Sommerläden zu schließen vergißt, auf den Vorhängen die Schatten dieser zwei sich bekämpfenden, und erklärbare oder unerklärbare Geistererscheinungen darstellenden Kinder studirend. Oft erwartet die junge Frau, melancholisch und träumerisch dasitzend, den abwesenden Gemahl; sie hört den Tritt eines Pferdes, das Geräusch eines Wagens am Ende der Straße, springt von ihrem Divan auf, und aus ihrer Bewegung läßt sich leicht errathen, daß sie ausruft: „Er ist's!"

„Wie sie sich lieben!“ sagte Caroline.

Durch ihre Nervenkrämpfe geräth Caroline auf einen äußerst sinnreichen Plan: auf den Gedanken, dieses ehelichen Glückes als eines örtlichen Mittels sich zu bedienen, um Adolph aufzuregen. Dieß ist ein ziemlich verderbter Gedanke; aber Carolinens Absicht heiliget Alles!

„Adolph,“ sagt sie endlich, „wir haben als Nachbarin gegenüber eine allerliebste Frau, eine kleine Braune.“

„Ja,“ erwiederte Adolph, „ich kenne sie. Sie ist eine Freundin von Madame Fischtaminel, Madame Foullepointe; die Frau eines Wechselagenten, eines herrlichen Mannes, eines guten Kindes, und der seine Frau liebt; er ist vernarrt in sie! Er hat sein Cabinet, seine Büreaux, seine Kasse im Hofe, und die Wohnung vorne heraus ist jene der Madame. Ich kenne keine glücklichere Ehe. Foullepointe spricht überall von seinem Glücke, selbst auf der Börse; er langweilt dadurch.“

„Wohlan, mach mir doch die Freude, mir Herrn und Madame Foullepointe vorzustellen. Meiner Treu, ich wäre entzückt, zu erfahren, wie sie es denn angeht, von ihrem Manne so sehr geliebt zu werden. Sind sie schon lange verheirathet?“

„Gerade so lange, wie wir; seit fünf Jahren.“

„Adolph, mein Lieber, ich vergehe vor Neid! O! vereinige uns Beide! Bin ich eben so gut, wie sie?“

„Meiner Treu! wenn ich Euch auf dem Balle in der Oper träfe, Du nicht meine Frau wärest, wählte ich —“

„Du bist heute artig. Vergiß nicht, sie auf nächsten Sonnabend zum Mittagsessen einzuladen!“

„Dieß wird heute Abend geschehen. Foullepointe und ich; wir sehen uns oft auf der Börse.“

„Jedenfalls,“ dachte sich Caroline, „wird diese Frau mir ihre Art zu verfahren sagen.“

Caroline setzt wieder ihre Beobachtung fort. Etwa um drei Uhr sieht sie durch die Blumen eines Blumengestelles, das am Fenster gleichsam ein Gesträuch bildet, und ruft aus: „Zwei wahre Turteltauben!“

Für diesen Sonnabend ladet Caroline Herrn und Madame Deschars ein, den würdigen Herrn Fischtaminel, kurz die tugendhaftesten Haushaltungen der Gesellschaft. Alles ist bei Carolinen vollauf beschäftigt, die das delikateste Mittagsmahl angeordnet, alle Pracht aus den Schränken geholt hat, entschlossen, daß Muster der Frauen zu feiern.

„Sie werden, meine Liebe,“ sagt sie zu Madame Deschars in dem Augenblicke, wo alle Frauen sich schweigend anschauen, „Sie werden das verehrungswürdigste Ehepaar von der Welt sehen, unsere Nachbaren gegenüber: einen jungen blonden Mann von unendlicher Anmuth, und von Maniren, einen Kopf à la Lord Byron, und einen wahren Don Juan, aber treu! Er ist in seine Frau vernarrt. Die Frau ist charmant, und hat das Geheimniß gefunden, die Liebe zu verewigen; daher werde ich vielleicht diesem Beispiele eine Nachernte von Glück verdanken; wenn Adolph sie sieht, wird er über sein Benehmen erröthen, er...“

Man meldet: „Herrn und Madame Foullepointe:“

Madame Foullepointe, eine hübsche Brünette, die wahre Pariserin, eine bogenförmig ausgeschnittene, schmächtige Frau, mit dem glänzenden, durch die langen Wimpern gemäßigten Blicke, köstlich angezogen, setzt sich auf das Canapé. Caroline grüßt einen dicken Herrn mit ziemlich spärlichen grauen Haaren, der mühsam dieser Andaluserin von Paris folgt, Gesicht und Bauch eines Silen, einen Schädel wie frische Butter, ein kopfhängerisches Lächeln, und den Lebemann auf den guten dicken Lippen zeigt, kurz einen Philosophen! Caroline blickt diesen Herrn mit erstaunter Miene an.

„Herr Foullepointe, meine Gute,“ sagt Adolph, ihr diesen würdigen Fünfziger vorstellend.

„Ich bin sehr erfreut, Madame,“ sagt Caroline, eine liebenswürdige Miene annehmend, „daß Sie mit Ihrem Schwiegervater gekommen sind (tiefe Sensation); aber wir werden hoff' ich, Ihren lieben Mann.“

„Madame....“

Jedermann horcht und sieht. Adolph wird das Schauspiel aller Augen, er ist verdummt vor Erstaunen; er möchte Carolinen durch eine Fallthüre verschwinden machen, wie im Theater.

„Dieß ist Herr Foullepointe, mein Mann,“ sagt Madame Foullepointe.

Caroline wird dann scharlachroth, die Schule begreifend, die sie gemacht hat, und Adolph donnert sie mit einem Blicke nieder.

„Sie schilderten ihn jung, blond," sagt Madame Deschars leise.

Madame Foullepointe schaut, als geistvolle Frau kühn das Karnieß an. Einen Monat danach werden Madame Foullepointe und Caroline vertraut. Adolph, sehr beschäftiget mit Madame Fischtaminel, giebt nicht Acht auf diese gefährliche Freundschaft, die ihre Früchte tragen muß; denn, wisset es:

Ursatz.

Die Frauen haben mehr Frauen verderbt, als die Männer deren geliebt haben.

IX.

Die Kranke und der Arzt.

Nach einer Zeit, deren Dauer von der Rechtlichkeit der Grundsätze Carolinens abhängt, scheint sie leidend, und wenn Adolph sie, wie eine Schlange in der Sonne, auf die Divane hingestreckt sieht, sagt er, des Wohlstandes wegen beunruhigt, zu ihr: „Was fehlt Dir, meine Gute? Was willst Du?"

„Ich möchte todt seyn!"

„Ein ziemlich angenehmer und närrisch lustiger Wunsch."

„Nicht der Tod erschreckt mich, sondern das Leiden."

„Dieß zeigt, daß ich Dir kein glückliches Leben bereite! So sind die Frauen!"

Adolph stiefelt im Salon auf und ab, aber er bleibt fest stehen, als er Carolinen mit ihrem gestickten Ta-

schentuche Thränen stillen sieht, die ziemlich künstlich fließen.

„Fühlst Du Dich krank?“

„Ich fühle mich nicht wohl.“ (Schweigen.) „Mein ganzer Wunsch wäre, zu wissen, ob ich lange genug leben kann, um meine Kleine verheirathet zu sehen; denn ich weiß jetzt, was das von jungen Leuten so wenig verstandene Wort: die Wahl eines Gatten. zu bedeuten hat. Geh, eile zu Deinen Vergnügungen; eine Frau, die an die Zukunft denkt, eine leidende Frau, ist nicht unterhaltend; geh, um Dich zu zerstreuen.“

„Wo leidest Du?“

„Mein Lieber, ich leide nicht, ich befinde mich vortrefflich, und bedarf nichts! Wahrhaftig, ich fühle mich besser. — Gehen Sie, lassen Sie mich!“

Zum erstenmale geht Adolph fast traurig fort. Acht Tage vergehen, während welcher Caroline ihrer ganzen Dienerschaft gebietet, dem Herrn den bedauernswerthen Zustand zu verhehlen, worin sie sich befinde; sie schmachtet, sie klingelt, wenn sie nahe daran ist, kraftlos zu werden; sie verbraucht viel ganz gereinigten Weingeist. Die Leute setzen endlich den Herrn von dem ehelichen Heldenmuthe der Madame in Kenntniß, und Adolph bleibt eines Abends nach dem Mittagsessen da, und sieht seine Frau ihre kleine Marie ohne Aufhören herzen.

„Armes Kind! Nur deinetwegen bedauere ich meine Zukunft! O mein Gott! Was ist das Leben?“

„Geh, mein Kind," sagt Adolph, wozu sich kränken?"

„O! ich kränke mich nicht! der Tod hat nichts, was mich erschreckt, ich sah diesen Morgen eine Beerdigung, und hielt den Todten für sehr glücklich! Woher kömmt es, daß ich nur an das Sterben denke? Ist dieß eine Krankheit? Es dünkt mir, daß ich von meiner Hand sterben werde."

Je mehr Adolph Carolinen aufzuheitern sucht, desto mehr hüllt sich Caroline in die Trauerflöre fortrieselnder Thränen. Adolph bleibt und langweilt sich. Bei dem dritten Anfalle erzwungener Thränen, geht er ohne Traurigkeit fort. Zuletzt verliert er allen Geschmack an diesen ewigen Klagen, an diesen Stellungen einer Sterbenden, an diesen Krokodillsthränen. Endlich sagt er: „Wenn Du krank bist, Caroline, muß man einen Arzt rufen lassen."

„Wie Du willst! So wird es schneller zu Ende gehen, das ist recht. Bring aber einen berühmten Arzt."

Nach Verlauf eines Monats bringt Adolph, überdrüssig, das Grablied anzuhören, welches Caroline ihm in allen Tönen spielt, einen berühmten Arzt. In Paris sind alle Aerzte geistvolle Männer, welche die eheliche Krankheitsgeschichte bewundernswerth kennen.

„Nun denn, Madame," sagt der große Arzt, „woraus schließt eine so hübsche Frau, daß sie krank ist?"

„Ja, mein Herr, auf dieselbe Weise, wie die Nase des Vaters Aubry, ich trachte nach dem Grabe."

Caroline sucht, aus Rücksicht für Adolph, zu lächeln.

„Gut! Ihre Augen sind jedoch lebhaft, und haben wenig Lust zu unsern höllischen Arzneimitteln.“

„Bemerken Sie wohl, Doktor, das Fieber verzehrt mich, ein kleines, unmerkbares, langsames Fieber.“

Und sie heftet ihre maliziösesten Blicke auf den berühmten Doktor der sich denkt: — „Welche Augen!“

„Gut, besehen wir die Zunge,“ erwiedert er ganz laut. Caroline weiset ihre Katzenzunge zwischen zwei Reihen weißer Zähne, wie jene eines Hundes.

„Sie ist zwar etwas belegt! aber Sie haben gefrühstückt,“ bemerkt der große Arzt, zu Adolph gewendet.

„Nichts, als zwei Tassen Thee,“ antwortet Caroline.

Adolph und der berühmte Doktor schauen sich an; denn der Doktor fragt sich, ob der Herr oder Madame über ihn sich lustig mache.

„Was fühlen Sie?“ fragt der Dokter Carolinen ernsthaft.

„Ich schlafe nicht.“

„Gut!“

„Ich habe keinen Appetit.“

„Wohl!“

„Ich habe Schmerzen, da …“

Der Arzt sieht auf die von Carolinen bezeichnete Stelle.

„Sehr wohl, wir werden dieß sogleich sehen… Ferner? …“

„Bisweilen befallen mich Schauer.“

„Gut!“

„Ich habe Traurigkeitsanfälle, ich denke immer an den Tod, ich habe Selbstmordgedanken."

„Ah, wahrhaftig!"

„Es steigen mir Hitzen in's Gesicht; ich habe beständig Zuckungen in der Wimper."

„Sehr wohl, wir nennen dieß einen Trismus."

Der Doctor erklärt eine Viertelstunde lang, unter Anwendung der wissenschaftlichsten Ausdrücke, die Natur des Trismus, woraus sich ergiebt, daß der Trismus der Trismus ist; aber er bemerkt mit der größten Bescheidenheit, daß, wenn die Wissenschaft weiß, daß der Trismus der Trismus ist, sie die Ursache dieser nervösen Bewegung durchaus nicht kennt, welche geht, kommt, vorübergeht, wieder erscheint. — „Und," sagt er, „wir haben erkannt, daß sie rein nervös ist."

„Ist sie wohl gefährlich?" fragte Caroline besorgt.

„Keineswegs."

„Wie legen Sie sich nieder?"

„In die Runde."

„Wohl! Auf welche Seite?"

„Auf die linke."

„Wohl! Wie viele Polster haben Sie in Ihrem Bette?"

„Drei."

„Wohl! Ist eine Matratze darunter?"

„Ja . . ."

„Was ist der Inhalt der Matratze?

„Pferdehaare."

„Gut! Gehen Sie ein wenig vor meinen Augen...“

„O! natürlich, und wie wenn wir Sie gar nicht ansehen würden.“

Caroline geht à la Elsler, ihre Wendung auf die reinste andalusische Weise belebend.

„Fühlen Sie nicht ein wenig Schwere in den Knien?“

„Nein . . .“ (Sie kommt auf ihren Platz zurück.) „Mein Gott, wenn man sich erforscht, scheint es mir nun doch, ja sagen zu müssen.“

„Gut! Sind Sie seit einiger Zeit zu Hause geblieben? . . .“

„O! ja, mein Herr, viel zu lange, und allein.“

„Wohl, das ist's. Was setzen Sie für die Nacht auf?“

„Eine gestickte Haube, dann bisweilen darüber ein Tuch . . .“

„Fühlen Sie dabei keine Hitzen . . . einen leichten Schweiß? . . .“

„Schlafend scheint mir dieß schwierig.“

„Sie könnten Ihr Linnen in der Stirngegend, erwachend, feucht finden.“

„Bisweilen.“

„Gut! Geben Sie mir Ihre Hand.“

Der Doctor zieht seine Uhr.

„Hab' ich Ihnen gesagt, daß ich Schwindelanfälle habe?“ sagt Caroline.

„St! . . .“ entgegnet der Doctor, die Pulsschläge zählend . . . „Abends?“

„Nein, Morgens.“

„Ah! der Teufel, Schwindel Morgens," versetzt er, Adolph anschauend.

„Wohlan! Was halten Sie vom Zustande der Madame?" fragt Adolph.

„Der Herzog von G... ist nicht nach London gereiset," sagt der große Arzt, Carolinens Haut studirend; „und man spricht in der Vorstadt Saint-Germain viel darüber."

„Haben Sie Kranke dort?" fragt Caroline.

„Fast Alle. Ei, mein Gott! ich muß ihrer sieben diesen Morgen besuchen, worunter Einige in Gefahr schweben . . ."

Der Doctor steht auf.

„Was denken Sie von mir, mein Herr?" sagt Caroline.

„Madame, Sie bedürfen der Sorgfalt, großer Sorgfalt, des Gebrauches besänftigender Mittel, Eibischwasser, gelinder Diät, vieler Bewegung."

„Das hat man für zwanzig Franks," denkt sich Adolph lächelnd.

Der große Arzt faßt Adolphs Arm, und führt ihn als Begleiter fort. Caroline folgt ihnen auf den Zehen nach.

„Mein Lieber," sagt der große Arzt, „ich habe Madame sehr leicht behandelt; ich durfte sie nicht erschrecken; dieß geht Sie mehr an, als Sie denken. Vernachläßigen Sie Madame nicht zu sehr. Madame hat ein starkes Temperament; aber sie kann in eine

Schwäche verfallen, die Sie bereuen würden. Wenn Sie sie lieben, so lieben Sie sie; wenn Sie sie nicht mehr lieben, und die Mutter Ihrer Kinder zu erhalten wünschen, ist die Fassung eines Entschlusses Sache der Gesundheitslehre; allein er kann nur von Ihnen ausgehen!"

„Wie er mich verstanden hat!" dachte sich Caroline. Sie öffnet die Thüre, und sagt: „Doctor, Sie haben mir keine Arzneimittel aufgeschrieben."

Der große Arzt lächelt, grüßt, und steckt hurtig ein Zwanzigfrankstück in seine Tasche, Adolph in den Händen seiner Frau lassend, die ihn nimmt, und zu ihm sagt: „Was ist die Wahrheit hinsichtlich meines Zustandes? Muß ich mich gefaßt machen, zu sterben?"

„Ei, er hat mir gesagt, daß Du zu viel Gesundheit hast!" rief Adolph ungeduldig aus.

Caroline wirft sich auf ihren Divan, und weint.

„Was fehlt Dir?"

„Es fehlt mir auf lange Zeit. Ich genire Dich, Du liebst mich nicht mehr. Ich will diesen Arzt da nicht mehr um Rath fragen. Ich weiß nicht, warum Madame Foullepointe mir gerathen hat, ihn kommen zu lassen; er hat mir nur Dummheiten gesagt, und ich weiß besser, als er, was ich brauche."

„Was brauchst Du?"

„Undankbarer, Du fragst mich darum?" sagt sie, ihren Kopf auf Adolphs Schulter lehnend.

Adolph denkt sich erschrocken: „Er hat recht, der

Doctor." Caroline singt dann eine Melodie von Schubert mit der Exaltation einer Hypochonderin.

X.

Commentar, worin la felicità *), das Finale von allen Opern, selbst von der Ehestands-Oper, erklärt wird.

Wer hat nicht in seinem Leben irgend eine italienische Oper gehört? Sie mußten von da an den musikalischen Mißbrauch des Wortes felicità bemerken, verschwendet vom Dichter und von den Chören zur Zeit, wo Jedermann aus seiner Loge eilt, oder seinen Sitz verläßt.

Ein schauderhaftes Bild des Lebens: man geht in dem Augenblicke fort, wo man la felicità hört. Haben Sie über die tiefe Wahrheit nachgedacht, die in diesem Finale herrscht, im Augenblicke, da der Musiker seine letzte Note und der Dichter seinen letzten Reim entsendet, wo das Orchester seinen letzten Bogenstrich, seine letzte Tonhebung macht, wo die Sänger sich denken: „Gehen wir zum Nachtessen!" wo die Choristen sagen: „Welches Glück, es regnet nicht!" Wohlan, in allen Lebenszuständen kommt man an den Moment, wo der Scherz zu Ende, wo die Tour gemacht ist, wo man seinen Entschluß fassen kann, wo Jeder seinerseits la felicità singt. Nach der Wanderung durch alle duos,

*) Die Glückseligkeit. D. Ueb.

solos, stretti, coda, Ensemblestücke, duettini, notturni, durch die Phasen, welche diese wenigen, aus dem Oceane des ehelichen Lebens gefischten Scenen bezeichnen, und Hauptsätze sind, deren Variationen die geistvollen Leute eben so gut wie die Einfältigen werden begriffen haben, (hinsichtlich der Leiden sind wir Alle gleich!) gelangt die Mehrzahl der Pariserhaushaltungen in einem gewissen Zeitraume zum Schlußchore, also lautend:

„Die Gattin, an eine junge Frau, die sich im ehelichen Sanct-Martins-Sommer befindet.“

„Meine Liebe, ich bin die glücklichste Frau auf der Welt. Adolph ist wohl das Muster aller Ehemänner, gut, kein Stänker, gefällig. Nicht wahr, Ferdinand?“

(Caroline spricht zu Adolphs Vetter, einem jungen Manne mit hübscher Cravatte, glänzenden Haaren, gefirnißten Stiefeln, nach dem neuesten Schnitte gekleidet, mit Springfederhute, Ziegenhandschuhen, auserlesener Weste, mit dem Besten, was es in Knebelbärten, Favorit- und à la Mazarinbärten giebt, und für Carolinen eine tiefe, stumme, und aufmerksame Verehrung hegend.)

Ferdinand. Adolph ist so glücklich, eine Frau, wie Sie, zu besitzen. Was fehlt ihm? Nichts.

Die Gattin. Im Anfange hatten wir immer etwas zu zanken; aber jetzt verstehen wir uns vortrefflich. Adolph thut Alles, was ihm beliebt, er genirt sich nicht; ich frag' ihn nicht mehr, wohin er geht, wen

er gesehen hat. Die Nachsicht, meine liebe Freundin, ist das große Geheimniß des Glückes. Sie sind noch bei den kleinen Neckereien, bei den irrthümlichen Eifersüchteleien, bei den Zwisten, bei den Nadelstichen. Wozu nützt dieß? Das Leben ist für uns Frauen sehr kurz. Was haben wir? Zehn schöne Jahre; warum sie langweilig verleben? Ich war, wie Sie; aber eines schönen Tages hab' ich Madame Foullepointe kennen gelernt, eine charmante Frau, die mich aufgeklärt und die Art gelehrt hat, einen Mann glücklich zu machen. Seitdem hat Adolph sich völlig geändert: er ist entzückend geworden. Er beeilt sich, mit Besorgniß, mit Schrecken sogar, zu mir zu sagen, wenn ich in's Theater gehe, und wir um sieben Uhr hier noch allein sind: „Ferdinand wird Dich abholen, nicht wahr?"

„Nicht wahr, Ferdinand?"

Ferdinand. „Wir sind die besten Vettern von der Welt."

Die junge Betrübte. „Werd' ich es auch dahinbringen?"

Ferdinand. „Ah! Sie sind sehr hübsch, und nichts wird Ihnen leichter seyn."

Die Gattin, erzürnt. „Wohlan, adieu, meine Liebe! (Die junge Betrübte geht fort). Ferdinand, Sie werden mir dieses Wort büßen."

Der Gatte, auf dem boulevard Italien. „Mein Lieber (er hält Herrn von Fischtaminel am Knopfe des Paletot), Sie halten noch immer an dem Glauben fest,

daß die Ehe auf Liebe gegründet sey. Die Frauen können, strenge genommen, einen einzigen Mann lieben, aber wir! Mein Gott, der Staat kann die Natur nicht bezwingen. Sehen Sie, das Beste in der Ehe ist eine wechselseitige vollständige Nachsicht. Ich bin der glücklichste Mann von der Welt. Caroline ist eine ergebene Freundin; sie würde mir Alles opfern, sogar meinen Vetter Ferdinand, wenn es seyn müßte, ja, Sie lachen; sie ist bereit, Alles für mich zu thun. Sie treiben sich noch in den verworrenen Ideen von socialer Ordnung herum. Das Leben fängt nicht wieder von Neuem an; man muß es mit Vergnügungen würzen. Es sind nun zwei Jahre, seitdem zwischen mir und Carolinen nicht das mindeste spitzige Wort fällt. Ich habe an Carolinen eine Kameradin, mit der ich Alles sprechen kann, und die mich in wichtigen Verhältnissen trösten könnte. Es gibt zwischen uns nicht die geringste Täuschung, und wir wissen, woran wir sind. Unsere Annäherungen sind Vergeltungen, verstehen Sie? Wir haben so unsere Pflichten in Vergnügungen verwandelt. Wir sind nun oft glücklicher, als in jener albernen, der Honigmonat genannten Zeit. Meine Frau sagt bisweilen zu mir: „Ich bin närrisch, laß mich, geh fort!“ Der Sturm entladet sich auf einen Andern. Caroline macht kein Opfergesicht mehr, und spricht zur ganzen Welt Gutes von mir. Kurz, sie freut sich über meine Freuden. Und da sie eine sehr rechtschaffene Frau ist, be-

obachtet sie in der Verwendung meines Vermögens das größte Zartgefühl. Mein Haus ist wohl geordnet. Meine Frau läßt mir die Verfügung über meine Reserve ohne irgend eine Controle. Und sehen Sie. Wir haben Oel in das Räderwerk gethan; Sie werfen Kieselsteine hinein, mein lieber Fischtaminel, und thun unrecht: Othello's Costüm ist eine sehr schlechte Tracht; er ist nur mehr ein Faschingstürke."

Chor (in einem Salon inmitten eines Balles). „Madame Caroline ist eine charmante Frau!"

Eine Frau im Turban. „Ja, voll Schicklichkeit und Würde."

Eine Frau, die sieben Kinder hat. „Ah! sie hat ihren Mann zu fangen gewußt."

Ein Freund Ferdinands. „Aber sie liebt ihren Mann sehr. Adolph ist übrigens ein sehr ausgezeichneter Mann, voll Erfahrung.

Eine Freundin von Frau von Fischtaminel. „Er betet seine Frau an. Bei ihnen genirt man sich nicht; Jedermann unterhält sich."

Herr Foullepointe. „Ja, es ist ein sehr angenehmes Haus."

Eine Frau, von der man viel Böses spricht. „Caroline ist gut, gefällig; sie spricht von Niemanden Böses."

Eine Tänzerin, die an ihren Platz zurückkehrt." Sie erinnern sich, wie langweilig sie zur Zeit war, wo sie die Deschars kannte."

Madame Fischtaminel. „O! sie und ihr Mann, zwei Dornenbündel, beständige Zwiste.“ (Madame Fischtaminel geht fort).

Ein Künstler. „Aber Herr Deschars zerstreut sich, er geht in die Coulissen; es scheint, daß Madame Deschars ihm zuletzt die Tugend zu theuer verkauft hat.“

Eine Bürgerin (für ihre Tochter wegen der Wendung erschreckend, welche das Gespräch nimmt). „Frau von Fischtaminel ist diesen Abend charmant.“

Eine Frau von vierzig Jahren ohne Versorgung. „Herr Adolph sieht eben so glücklich aus, wie seine Frau.“

Die junge Person. „Welch’ ein hübscher junger Mann dieser Herr Ferdinand!“ (Ihre Mutter giebt ihr rasch einen kleinen Fußtritt). „Was willst Du von mir, Mama?“

Die Mutter (ihre Tochter starr anblickend). „Man spricht so nur von seinem Bräutigam, meine Liebe: Herr Ferdinand ist nicht zu heirathen.“

Eine sehr bloßhalsige Dame zu einer andern, nicht minder bloßhalsigen (Sotto voce). „Meine Liebe, sehen Sie, die Moral von allem Diesen ist, daß es nur in den Ehen zu Vieren Glückliche giebt.“

Ein Freund, den der Verfasser um Rath zu fragen die Unvorsichtigkeit begangen hat. „Diese letzten Worte sind falsch.

Der Verfasser. „Ah! Sie glauben?“

Der Freund (welcher sich eben verheirathet hat). „Sie verschreiben all' Ihre Tinte, um uns das sociale Leben herabzuwürdigen, unter dem Vorwande, uns aufzuklären! Ei, mein Lieber, es giebt Ehen, die hundertmal, tausendmal glücklicher sind, als diese sogenannten Ehen zu Vieren."

Der Verfasser. „Wohlan, muß man die Heirathslustigen täuschen, und das Wort streichen?"

Der Freund. „Nein, es wird für einen Witz aus einem Vaudevillecouplet genommen werden!"

Der Verfasser. „Eine Art, die Wahrheiten zu verbreiten."

Der Freund (auf seiner Meinung beharrend). „Die zur Verbreitung bestimmten Wahrheiten."

Der Verfasser (der das letzte Wort haben will). „Welche wird nicht verbreitet? Wenn Deine Frau zwanzig Jahre älter seyn wird, wollen wir dieses Gespräch wieder aufnehmen; Ihr werdet vielleicht nur zu Dreien glücklich seyn."

Der Freund. „Sie rächen sich wegen des Umstandes sehr hart, die Geschichte glücklicher Ehen nicht schreiben zu können.

Von Balzac.

Die Woche der Arbeiterin.

„Guten Morgen, artige Pächterin, die Du auf der Landstraße wandelst; wie glücklich Du bist, jung und schön zu seyn, weil die Jugend und die Schönheit Dein sind! Ich habe eine unbarmherzige Gebieterin, das Elend... Hörst Du die Maschine, das Geräusch der Maschine?

— Wehklagen der Spinnerin zu Manchester. —

„Die armen Leute, die mich erzogen haben, können ein Lehrmädchen nicht mehr behalten. Die Geschäfte gehen schlecht, sie müssen ihre Kinder ernähren; sie haben mir ein Metier zwischen die Hände gesteckt, wie sie sagen, ich bin in dem Alter, meinen Lebensunterhalt zu verdienen. Gut! Ich werde ihn gewinnen. Der Bote wird mich heute Abend mitnehmen; er hat mir ein Platz in seinem Carriol versprochen, er ist ein recht braver Mann, der mich schon gesehen hat, da ich noch ganz klein war! Heute bin ich nur ein Kind, morgen werde ich eine Arbeiterin seyn. Es fehlt an Händen in der Stadt, die große Seidenspinnerei hat ihre Arbeiten wieder begonnen; wie glücklich werde ich in Paris seyn! Hör' ich nicht die Dorfglocke? Woher kommt es, daß sie mir das Herz traurig macht? Da sind meine Gespielinnen, die in ihren schönen Sonntagskleidern in die Messe gehen. Diesen Abend wird man unter den Linden tanzen; ich werde heute Abend zum letztenmale tanzen. Nein, ich will hier bleiben, und Gott bitten, daß er die Waise nicht verlasse.

„Ich höre das Geräusch der Räder, der Bote klatscht mit seiner Peitsche, um mich in Kenntniß zu setzen. Wie lang' ich gebetet habe! Lebt wohl, die ihr Vaterstelle an mir vertreten habt; Jacques und Jacqueline, Eurer Schwester einen Kuß; und Ihr, meine Mutter, weinet nicht, ich werde Euch Nachricht von mir geben, und dann werden wir uns ja wieder sehen. Fürchtet nichts meinetwegen; ich bin stark und muthig; der Himmel wird mich beschützen!

„Der Wagen schleicht fort; wir kommen an den Linden vorüber; ich höre den Klang der Violinen; nun sind wir bei der Mühle; das Plätschern des Wassers entlockt mir Thränen. Wir fahren sehr langsam, Bote. Gut! die graue Stute beginnt ihren starken Trab; das Dorf ist schon weit weg, mein Herz minder schwer, meine Augenlieder fallen zu. Ich befinde mich vor unserer Kirche; der Herr Pfarrer sitzt auf der Bank; er winkt mir, mich zu nähern, und spricht einige Worte, mit der Fingerspitze mir drohend. „Nein, Herr Pfarrer, ich schwör' es Ihnen, Peter....“ Im nämlichen Augenblicke erwache ich. „Wo sind wir? —“

„„In Paris, Mamsell,““ antwortete der Bote.—

„Wir sind in Paris!“

„Die gute Frau, der ich empfohlen war, erwartete mich an der Barrière. Ich muß mich sogleich in der Seidenspinnerei vorstellen; morgen wäre es vielleicht zu spät; anstatt zu wenig Hände, wird es deren zu viele geben. Ich sehe den schwarzen Rauch der Dampfma-

schine, da bin ich an der Eingangsthüre. Dieß ist nicht mehr die winzige Spinnerei meines Dorfes; wie da Alles so groß ist! Welche Bewegung! Welcher Tumult! Da sind die kleinen Knaben und die kleinen Mädchen, die in zahlreichen Reihen herbeieilen; sie sehen sehr traurig, sehr unglücklich, sehr leidend aus; ihre Blässe erinnert mich an die frischen Wangen meines kleinen Bruders Jacques und meiner kleinen Schwester Jacqueline.

„Der Aufseher ist ein dicker braver Mann, welcher lächelte, als er mich sah. Meine Gönnerin hat mich ihm empfohlen; diesen Abend wird sie mich abholen, um mich in meine Wohnung zu führen; als sie mich verließ, sagte sie zu mir, ich müßte tüchtig arbeiten, wenn ich wünschte, daß sie mir Sonntags alle schönen Sachen von Paris zeigen sollte. Mich zur Arbeit ermuthigen! Ich bedarf dessen nicht! Meine Mitarbeiterinnen lachen und singen; ich weiß nicht warum; aber ihre Freude betrübt mich. Diese bald blassen und bleichen, bald rothen und kupferigen Physiognomien, diese erloschenen oder schamlosen Augen, diese Stimmen, diese Geberden, haben etwas, was mich erschreckt. Einen Augenblick ist die Lustigkeit lärmender geworden; man brach in lautes Gelächter aus; ein Kind von zehn Jahren, das mit uns arbeitete, hatte eben ein Lied nach einer außerordentlichen Melodie gesungen. Man hat mich gefragt, warum ich nicht lachte, wie die Andern.

„Ich verstehe nichts von diesem Liede," hab' ich geantwortet, „so singen wir nicht im Dorfe."

„„Du wirst verstehen! Du wirst verstehen!"" hat man von allen Seiten gerufen. Zu gleicher Zeit hab' ich eine Stimme, sanfter als die übrigen, gehört: „„Du wirst verstehen!""

„Ich schaute um, wer so zu mir sprach; es war meine Werkstuhlsnachbarin; die neben mir arbeitete. Sie schien jünger, als ihre verwelkten Züge es vermuthen ließen; ihre blauen Augen wiesen Sanftmuth, wie ihr Lächeln. Ich betrachtete sie lange, ohne daß sie es zu gewahren schien. Ihr Gedanke irrte ferne von der Stätte, wo wir waren, ihr Gesicht blieb unbeweglich; nur ihr Leib folgte den Bewegungen ihrer Arbeit. Die Arbeiten hören auf; die Stunde zum Fortgehen hat geschlagen; Jedermann hat das Atelier verlassen, Die alte Frau hat mich in das Zimmer geführt, das sie für mich gemiethet. Der Aufseher ist mit meiner Geschicklichkeit zufrieden; ich werde täglich zwanzig Sous verdienen. Das ist eine gute Nachricht, die sie mir bringt; aber warum muß sie dieselbe verbittern, indem sie mir verkündet, sie müsse einige Tage lang Paris verlassen! Die gute Stadt, ich liebte sie schon. Also, mein erster Tag ist vorüber; hier ist der Augenblick, zu Gott zu beten. Woher kommt es, daß ich einschlafend noch an jene Worte meiner Nachbarin denke: „„Du wirst verstehen!""

„Mir gegenüber wohnt eine junge Blumenmacherin;

ich sah diesen Morgen ihren Arbeitstisch mit Blumen besäet, zwischen denen die Strahlen der Sonne spielten. Ich habe die Himmelsschlüsselchen und das Sinngrün erkannt.

Das Himmelsschlüsselchen und das Sinngrün,
Das Eine lächelt, das Andere neigt sich hin;
Blumen sind beide vom April,
Wann wohl der Ersehnte kommen will?

„Dieser Schlußreim meiner Gespielinnen entlockt mir wider meinen Willen Thränen; ei doch, Muth, einen letzten Blick diesen Blumen. Jene, die sie macht, ist sehr glücklich! Sie ist da, in ihrem kleinen Zimmer, den ganzen Tag allein arbeitend, die Lilien und Margarethenblumen des guten Gottes nachbildend, während ich.... Warum haben meine Eltern mich nicht dieses Metier gelehrt? Ach! ich habe keine Eltern, und jene, die mich erzogen haben, waren zu arm dazu. Im Dorfe braucht man keine Blumenmacherin. Die Morgenluft, die ich bei der Ankunft hier gefühlt, war sehr lieblich zu athmen, und jene im Atelier ist sehr dumpf. Meine Nachbarin ist noch nicht gekommen; ich kenne sie nicht, aber sie geht mir ab. Die Andern haben so kalte, so gleichgültige Gesichter! Wer weiß, was man zu Hause thut, während ich an meinem Werkstuhle sitze? Bruneau ist auf den Feldern, Mathurine spinnt, Jacqueline hat sich meines Spinnrades bemächtiget: sie ist groß genug, um Geld zu verdienen; Jacques ist in der Schule, oder ministrit dem Herrn Pfarrer bei der Messe. Ein braver

Mann! Er hat mich nur einmal in seinem Leben ausgezankt, an dem Tage, wo er glaubte, daß Peter mir einen Kuß gestohlen habe; und ich behauptete nein. O! das ist eine Lüge, die er mir wohl verziehen hätte. Hatte mir Peter nicht versprochen, mich zu heirathen, wenn er reich seyn würde?"

Das Himmelsschlüsselchen und das Singrün,
Das Eine lächelt, das Andere neigt sich hin;
Blumen sind beide vom April.
Wann wohl der Ersehnte kommen will?

„„Was singt sie uns mit ihrem Singrün, die Dörflerin?""

„„Ei, Dörflerin, wiederhol uns ein wenig dieses Lied.""

„„Dörflerin, gieb mir die Adresse von demjenigen, der dieses Lied dich gelehrt hat: ich will, daß man es bei meiner Beerdigung singe.""

„Jedermann macht sich über mich lustig; man umringt mich; man lacht; sogar die kleinen Mädchen und die kleinen Knaben; und ich werde verwirrt und erröthe. Du sollst nicht mehr über meine Lippen kommen, süßes Lied!

„Ich weiß nicht, wie ohne den Aufseher diese Scene geendet hätte; zum Glücke ist er gekommen, um mich zu beschützen. Jedes ist wieder an seinen Platz gegangen; man hat mich in Ruhe gelassen, und den ganzen übrigen Tag nichts mehr zu mir gesagt. Nur eine Arbeiterin, welche die Spinnerei zu gleicher Zeit mit

mir verließ, hat gesagt, indem sie mich ihrer Begleiterin wies: „„Nun legt er es auf diese an."" Von wem wollte sie sprechen?

„Der Aufseher hat ein gutes Herz; ich beurtheilte ihn richtig. Diesen Abend, während ich ganz allein traurig aß, hörte ich an meine Thüre klopfen.

„Wer ist da?"

„„Machen Sie auf; ich bin's.""

„Ich erkannte die Stimme des Aufsehers, und ließ ihn eintreten.

„„Mein Kind,"" sagte er zu mir, „„Jene, welcher Ihre Eltern Sie empfohlen haben, hat mich gebeten, sie bei Ihnen zu ersetzen. Ich willigte gerne ein, weil Sie mir ordentlich scheinen.""

„Ich werde trachten, es immer zu seyn."

„„Und dann sind Sie so hübsch!"" Und sein Blick verweilte auf mir.

Ich schlug die Augen nieder, ohne zu antworten.

„„Diese Wohnung,"" fuhr er fort, „„entspricht Ihnen nicht; wir werden eine andere finden; wenn die Arbeit Sie ermüdet, so ruhen Sie aus.""

„O nein! ich will arbeiten, um mein Brod zu verdienen!"

„„Sie werden dieß nicht nöthig haben, wenn Sie wollen.""

„Er schaute mich von Neuem mit einer Lebhaftigkeit an, die in mir eine Unruhe erregte, welche ich mir nicht erklären konnte, die er aber bemerkte; denn er

fuhr mit ruhigerem Tone fort: „„Sie haben recht, mein Kind; aber Sie müssen sich nicht tödten. Sie besitzen an mir einen Freund, der Sie verhindern wird, diese Albernheit zu begehen, und über Sie wachen wird. Ich verlasse Sie, weil ich sehe, daß Sie ermüdet sind; aber ich werde wieder kommen, um Sie zu sehen.““

„Und er verließ mich, über diesen Besuch eben so erstaunt als gerührt. Heute ist es der dritte Tag meiner Ankunft in Paris. Diesen Morgen war das Fenster meiner Nachbarin geschlossen; ich konnte ihre Blumen nicht sehen. Die Sonne ist verhüllt, ein feuchter Nebel senkt sich das Dach entlang herab. Gestern war ich allein; nun hab' ich einen Mann angetroffen, der Interesse an mir nimmt, und doch fühl' ich mich trauriger, als gewöhnlich. Vielleicht wird die Arbeit alle diese schlimmen Ahnungen verscheuchen.

„Der Platz meiner Nachbarin ist noch unbesetzt. Sollte die arme Frau krank seyn? Ich frage, warum sie nicht in das Atelier kommt, ob man keine Nachrichten von ihr hat. Jene, an die ich mich wende, antwortet mir mit einer zerstreuten und erstaunten Miene: „„Womit soll sie sich beschäftigen? Wenn Marie nicht da ist, so ist die Ursache, weil sie Hochzeit hält!““

„Ich wage nicht, mehr zu fragen, man würde sich über mich lustig machen.

„Aber woher kommt dieser Lärm, der im Hintergrunde des Atelier sich erhebt? Die Kinder steigen

auf ihre Schemel, um besser zu sehen; die Arbeiterinnen verlassen in Menge ihre Werkstühle; man drängt, man stoßt sich, um sich eher eines Spektakels zu erfreuen. Bald kehrt die Masse zu mir zurück. Eine Art von Gefolge hat sich um eine Frau gebildet; man umgiebt sie mit Geschrei und lautem Gelächter; sie wirft einen Blick um sich, der nicht sieht, mit einem Lächeln ohne Leben; ihre Füsse können sie kaum tragen; sie ruft mit keuchender Stimme aus: „„Meinen Werkstuhl! Ich will arbeiten!““ Sie versucht zu gehen; aber ihre Kräfte versagen ihr; sie fällt bewegungslos auf den Boden. Ich habe meine Nachbarin erkannt. Anstatt ihr beizuspringen, verdoppelt das Atelier sein Schreien und Lachen; das Hohngelächter erreicht seine höchste Stufe.

„„Wie sie nur den Weg in's Atelier hat wieder finden können, die Säuferin, die Faulenzerin? Gieb uns doch ein wenig Moral zum Besten; zwei Hochzeittage, sonst nichts!““

„Die Unglückliche blieb inzwischen immer ausgestreckt; Niemand dachte daran, sie aufzuheben. Ich nähere mich; ich hebe ihren schweren Kopf auf. Nach und nach öffnen sich wieder ihre Augen; sie scheint mich zu erkennen; sie richtet sich langsam auf ihre Füsse; ich schleppe sie stützend zu ihrer Bank. Ich glaube einen Dank aus ihrem Munde zu hören. Den ganzen Rest des Tages hindurch war Marie das Ziel der Spötteleien und Unterhaltungen unserer Mitarbeiterinnen. Sie

blieb unempfindlich dagegen. Mühsam alle ihre Kräfte zusammenraffend, suchte sie mit fieberhafter Thätigkeit ihren Werkstuhl in Gang zu bringen. „„Es wird mich morgen hungern,““ sagte sie ganz leise; „„es wird mich hungern; dreh dich, Unglückswerkstuhl, dreh dich:..““

„Marie ist mir gefolgt, als ich das Atelier verließ.

„„Du bist gut,““ sagte sie zu mir; „„ich muß mit Dir sprechen. Ich will Dir meine Mißgeschicke erzählen; denn sie werden auch die Deinigen seyn, wenn Du Gefühl hast. Du wirst ihnen nicht entgehen; eben so wenig Deine Kinder, wenn Du Kinder hast. Wie Du, bin ich jung gewesen, schön, treuherzig; sieh, wie ich jetzt bin, und ich zähle noch nicht dreißig Jahre! Als mein Vater und meine Mutter starben, war ich in der Lehre. Niemand konnte mehr meinen Unterhalt bestreiten; man hieß mich mein Brod verdienen. Ich trat in diese verfluchte Fabrik. Ich war hübsch; der Aufseher betrachtete mich als sein Eigenthum; Versprechungen, Drohungen, Alles wendete er an, um mich zu verführen. Ich widerstand, denn ich liebte Einen, ein Kind des Volkes, wie ich, einen armen, in Afrika gestorbenen Soldaten. Als ich diese Nachricht vernahm, verdoppelte der Aufseher sein Drängen; allein ich wollte tugendhaft bleiben, und verließ das Atelier.

„„Dann versuchte ich Alles, mein Brod zu verdienen; ich konnte ein wenig nähen; ich begann Hemden zu machen, Wischlappen oder Betttücher zu säumen, Patten an die Hosenträger zu nähen. Ich war ge-

wandt, legte mich spät nieder, und stand früh auf; da ich mehr nicht fertigen konnte, als zwei Hemden und dritthalb Paar Betttücher, erarbeitete ich mir täglich nur fünfzehn bis achtzehn Sous, und von dieser Summe mußte noch das nöthige Geld abgezogen werden, um Licht, Faden und Baumwolle zu kaufen. Oft ging die Arbeit aus, und wenn ich deren suchte, antwortete man mir, daß man, da die Gefängnisse und Klöster wohlfeiler arbeiteten, ihnen Alles gegeben habe, was gemacht werden müsse. Ich konnte in keinen Dienst gehen; Niemand war da, um zu sagen, woher ich komme, und für mich zu bürgen. Ein Tag erschien, an dem ich, ohne Brod, ohne Hoffnung, allein war mit der Verzweiflung. Ich hörte ihre finstern Rathschläge an: ich brachte ein Kohlenbecken in Gluth, und entschlummerte in der Hoffnung, nicht mehr zu erwachen. Warum hat der Himmel nicht gewollt, daß es so geschehe?

„„Der Aufseher hatte mich nicht aus den Augen verloren; er belauerte seine Beute, und rechnete auf das Elend; er spähte mich aus, und ich wußte nichts davon. Er erfuhr, ich weiß nicht wie, meinen traurigen Entschluß, und am andern Morgen, anstatt in den Armen Gottes zu liegen, erwachte ich in einem andern Zimmer, als dem meinigen, ein Arzt stand an meinem Bette. Das erste Wort, welches ich hörte, war: „Gerettet!"

„„Im Gegentheile, ich war verloren. Was die Verführung mir nicht hatte entreißen können, gab ich dem Mitleiden hin: ich glaubte geliebt zu werden, und ich

liebte. Drei Monate danach hatte mich ein anderes Opfer ersetzt. Durch eine erste Anstrengung abgestumpft, fand ich selbst in der Verzweiflung keine Kraft mehr, auf die ich doch wie auf eine treue Freundin gerechnet hatte. Ich schätzte mich überglücklich, einen Platz in dieser Fabrik zu finden, worin ich täglich ein thränenbenetztes Brod verdienen kann. Ich nahm nach und nach die Gewohnheiten derjenigen an, die mit mir leben. Was Du noch nicht verstehest, versteh' ich; entehrt, gebrandmarkt, tröst' ich mich über das Unglück durch ein Laster. Du hast heute gesehen, um welchen Preis es mir zu vergessen gelingt. Hüte Dich, junges Mädchen, hüte Dich; die nämlichen Gefahren drohen auch Dir. Er findet Dich hübsch; sieh, was ich geworden bin, und lerne widerstehen!""

„Marie verließ mich, und ich trocknete die Thränen, die aus meinen Augen floßen. Ich bin vor der Loge des Portiers der Blumenmacherin begegnet; sie erzählte, daß sie so eben eine große Bestellung erhalten habe. Sie hat singend ihr Licht genommen, und sich angeschickt, hurtig und freudig die Treppen hinaufzusteigen. Sie wird sich sogleich an die Arbeit machen.

„„Das ist ein braves Mädchen,"" hat mir die Portiersfrau gesagt, während ich ihr mit den Augen folgte, „„immer bei der Arbeit, und nur Sonntags mit ihren Geliebten ausgehend, der sie heirathen wird, wenn sie Beide die nöthige Einrichtung zusammengebracht haben, um eine Haushaltung anzufangen.""

„Auch ich hatte einen Geliebten, der mich Sonntags in die Wälder führte, um Blumen zu pflücken.

Das Himmelsschlüsselchen und das Singrün,
Das Eine lächelt, das Andere neigt sich hin;
Blumen sind Beide vom April.
Wann der Ersehnte wohl kommen will?

„Da sing' ich, anstatt mein Gebet zu sagen. Wie ich diesen Abend so traurig bin! Mariens Worte lasten wie ein Gewicht auf meinem Herzen. Nein, nein, ihr Geschick wird nicht das meinige werden. Ich werde Peter wiedersehen, und mein Dorf, und den alten Pfarrer, und jene, die mich auferzogen haben. Ich werde wieder unter den Linden tanzen; ich werde auf den mit den Veilchen des Frühlings geschmückten Auen spazieren gehen; ich werde den Klang der Glocken und das Tictac der Mühle hören; ich werde Paris verlassen, die Fabrik, den Aufseher. Ich kann noch glücklich werden, nicht wahr, mein Gott?"

Brief der Rose an Mathurine.

„Paris, den 16. Februar 1844.

„Meine gute Mutter!

„Ihr befindet Euch wohl, seitdem ich Euch nicht „mehr gesehen habe, und Bruneau auch, und die Kin„der ebenfalls. Ich habe Alles gethan, was Ihr mir „aufgetragen. Ich arbeite fleißig; ich bin ordentlich „und bete zu Gott; aber ich kann nicht länger in „Paris bleiben. Ich leide, ich bin nicht glücklich; ich „kann Euch in einem Briefe nicht Alles sagen; aber

„ich fürchte, mich zu verderben, wenn ich hier lebe. Ich
„will im Dorfe Alles thun, was Ihr wollet; ich will
„lieber auf dem Felde arbeiten, wenn es seyn muß, als
„noch länger ferne von Euch bleiben. Wenn ihr wüß-
„tet, wie unglücklich ich bin! Sagt dem Boten, daß
„er mich abhole; er wird mich in seinem Carriole mit-
„nehmen, und ich werde Euch bald umarmen können.

„Eure ergebene Tochter"

„Rose."

„Mein Herz ist mit diesem Briefe fortgezogen; ich fühle mich fröhlich, indem ich in das Atelier gehe. Die Blumenmacherin hat mir zugelächelt, als sie mich am Fenster meines Dachstübchens erblickte; nie haben ihre Blumen mir heiterer und frischer geschienen, als diesen Morgen. Das ist ein glückliches Vorzeichen."

„Der Aufseher hat mich am Eingange angehalten, um mich zu fragen, wie es mir in Paris gefalle."

„Sehr wohl!" hab' ich ihm geantwortet, mit einer Freimüthigkeit, die ihn ermuthiget hat.

„„In diesem Falle werden Sie mir erlauben, Ihre Gönnerin zu ersetzen, und Sie am Sonntage in Paris spazieren zu führen?""

„Gewiß!" Er verließ mich entzückt.

„Am Sonntage werde ich auf dem Wege nach meinem Dorfe seyn, und der Bote, auf dem Vordersitze seines Carriols, wird mit seiner Peitsche klatschen, indem er mir Neuigkeiten aus meiner Heimath erzählt.

„Mein erstes Geschäft nach dem Erwachen ist ge-

wesen, aus allen meinen Habseligkeiten ein kleines Packet zu machen; ich will, daß der Bote mich bereit finde, wenn er mich abholen wird. Dann bin ich ausgegangen, mein Tagewerk zu beginnen; aber die Spinnerei war geschlossen; die Arbeiter lagerten in Menge vor der Thüre. Man murmelte die Worte: Handelscrisis, Aufhören der Arbeit. Eine dumpfe Resignation, vermischt mit tiefer Bestürzung, drückte sich in allen Mienen aus. Dreihundert Unglückliche waren auf dem Pflaster da, ohne zu wissen, wo sie für diesen Tag ihr Brod hernehmen sollten. Maria saß auf der Erde, und verbarg die Stirne in ihren Händen. Ich ging zu ihr hin, sie hob den Kopf auf.

„„Du siehst es,““ sagte sie traurig zu mir, „„wir sind ohne Arbeit. Ich bin an dieses Unglück gewöhnt; aber Du, was willst Du anfangen? Du wirst heute noch Deinen Kampf mit dem Elende beginnen; armes Kind, wie beklag' ich Dich!““

„Beruhigen Sie sich,“ antwortete ich ihr, „ich kehre am Sonntage in das Dorf zurück. Aber Sie?

„Sie begann bitter zu lächeln.

„„Ich werde um Almosen bitten, und man wird mich in's Gefängniß stecken; wenigstens werde ich etwas zu essen bekommen, ohne mich, wie so viele Andere, zu beflecken. Dem Elende entgehend, entgehst Du auch der Schande. Doppelt gepriesen sey der Himmel!““

„In diesem Augenblicke hörte ich eine Glocke. Man läutete in der nahen Kirche zur Messe; ich trat hinein,

und niederknieend betete ich innerlich so: „Sey gnädig, mein Gott, gegen die arme Marie, und gegen Alle, die gesündiget haben, wie sie. Ihr Vergehen wäre vielleicht auch das meinige geworden; ich danke Dir, mir das Verlangen, fortzureisen, eingegeben zu haben. Diese Woche wird in meinem Leben denkwürdig bleiben; ich werde mich nur daran erinnern, um Dich zu preisen und unaufhörlich zu Gunsten der Unglücklichen zu bitten, die der Versuchung sich nicht entziehen konnten."

„Der Aufseher erwartete mich an der Hausthüre. Ich weiß nicht, ob die Erinnerung an Marie daran Schuld war; aber ich fand in seiner Physiognomie einen Zug abstoßender Falschheit. Er sagte mit schmeichelnder Stimme zu mir: „„Erschrecken Sie über die Nachricht nicht, welche Sie diesen Morgen vernommen haben; die Arbeitsstockung wird nicht von langer Dauer seyn; übrigens werde ich für alle Ihre Bedürfnisse sorgen, wie es jene, welche abgereiset ist, zu thun nicht unterlassen hätte. Demnächst werden Sie dieses häßliche Haus verlassen. Inzwischen nehmen Sie dieß bis zum Sonntage.""

„Ich fühlte seine Hand, welche Geld in die meinige gleiten ließ.

„Niemals!" rief ich aus, „niemals!" mit Entrüstung sein Angebotenes zurückstoßend.

„„Aergern Sie sich nicht,"" sagte er; „„was ich that, war zu Ihrem Besten. Ich glaubte, Ihr Freund zu seyn. Sie werden annehmen, wenn Sie mich besser

kennen werden; ich habe nicht Zeit, Ihnen mehr darüber zu sagen; ich muß Sie verlassen. Auf Sonntag!""

„Er wollte sich meiner Hand bemächtigen. O, ja, ich werde es verlassen, dieses häßliche Haus, aber nicht, um Dir zu folgen; ich werde mein Kämmerchen in der Hütte mit seinen weißen Vorhängen wieder finden. Wie langsam die Stunden verstreichen! Endlich wird's Nacht. Morgen, Sonnabend, werde ich die Antwort meiner Mutter erhalten. Der Schlaf überfüllt mich; ich wollte es wäre schon Morgen."

„„Mamsell, einen Brief!"" Bei diesem Geschrei der Portiersfrau fahr' ich aus dem Schlaf auf. Ich nehme ihn, ich drücke ihn an meine Lippen. Ich lese ihn ganz laut.

Antwort von Mathurine an Rose.

„Mein liebes Kind!

„Wie viele Mißgeschicke, seitdem Du fortgereiset bist! „Bruneau hat sich bei dem Holzfällen im Walde ver- „wundet, Jacqueline ist krank; man muß leben und den „Arzt bezahlen, und wir haben dazu nur den Taglohn „von Jacques, der sich verdungen hat, den Maurern zu- „zutragen. Es wäre uns unmöglich, Dich aufzuneh- „men. Der Herr Pfarrer, der uns den Brief vorge- „lesen hat, sagte, daß alle junge Mädchen in den ersten „Tagen sich so nach dem Dorfe sehnen, daß Du arbeiten „mußt, daß Du groß bist, und daß, wenn Du ordentlich

„bist, Gott Dich nicht verlassen werde. Dieß hofft „diejenige, welche sich immer nennen wird

„Deine ergebene Mutter

„Mathurine."

„Ich sinke vernichtet auf mein Bett zurück. Also keine Hoffnung mehr; diese Woche wird also für mich das ganze Leben seyn! Kein Zufluchtsort gegen die Schande; was wird aus mir werden?

„Ich vergaß Mariens Kohlenbecken!

„So jung sterben, das ist schrecklich! Und doch ist der Tod besser, als die Existenz, die mir bevorsteht. O, ja, ich will sterben! Ich habe die ganze Nacht im Gebete zugebracht. Diesen Morgen wies mir die aufgehende Sonne zwei Köpfe hinter dem Vorhange der Blumenmacherin; es ist Sonntag, sie geht mit ihrem Geliebten auf's Land; sie wird den ganzen Tag glücklich seyn, und ohne Gewissensbisse heimkehren. Aber man hat auch an meine Thüre geklopft; man holt mich ab. Das ist er! Möge die Erinnerung an Marien mich beschützen! Nicht wahr, mein Gott, Du wirst mir den Muth geben, nicht aufzumachen? . . . . . .

Taxile Delord.

Die Vorübergehenden in Paris.

Was ein Vorübergehender ist.

Ein Vorübergehender ist ein Solcher, der Jedermann gleicht, und sich von Niemanden unterscheiden kann.

Wer am meisten einem Vorübergehenden gleicht, ist ein anderer Vorübergehender.

Vorübergehende giebt es nur in Paris. Ein Provinzler weiß nicht, oder nur schlecht, was ein Vorübergehender ist.

Ein Mensch, den man kennt, ist kein Vorübergehender. In der Provinz weiß man immer mehr oder weniger, wer der Mensch ist, der vorübergeht, und wohin er geht.

Ein Vorübergehender ist ein Mensch, welcher geht, man weiß nicht wohin. Es giebt also in der Provinz Vorübergehende nur für die Fremden.

Man muß Jemanden, der spazieren geht, nicht mit dem Vorübergehenden vermengen.

Jemand, der spazieren geht, hat die Miene, überall oder nirgends hinzugehen. Ein Vorübergehender ist Jemand, der irgend wohin geht.

Die Spaziergänger, hätten sie nur den Zufall zum Führer, sind Leute, die sich suchen, und dorthin, wo sie sind, gekommen scheinen, eigens um sich zu sehen.

Die Vorübergehenden sind Leute, die sich begegnen, die sich kreuzen, und die, woferne sie nicht mit den Elbogen sich stoßen, weiter gehen, ohne auch nur zu bemerken, daß sie sich begegneten.

Der Vorübergehende ist Jemand, der allein ist, und inmitten Aller allein bleibt, sich nicht um Sie bekümmert und Ihnen gleichgültig ist, vielleicht mit Unrecht, denn jeder Vorübergehende ist ein Geheimniß.

Dieser Mann, der vorübergeht, erwartet vielleicht Ihre Geliebte.

Er vielleicht ist es, der Ihnen Ihr Vermögen, Ihren Freund, Ihre Ehre rauben wird.

Sie werden ihn morgen lieben, theuere Leserin, und Du, Leser, halt ihn an, vielleicht liegt Dein Schicksal in seinen Händen.

Sie suchen Freunde, Sie suchen Männer, Sie suchen Liebhaber, Sie suchen das, was Ihnen fehlt; warum sollte dieser Vorübergehende nicht das seyn, was Sie suchen?

Paris ist die Weltstadt, wo man, hinsichtlich eines Vorübergehenden, die größte Zahl von Muthmassungen haben kann. Da auf der Straße nichts einen Menschen von einem andern Menschen unterscheidet, kann ein Vorübergehender, nach Belieben des Zuschauers, ein Minister oder ein großer Schauspieler, ein Prinz oder ein Deputirter, ein Gesandter oder irgend ein Bürger seyn. Und wie die Schönheit einer geliebten Frau hauptsächlich im Auge desjenigen liegt, der sie liebt, eben so liegt der Stand eines Vorübergehenden im Auge desjenigen, der ihn erforscht.

Für die Frauen ist ein Vorübergehender ein Mann, der sie anblickt oder der sie nicht anblickt, eine Beleidigung oder ein Compliment, bisweilen Beides. Ist's eine Beleidigung wozu nützt es, davon zu sprechen? Ist's eine Beleidigung, wo liegt das Uebel? Von einem Unbekannten, von einem Vorübergehenden nimmt man jedes Lob an: es ist nicht

compromittirend, und ist uneigennützig. — Sind übrigens die uneigennützigen Lobeserhebungen diejenigen, welche den Frauen lieber sind?

Für einen berühmten und hochmüthigen Mann ist ein Vorübergehender eine lebendige Beleidigung, und eine Lection der Demüthigung; er ist der Sclave, welcher an der Seite des Triumphators geht, der ihn erinnert, daß er ein Mensch ist, und daß alle Menschen sich gleichen.

Für den Geschäftsmann, der zu seinen Angelegenheiten eilt, ist der Vorübergehende nur ein materielles Hinderniß.

Für einen Menschen in schlechter Laune ist ein Vorübergehender ein Feind.

Für einen unglücklichen Menschen ist ein Vorübergehender ein Gleichgültiger mehr.

Für einen verliebten Menschen ist ein Vorübergehender nichts.

Für einen Beobachter ist ein Vorübergehender eine Beobachtung.

Für einen Philosophen ist ein Vorübergehender ein Bruchtheil seines Systems.

Für einen strafbaren Menschen ist ein Vorübergehender eine Gefahr; — für einen Betrunkenen ist er ein Freund.

Für einen Eifersüchtigen und für einen Ehrsüchtigen, ist er ein Nebenbuhler.

Für einen Geizigen ist er ein Dieb.

Für einen Armen ist er die — hundertmal getäuschte — Hoffnung!

Für den Menschen, der nichts hat, ist ein Vorübergehender immer ein Mensch, der etwas hat.

Der Vorübergehende ist also nur ein relatives Wesen, das durch sich selbst nichts seyn könnte, als ein Vorübergehender, und einen besonderen Werth nur unter der Bedingung erlangt, begegnet und beurtheilt zu werden.

Die Straße ist das Königreich des Vorübergehenden; wenn er verschwunden ist, steht das Königreich leer; die Einsamkeit und das Schweigen bemächtigen sich seiner, und von seinem Vorübergehen bleibt keine Spur. Ist die Straße nicht die ganze Erde? Was bleibt vom Menschen darauf zurück, wenn er vorübergegangen ist? Aber auf der Straße wie auf der ganzen Erde, selbst in dem Falle, daß nichts von ihm zurückbliebe, wenn er vorübergegangen, ist der Mensch etwas, wenn er vorübergeht. — Denn der Vorübergehende, — die Vorübergehenden, — sind so zu sagen, das heißeste Blut, welches in den Adern einer großen Stadt kreisen kann.

Bei dem Anblicke aller dieser Contraste, die sich begegnen, ohne sich zu stoßen, ohne sich zu sehen, — der Freude an der Seite des Elendes, des Menschen, der lacht, an der Seite des Menschen der weint, des Lasters neben der Tugend, des Unterdrückers neben seinem Opfer; bei dem Anblicke dieses Gemenges ohne Zweck, der Interessen, der entgegengesetzesten, der

schlimmsten und besten Gefühle und Regungen, dieses eintönige Hin- und Herströmens, dessen Gedanke in den Worten zu liegen scheint: „Weg von da, damit ich hinkann," könnten Sie glauben, daß die Selbstsucht es fortgerissen habe, und daß in Paris nur Individuen sich begegnen, aber kein Ganzes.

Enttäuschen Sie sich: es ereignet sich, daß in feierlichen Stunden diese zerstreuten Glieder sich plötzlich zusammenfügen: diese eben erst noch isolirten Kräfte, finden einen gemeinschaftlichen Mittelpunkt; diese Einheiten, die man so sorgfältig getrennt hatte, gruppiren sich von selbst, und gewahren, daß sie eine Zahl bilden; die Hände drücken, die Herzen entzünden sich, und diese Menge, welche Ihnen Anfangs nur Vorübergehende geschienen, müssen Sie bald als jenes furchtbare Volk von Paris begrüßen, das nur auf der Straße zu Hause ist, an das man nur glaubt, wenn es sich zeigt, und welches immer, so oft es nöthig war, — Allem und Allen zum Trotze, — das erste Volk der Erde gewesen ist.

P. J. Stahl.

Ein Spion in Paris.

Der kleine Vater Fromenteau.

Rechte Hand der Handelswächter.

Die Comödien, welche man in Paris umsonst sehen kann.

Wir hatten im Palais-Royal gut gefrühstückt. Als regalirte Künstler waren wir in der Stimmung, zu

lachen, obgleich wir ein Rendenz-vous bei einem Journalgeranten hatten, dessen Character und Kasse sich durch Bewegungen empfehlen, ähnlich jenen von Ebbe und Fluth. Der Kammerdiener dieses großen Geschäftsmannes ließ uns warten, als Vertraute, die wir waren; da er uns aber sagte, daß der Herr mit einem Manne in Unterhandlung begriffen sey, der ihm die Einsperrung eines unaufgreifbaren Schuldners verkaufte, wechselten wir einen Blick und brachen den Bann, angelockt von der Karikatur, welche diese Meldung versprach.

„Was wollen Sie, Messeigneurs?“ sagte bei unserm Anblicke und Frédéric-Lemaitre nachahmend, der drollige Speculant, dessen geistiger Hauptgenuß darin besteht, sein Gespräch mit Worten zu spicken, die er Theaterstücken en vogue entlehnt, und mit der Betonung ausspricht, welche ihnen die berühmten Schauspieler geben.

„Wir wollen sehen,“ antwortete mein Freund.

„Seht, jeune hôme *)!“ (Odry in den Saltinbanques.)

„Kurz, gewiß, wir werden ihn bekommen,“ sagte der Sprecher des Geranten in Schlußform.

„Sind Sie dessen ganz gewiß, Vater Fromenteau?“ fragte der Gerant; „denn dieß ist das eilftemal, daß wir ihn Abends haben, und daß Sie ihn am Morgen nicht treffen.“

*) Statt homme; deutsch etwa: „junger Man“ statt „Mann.“ D. Ueb.

„Was wollen Sie? Ich habe nie einen Schuldner gesehen, wie ihn, der ist ein Locomotiv; er entschlummert in Paris, und erwacht in Seine-et-Oise. Der ist ein Combinationsschloß."

Und ein Lächeln auf unsern Lippen bemerkend, fügte er bei: — „Man nennt es so in unserer Partie. Jemand kneipen, Jemand drücken, heißt ihn verhaften. In der gerichtlichen Polizei sagt man anders. Vidocq sagte zu seinem Kunden: „Du bist bedient!" Das ist drolliger."

Bei diesem Worte schauten wir uns heimlich an; denn das Wort, der Accent, die Stellung, Alles war im Einklange mit diesem Manne, und welch' ein Mann! Dieser Vater Fromenteau, sehen Sie, ist ein ganzes Gedicht, aber ein Parisergedicht. Bei seinem Anblicke würden Sie einsehen, wie wir es auf dem ersten Blick einsahen, daß der Figaro von Beaumarchais, der Mascarille von Molière, die Frontin von Marivaux und die Lafleur von Dancourt, diese großen Ausdrücke in der Schelmerei, der List in verzweifelten Lagen, der aus ihren abgeschnittenen Fäden wieder angeknüpften Kriegslist, etwas Mittelmäßiges im Vergleiche mit diesem Colosse an Geist und Elend sind.

Wenn Sie in Paris einem Muster begegnen, so ist's kein Mensch mehr, es ist ein Schauspiel! Es ist kein Moment des Lebens mehr, es ist eine Existenz, es sind mehrere Existenzen! Brennen Sie dreimal in einem Ofen eine Gypsbüste, Sie erhalten eine Zwitterart von

florentinischer Bronce. Wohlan! die Blitze unzähliger Mißgeschicke, die Nothwendigkeiten schrecklicher Lagen, haben den Kopf von Fromenteau broncirt, wie wenn der Schweiß eines Ofens auf seinem Gesichte dreimal die Farbe ausgezogen hätte. Die sehr ausgeprägten Runzeln können sich nicht mehr glätten, sie bilden ewige, im Grunde weiße Falten. Dieses gelbe Gesicht ist voll Runzeln. Der Schädel, dem von Voltaire ähnlich, hat die Fühllosigkeit eines Todtenkopfes, und ohne einige Haare hinten, würde man zweifeln, ob er einen lebendigen Menschen gehöre. Unter einer unbeweglichen Stirne treiben sich, ohne etwas auszudrücken, an der Thüre eines Theemagazines unter Glas ausgestellte Chinesenaugen hin und her, nachgemachte Augen, die das Leben nachäffen, und deren Ausdruck sich nie ändert. Die Nase, stumpf wie jene des Todes, spottet des Schicksals, und der Mund, geschlossener als jener eines Geizigen, aber immer offen, ist dennoch eben so sehr verschwiegen, als der Schlund eines Briefkastens. Ruhig, wie ein Wilder, die Hände sonnengebräunt! empfiehlt sich Fromenteau, ein kleiner dürrer und magerer Mann, durch eine Diogeneshaltung voll Sorglosigkeit, die niemals in die Formen der Ehrerbietung sich fügen kann.

Und welche Auslegungen seines Lebens und seiner Sitten sind nicht in seinem Costüme für diejenigen niedergeschrieben, welche ein Costüm zu dechiffriren verstehen? Welches Beinkleid insbesondere! Ein Gerichtspersonenbeinkleid, schwarz und glänzend, wie der „Schleier-

tuch" genannte Stoff, aus dem man die Advokatenroben macht! eine im Tempel gekaufte Weste, aber shawlförmig und gestickt! ein Kleid von einem rothem Schwarz! Und dieß Alles gebürstet, fast reinlich, geschmückt mit einer an einer Chrysocalkette befestigten Uhr.

Fromenteau ließ in diesem Augenblicke ein in Falten gelegtes Hemd von gelbem Perkal sehen, auf welchem ein falscher Diamant als Nadel funkelte; der Sammetkragen glich einem Halseisen, von welchem sich die rothen Falten von Caraibenfleisch abtrennten. Der Seidenhut glänzte wie Atlaß; aber dieser Kopfputz hätte zwei Lämpchen gegeben, wenn irgend ein Krämer ihn würde gekauft haben, um ihn aussieden zu lassen. Nur um jenes Zugehör aufzuzählen, müßte man die ungeheure Anmassung schildern, welche Fromenteau ihm aufzuprägen wußte. Es lag etwas ich weiß nicht was Koquettes im Kragen des Kleides, in der ganz frischen Wichse der Stiefel mit halb geöffneten Sohlen, was kein französischer Ausdruck wiederzugeben vermag. Kurz, um dieses Gemisch von so verschiedenen Farben zu bezeichnen, ein Beobachter hätte bei Fromenteau's Anblicke geglaubt, daß, wenn er, statt ein Polizeispion zu seyn, ein Dieb gewesen wäre, alle diese Lumpen, anstatt das Lächeln auf die Lippen zu locken, vor Abscheu beben gemacht hätten. Dem Anzuge gemäß würde man gedacht haben: „Das ist ein niederträchtiger Mensch, er trinkt, er spielt, er treibt Laster; aber er schlemmt

nicht, er betrügt nicht, er ist weder ein Dieb, noch ein Mörder, wer ist er?"

Und Fromenteau wäre wirklich unerklärbar gewesen, bis das Wort Spion eingefallen wäre. Das listige Lächeln seiner blassen Lippen, das Blinzeln seiner grünlichen Augen, die kleine Grimasse seiner Stumpfnase bestätigen, daß es ihm nicht an Geist fehle. Er hat sich ein Gesicht von Weißblech gemacht, und die Seele soll seyn wie das Gesicht. Daher sind die Bewegungen seiner Physiognomie mehr von der Artigkeit abgedrungene Grimassen, als der Ausdruck seiner inneren Regungen. Er würde erschrecken, wenn er nicht so sehr lachen machte. Dieser Cynismus hinsichtlich der Kleidung hat einen Sinn, dieser Mann legt keinen größeren Werth auf seine Stadttracht, als die Schauspieler auf die ihrige. Er excellirt im Verstellen, im Heucheln; er könnte Frédéric-Lemaître Unterricht geben, denn er kann Dandy werden, wenn es seyn muß.

„Besticht der Herr?" fragte Fromenteau mit einem drohenden, obwohl kalten Tone seinen Klienten.

„Es handelt sich um cinquante centimes,"*) (Odry in den Saltimbanques) antwortete der Speculant, indem er hundert Sous nahm, und sie Fromenteau reichte.

„Und für die Canaille?" fuhr der Mann fort.

---

*) Fünfzig Centimes, statt cinquante centimes.

D. Ueb.

„Welche?“ fragte mein Freund.

„Jene, die ich verwende,“ versetzte Fromenteau ruhig.

„Sind deren darunter?“ sagte ich.

„Ja, mein Herr,“ antwortete der Spion. „Es giebt solche, die uns Aufschlüsse geben, ohne es zu wissen, und ohne sie sich bezahlen zu lassen. Ich setze die Dummen und die Einfältigen unter die Canaille; denn sie ist oft schön und geistvoll, die Canaille!“

Die Unempfindsamkeit dieses Wilden, würdig, mit Cooper's Langem-Carabiner verglichen zu werden, erschien uns wie eine Ausforderung.

„Sie sind von der Polizei?“ fragte mein Freund.

„Von welcher sprechen Sie?“ sagte Fromenteau.

„Giebt es denn ihrer mehrere?“

„Es hat ihrer fünf gegeben,“ antwortete Fromenteau. Die gerichtliche, deren Chef Vidocq gewesen ist. — Die Gegenpolizei, deren Chef immer unbekannt ist. — Die politische Polizei, jene von Fouché. — Dann jene der auswärtigen Angelegenheiten, und jene des Schlosses (der Kaiser, Ludwig XVIII., 2c.) die sich mit jener des Quai Malaquais herumbalgte. Dieß hat mit Herrn Decages aufgehört. Ich gehörte zu jener von Ludwig XVIII., und war seit 1794 dabei.“

Wir schauten uns an, den nämlichen Gedanken ausdrückend: — „Wie viele Menschen hat er den Kopf abschlagen machen?“

„Jetzt will man ohne uns gehen, eine Dummheit!“ fuhr er nach einer Pause fort. Bei der Präfektur

wollen sie, seit 1830, rechtschaffene Leute; ich habe meine Entlassung gegeben. Ich habe mir mit den Verhaftungen wegen Schulden einen kleinen Schlendrian gemacht."

„Er ist die rechte Hand der Handelswächter," sagte uns der Speculant; „aber man kann nie wissen, wer ihn besser bezahlt, der Schuldner, oder der Gläubiger."

„Jemehr Canaille in einem Lande ist, desto mehr Rechtschaffenheit ist nöthig," sagte Fromenteau salbungsreich; „ich gehöre demjenigen, der mich gut bezahlt. Sie wollen fünfzigtausend Francs wieder bekommen, und knausern mit dem Mittel zum Zwecke. Geben Sie mir fünfhundert Francs, und morgen früh ist Ihr Mann gedrückt."

„Fünfhundert Francs für Sie allein?" rief der besagte Gerant aus. Wir nannten diesen Feuilleton-Director so wegen seiner Gierigkeit.

„Lisette hat keinen Shawl," antwortete der Spion, ohne daß ein Muskel seines Gesichtes spielte; „ich nenne sie Lisette wegen Beranger."

„Sie haben eine Lisette, und bleiben in Ihrer Partie?" rief mein Freund aus.

„Und sie weiß es," sagte er. „Wenn man ein Dieb ist, und wird von einem honneten Frauenzimmer geliebt, so stiehlt diese, oder man wird ein honneter Mann; ich bin Polizeispion geblieben."

„Und warum?"

„Es ist so unterhaltend! Man hat gut den Fischfang

und die Jagd rühmen; den Menschen in Paris umstellen, ist eine viel interessantere Partie."

Wir gewahrten, daß dieses sonderbare Erzeugniß des Schaumes, welcher bei den Aufwallungen des Pariserbottiches obenauf schwimmt, worin Alles in Gährung ist, sich hauptsächlich etwas darauf einbildete, ein Philosoph zu seyn.

„Im Grunde," sagte mein Begleiter zu mir, „bedürfen sie großer Talente."

„Wollte ich Ihnen die Eigenschaften aufzählen, die einen Mann in unserer Partie merkwürdig machen," sagte Fromenteau, „so würden Sie glauben, daß ich von einem Manne von Genie spreche. Muß man nicht einen raschen Blick haben! — Kühnheit (wie Bomben in die Häuser fallen, die Leute anreden, als ob man sie kennte, immer angenommene Niederträchtigkeiten vorschlagen, ꝛc.) — Gedächtniß, — Scharfsicht, — die Gabe der Erfindung (rasch gefaßte Ränke finden! niemals die nämlichen, denn die Spionerie bildet sich nach den Characteren und den Gewohnheiten eines Jeden). — Endlich die Behendigkeit, die Kraft ꝛc., Alles dieß, meine Herren, ist auf die Porte du Gymnase-Amoros als Tugend gemalt! Wir müssen alles dieß besitzen, wenn wir nicht die Besoldungen von hundert Francs monatlich verlieren wollen, welche uns der Staat, die Straße Jerusalem oder die Handelswache giebt."

„Sie scheinen mir ein merkwürdiger Mann zu seyn," sagte ich zu ihm.

Fromenteau gab kein Zeichen von Gemüthsaufregung. „Ich besitze große Talente,“ antwortete er; „allein ich habe sie vergeblich, es ist soviel, wie wenn ich ein Cretin wäre!“

Und er gestand muthig seinen Fehler, anstatt die Leute zu beschuldigen. Suchen Sie viele mißkannte Künstler auf, die nicht mehr Galle haben, als Fromenteau! „Die Umstände waren gegen mich, sagte er schließend,“ „ich könnte ein Krystall seyn, ich bin ein Sandkorn geblieben. Das ist Alles.“

Und der kleine Vater Fromenteau ging fort, ohne uns zu grüßen. Ein ächter Zug des Genie's!

Von Balzac.

Zeichen um den Pariser zu erkennen.

Man ist nicht Pariser dadurch allein, daß man in Paris ist. Halten Sie niemals die Leute für Pariser, die Sie in den Seebädern antreffen, und die zu Ihnen sagen: Paris, o! Paris! es giebt nur ein Paris! mein Paris! ꝛc. So viel Enthusiasmus hat man nur für Dinge, die man hofft oder bedauert, aber nie für jene, die man besitzt.

Man ist Pariser, wie man geistvoll ist, wie man sich wohl befindet, ohne es zu bemerken. Der ächte Pariser liebt Paris nicht, aber er möchte nicht anderswo leben. Der Fisch freut sich nicht, daß er im Wasser ist, aber er stirbt, sobald er außerhalb desselben ist.

Der ächte Pariser redet oft Paris übel nach, aber

er entfernt sich nie davon auf sehr lange Zeit. Zwei Pariser erkennen, und bewillkommen sich zu Dieppe, wie es zwei Franzosen in Sibirien thun würden. Sie werden jedoch die Echo's nicht mit ihrem Leidwesen um Paris ermüden; sie wissen wohl, daß sie bald wieder dahin heimgekehrt seyn werden. Im Gegentheile, Sie werden Alles bewundern, was Sie wollen, Sie werden Ihnen dazu Glück wünschen, daß Sie in der Provinz leben, Sie werden Ihr Schicksal beneiden und fortgehen.

Der Pariser reiset, wie man untertaucht, jeder mehr oder weniger, nach seinem Athem; aber dieser Athem wechselt von einer halben Minute bis zu zehn und einer halben Minute, und geht nicht viel darüber hinaus.

Alphonse Karr.

Das Klima von Paris.

Die Geschichten sind ziemlich langweilige Bücher, die man im Collegium zu lesen gezwungen ist, um den Grad eines Baccalaureus zu erhalten. Im Grunde schreibt man diese Bücher, indem man die andern abschreibt; dieß ist eine schwere Arbeit, von ernsthaften Männern ausgeführt, die sich wohl hüten würden, das mindeste spaßhafte Wort zu wagen, aus Furcht, ihre feierliche Geschichtschreiberprofession zu compromittiren. Diese Schriftsteller wissen nicht, daß die handelnden Personen aller dieser Bücher Menschen sind, und daß es niemals einen

einzigen beständig ernsthaften Helden gegeben hat, seit David, dem Erfinder der öffentlichen Tanzfigurenbildung, bis auf Napoleon, der die komische Oper in Paris naturalisirt hat.

Die Geschichte wäre eine charmante Sache, wie die Fabel, deren kalte und ernste Copie sie ist, wenn sie zu so vielen kleinen Details herabzusteigen verstände, welche oft die großen Dinge hervorgebracht haben. Aber die Geschichte will nicht herabsteigen; sie hat Höhen, die sie behauptet, und von wo aus sie die Menschen und die Ereignisse mit so tiefen Ernste beurtheilt, daß Ihnen, woferne Sie nicht ein Baccalaureus-Candidat sind, das Buch bei der zweiten Seite aus der Hand fällt. Vergebens hab' ich in den Geschichten von Frankreich eine einzige Betrachtung über den Einfluß gesucht, welchen das Klima von Paris auf den Kopfputz der Könige, auf die Sitten, auf die Litteratur, und selbst auf die Religion ausgeübt hat. Dieser Einfluß ist wunderbar gewesen, paradox insbesondere; er verdiente ein Kapitel in Mézeray oder Anquetil, zwei abscheulichen Schriftstellern. Man hätte dieses Kapitel gelesen, wenigstens:

Als Pharamund den ungeheuern Fehler begangen hatte, sich in den Sümpfen von Lutetia,*) unter dem neunundvierzigsten Grade nördlicher Breite auf einem Schilde wählen zu lassen, bereute er es bald; die Feuchtigkeit seines königlichen Palastes, und die Kü-

*) Paris. D. Ueb.

sten seines kleinen Königreiches, verursachten ihm zahlreiche Krankheiten, von denen Mézeray nicht spricht, und brachten ihn nach einer kurzen Regierung von acht Jahren in das Grab.

Man wird von einem wahren Gefühle historischen Mitleids ergriffen, bedenkt man, daß der Gründer unserer Parisermonarchie nichts gethan hat, als durch die Sümpfe seines Königreiches zu schreiten, und daß sein kräftiger Körper, zwischen dem doppelten Rheumatismus der Füsse und des Gehirnes, plötzlich einer Auszehrung erlag. Sein Nachfolger sah besser als Jemand diesen ungeheuern Fehler ein. Clodion hatte die langen rheumatischen Klagen des Gründers unserer Monarchie vernommen, und um seine Regierung über die acht Jahre hinaus zu verlängern, erfand er das Geschlecht der langhaarigen Könige, und gab seinen Nachfolgern das Beispiel von diesem Hauptvorbauungsmittel. Nichts glich, in den fahlen Mähnen, der mächtigen Weite von Clodion's Hauptharre; und dennoch hielt er sich gegen das Klima von Lutetia nicht genügend geschützt, und warf einen begehrlichen Blick auf das lauwarme Italien, wo die Könige sich ohne Gefahr à la Titus durften frisiren lassen. Die kaum gegründete französische Monarchie stand also auf dem Punkte, wegen Gehirnschnupfen einzustürzen.

Clodion verließ Lutetia, und erklärte den Römern den Krieg. Aetius commandirte die Kahlköpfe Italiens, Clodion die langhaarigen Köpfe des Departement der

Seine. Man schlug sich mit Erbitterung. Clodion, besiegt, ergriff die Flucht, und als er mit zerzauseten Haaren durch die Ebenen von Artois eilte, entging er nur durch ein Wunder dem Schicksale Absalons. Dennoch wollte er nicht nach Lutetia zurückkehren, und schlug seine königliche Residenz zu Amiens auf, was ihm zwanzig Jahre zu leben erlaubte. Unter dem Geschlechte der behaarten Könige legte man den Missethätern die schrecklichste Strafe auf, den durch eine ununterbrochene Reihe von Gehirnschnupfen veranlaßten langsamen Tod: man schor ihnen den Kopf. Childerich **II.** beging diesen Act der Grausamkeit an dem königlichen Hofmeister Ebroïm. Man köpfte nicht; diese Todesart war bei Verbrechen der beleidigten Majestät zu mild: man ließ den Kopf auf dem Leibe; man schnitt nur die Haare ab. Und so war's mit dem Verbrecher aus.

Die müßigen Könige fürchteten, sich der Luft auszusetzen, selbst unter dem dichten Dome ihres Haupthaares. Sie hüteten zehn Monate lang das Zimmer, und verließen es nur in Ochsensänften zur Zeit der Sommer-Sonnenwende. Wir hätten sechs und sechzig Könige von diesem Geschlechte gehabt, wenn nicht der vierte Müßige an einer Ermattungskrankheit gestorben wäre. Der fünfte schickte sich an, faulenzerisch zu leben, wie sein Vater, als er von seinem Arzte Prisca die Weisung erhielt, seine Lebensordnung zu ändern, und den Deutschen den Krieg zu erklären, um sich das Gehirn zu erwärmen.

Sobald zu jener Zeit patriarchalischer Einfalt ein König vor Langweile und Kälte verging, rieth man ihm einen Krieg gegen die Deutschen. Der Feldzug dauerte einige Jahre; man tödtete viele Deutsche; und der König, genesen, ließ sich zu Saint-Germain-des-Prés begraben.

Die ersten Ketzereien datiren von der folgenden Epoche, und hangen wieder mit einer Gehirnschnupfen-Epidemie zusammen, die unser schönes Frankreich bei dem Erscheinen der gothischen Kirchen verheerte. Diese prächtigen Gebäude, nach der Meinung der Baumeister die Wälder des Nordens darstellend, enthielten auch die mörderische Feuchtigkeit derselben. Die Verwüstungen der versteinerten Geißel waren ungeheuer.

Eine rheumaerzeugte Ketzerei sprang von Sens nach Auxerre. Ein junger Geistlicher, Namens Sidonius, zog zu Felde, und predigte, phyxartig frisirt, gegen die gothischen Kirchen, und lud die Neubekehrten in seine kleine und warme, aus Tannenholz erbaute Capelle. Man versammelte ein Concilium zu Lyon. Sidonius wurde excommunicirt, geschoren, und in das Kloster Notre-Dame-du-Brou gesperrt. Der Funke sollte späterhin den Brand der Religionskriege entzünden. Die Bartholomäusnacht, die Dragonaden, die Cevennen, entsprangen aus dem Siege des Artius über Clodion, und aus den Gehirnschnupfen des Sidonius von Auxerrois. Wie weit sind wir von Mézeray, Anquetil und Bossuet!

Die Sucht, jenseit der Berge Krieg zu führen, wie

Brantôme sagt, dieser, nach seinem eigenen Geständnisse, immer mit Schnupfen behaftete Schriftsteller, muß auch dem von Pharamund auf seinem Schilde begangenen, originellen Fehler zugeschrieben werden. Die Könige von Frankreich und der Adel, des Kleisters von Regnault beraubt, und immer in bloßen Köpfen unter dem durch die nahe Seine feucht erhaltenen Getäfel des Louvre, verzichteten auf die Kriege in Flandern und Deutschland, und nahmen die Heilverfahrensmode an, über die Berge zu ziehen, und viele Italiener zu tödten, um sich von allen Winterübeln zu befreien.

Der berühmte Arzt Ambrosius Paré, der Erfinder der Hermaphroditen, war es, der den Prinzen und großen Vasallen diese Lebensordnung vorschrieb. Der Connetable von Bourbon bekam im Februar **1524**, auf einem Spaziergange mit der Königin-Mutter bei dem Bassin von Fontainebleau, einen schrecklichen Catarrh. Er bat Franz I., ihm einen kleinen, gesundheitsförderlichen Krieg jenseits der Berge zu bewilligen.

Zur selben Zeit ergötzte sich der König, durch die Lorberen von Cerisoles und Marignan zufriedengestellt, die ihn von einer Gehirnerkältung radical geheilt hatten, die er sich bei einem Te Deum in Notre-Dame zugezogen, vierzeilige Gedichte an seine Geliebte auf Fensterscheiben zu kritzeln; er schlug also dem Connetable den Krieg ab. Dieser empörte sich gegen seinen Herrn, und begann die Städte auf eigne Rechnung zu verwüsten. Der Connetable kam, immer mit seinem

Schnupfen, von Fontainebleau bis an die Thore von Rom. Hier warf er seine Batterien auf, und vollendete das Werk von Attila und Theodorich. Er zerstörte die warmen Bäder von Titus und Antoninus, das Colisäum, den Porticus der Octavia und den Thurm der Cäcilia Metella. Es geschah am Tage vor seiner Genesung, daß eine römische Kugel ihm den Kopf zerschmetterte. Man begrub ihn geheilt.

Unter Ludwig XIII. erhub sich große Wehklage unter dem Adel in Marais und zu Fontainebleau. Die Arkaden der Place-Royale wiederhallten von einem Hustensturme. Der König erließ ein Edikt, um die Edelleute zu nöthigen, ihr Haupthaar in's Unendliche wachsen zu lassen, und er selbst ging mit dem Beispiele voran, indem er die von Clodion erfundene Mode annahm. Dieses Palliativmittel that ziemlich gut; weil aber der König und der Adel bei der Belagerung von Rochelle im Oktober und November 1628 einen unerschöpflichen Schatz von Rheumatismen erobert hatten, rieth Richelieu zu einem kleinen Kurkrieg jenseits der Berge. Der Herzog von Savoyen bezahlte die Behandlungskosten. Man verwüstete Alles bei ihm, und kehrte in den ersten Tagen des Frühlings in vollkommener Gesundheit nach Paris zurück.

Die Päpste, welche immer mehr Geist, als die Könige, gehabt hatten, entrüsteten sich endlich gegen diese Sucht der Prinzen und Edelleute von Frankreich, welche so, im Winter, Italien zu ihrer Heilanstalt wählten.

Sie hüteten sich wohl, ihren Zorn laut kund zu geben, nahmen aber ihre Zuflucht zu geheimen Umtrieben, wie sie im Vatikan gebräuchlich sind. Durch die Wirkung dieser italienischen Ränke machte sich der Cardinal Mazarini, ein geborner Römer, unter Ludwig XIV. zum Könige von Frankreich, und seine erste Sorge war, die Sucht nach Kriegen jenseits der Berge zu vertreiben. Zur Unterstützung dieser gewaltigen traditionellen Heilung erfand Mazarini die unermeßlichen Perücken des großen Jahrhunderts. Clodion's Regierung wurde verdunkelt. Man stelle sich gemüthlich die innerliche Heiterkeit des spöttischen und perfiden Italiens vor, als er zum Erstenmale seine Idee in übermäßigem Umfange auf den Köpfen des Königes und der Hofleute sich entwickeln sah.

Ein beinahe unbekanntes Buch, wie alle Bücher von gesundem Menschenverstande, bestätiget mir, daß das Zimmer des Mazarini zu Vincennes Tag und Nacht von einem gewaltigen und ultramontanen lauten Gelächter wiederhallte, und daß die Hofleute nicht wußten, welchem Umstande sie diesen Ausbruch einsamer, bei verschlossenen Thüren unterhaltener Fröhlichkeit des Cardinals zuschreiben sollten. Gewiß, wir begreifen jetzt diesen lustigen Humor leicht, und man muß gestehen, daß er im Geiste des italienischen Charakters liegt. Die Perücken unterdrückten die Schnupfen von fünfundsechzig Königen, und die Kriege Italiens erlaubten Ludwig XIV. über den Rhein zu gehen, und Namur ohne den mindesten Husten zu belagern.

Unter Ludwig XV. benützte der Cardinal von Fleury seinen mächtigen Einfluß, um den König von den ultramontanen Kriegen abzuhalten. Man hatte in der gesundheitlichen Kopftracht des großen Jahrhunderts ein wenig nachgelassen, und der Adel sich gezwungen gesehen, seine Heilung in Masse vorzunehmen, durch Tödtung von eilftausend armen Italienern in den Schlachten von Parma und Guastalla, welche Schlachten von verblendeten Schriftstellern für unnütz erachtet wurden. Der Papst machte dem Cardinale von Fleury ernste Gegenvorstellungen, und drohte, ihm seinen Hut zu nehmen, wenn er nicht irgend eine neue Kopftracht erfände, weil die alte dem Könige und dem Hofe mißfiel. Fleury, auf's Aeußerste getrieben, wollte Mazarini übertreffen: er erfand den Puder. Eines Morgens erschien er vor Ludwig XV. mit in Kraftmehlkitt gekneteten Haaren. Der Cardinal hatte ein ernstes Aeußeres, und obwohl er im Piketspiele einige Betrügereien beging, hielt man ihn allgemein für einen tugendhaften Mann. Seine neue Kopftracht wurde als eine Eingebung des Himmels erachtet, und Ludwig XV., der sich in Versailles schon sehr langweilte, wollte wohl die ihm vom Cardinale geleisteten großen Dienste anerkennen, indem er das königliche Gebäude seines Hauptthaares aus Stärkmehlkitt erbauen ließ. Die Ansteckung ergriff alle Köpfe; denn der König war angebetet. Die Damen, gleichfalls überdrüßig, sich in Braune und Blonde eingetheilt zu sehen, nahmen mit Enthusiasmus eine Mode auf, welche

sie Alle weiß machte, und sie dispensirte, Haare zu haben. Italien gewann eine süße Ruhe, nnd der Papst versprach dem Cardinale, ihn nach hundert Jahren heilig zu sprechen.

Die Mode der römischen Frisuren sollte nothwendigerweise mit der Republik in Frankreich aufkommen; aber die Armee behielt den Puder und die Haarzöpfe, was uns bereits die Siege von Jemmapes, Valmy und und Fleurus verschafft hatte. Die Soldaten von Arcole, Lodi, Marengo, von den Pyramiden, von Heliopolis, hätten leicht ihre Köpfe scheeren, und die mit jenen Namen bezeichneten Siege ohne Zöpfe und ohne weißen Staub heimbringen können; aber es lag ihnen am Herzen, diese Mode ihrer Jugendzeit zu bewahren, ungeachtet ihrer Unannehmlichkeiten in den warmen Ländern. Das Kraftmehl der Zöpfe schmolz am Simoun von Theben, von Ptolemais und des Tabor; aber man puderte sich wieder im Bivouac des folgenden Tages, in Gegenwart jener ernsten, ewig weißen Sphinxe, auf ihren langen Wickelbändern, mit dem Staube der Wüste. Im Lager von Boulogne erhob sich Junot zuerst gegen die Frisur des Cardinals Fleury, und ein kaiserliches Dekret säumte nicht, sie zu modificiren. In Rußland bedauerte man sie sehr; Herr von Narbonne puderte sich wieder, unter den Tannenbäumen der Berezina, ungeachtet des kaiserlichen Dekretes und der Kosaken des Tchitschakoff; daher sah man denselben in vollkommener Gesundheit, trotz seines hohen Alters, nach Paris zurückkehren.

Heutzutage, bei der Bequemlichkeit unserer Straßen und Häuser, bei unserm vervollkommneten Paris, unserm Regnaultkleister, unsern gedeckten Durchgängen, unsern zwanzig Theatern, unsern Bällen, unsern zahllosen Unterhaltungen, kann man sich nach Belieben frisiren, und die Italiener jenseit der Berge leben lassen; aber vergessen wir nicht, daß man vierzehn Jahrhunderte lang warten mußte, um zu diesem Resultate zu gelangen.

Der ursprüngliche Fehler Pharamunds hat auch einen seltsamen Einfluß auf unsere Literatur ausgeübt. Kein Rollin, kein Le Batteux, kein Domairon haben diesen Fall nach seinem wichtigsten Gesichtspunkte gewürdiget. Pharamund hat uns lange Zeit eine Poesie verschafft, die aus ihrem Schooße Alles verbannt hatte, was es Schönes und Reizendes auf der Welt giebt, die Sonne, das Meer, die Sterne, den Mond, die Blumen. Man zittert vor Schmerz bei dem Gedanken, daß Corneille und Racine, in einer Dachstube der Straßen Huchette und Saint-Pierre-aux-Boeufs wohnend, die Gestirne des Himmels und die Reize der Natur nur vom Hörensagen, und griechisch-lateinischen Schriftstellern vertrauend, gekannt haben. Diese unglücklichen Dichter hatten in ihrer Jugend vernommen, daß Phöbus den Sonnenwagen lenkte; daß Diana sich als Mond kleidete, um Endymion schlafen zu sehen; daß Jupiter im Sommer viereckige Körner gegen die Fensterscheiben schleuderte; daß der zärtliche Zephyr mit

den schönen Töchtern der Flora an den Gestaden des Sperchius spielte. Daher hat Corneille nur einmal, im Cid, von den Sternen gesprochen; und zudem ist der Vers aus dem Romancero übersetzt; Racine hat die Sonne nur einmal angeführt, aber das Wort: „Helios" des griechischen Dichters übersetzt. Die Gestirne des Himmels und die Blumen der Erde sind von Herrn von Chateaubriand in Amerika entdeckt worden, dem es gelang, sie in Paris zu naturalisiren, ungeachtet der lebhaften und langen Opposition von Morellet, Abbé Feletz und Hoffmann, die im Schooße der Diana und des Apollo gestorben sind. Und dem Publikum des großen Jahrhunderts, o Pharamund! wird nie können verziehen werden. Es hat den Cid, Athalia und den Menschenfeind auspfeifen lassen. Hätte man dieß von Pharamund gedacht? Dennoch ist's die reine Wahrheit. Wir, Publikum von 1844, freies und gutgekleidetes Publikum, auf Trottoiren von Onyx gehend, im Theater auf Sammetpolstern, die von den Blumen der Logen duften, sitzend, von einem Gaslicht-Firmamente erleuchtet, wir können uns das Elend des Publikums des großen Jahrhunderts nicht einbilden, und Paris, wie es damals war, nicht mehr schildern.

Stellen Sie sich also, mit einer gewaltigen Anstrengung der Einbildungskraft, diese unbewohnbare Stadt vor, weniger sicher, sagte Boileau, als der am wenigsten besuchte Wald; stellen Sie sich Straßen vor, mit Kothstücken gepflastert, Nachts von

den Pistolenschüssen der Räuber erleuchtet, immer mit Boileau zu reden; und dieses unglückliche Publikum, durch tausend Hinterhalte, und stets im Finstern tappend, in das Theater von Corneille kommend, das Abschneiden der Börse riskirend, welche die Vorstellung zahlen sollte.

Stellen Sie sich die ursprüngliche Sonderbarkeit des Saales vor, der Bühne, der Schauspieler; die schweißenden, grindigen, räucherigen Wände; einen Luster und einen von vier Talglichtern verfinsterten Bühnenplatz; Culissen von feuchten spanischen Wänden; Horatier und Curiatier in dem von Mazarini zur Verhütung des ultramontanen Krieges erfundenen Costüme. Sehen Sie dieses, immer nach Boileau, bis an den Rücken hinauf kothige Publikum ankommen, vom Regen durchnäßt, vor Kälte erstarrt, vom Husten zersprengt, um den Wehklagen eines warm gekleideten und coiffirten Menschenfeindes anzuwohnen.

Armes Publikum des großen Jahrhunderts! Dieses Publikum, das seine Pferde verkaufte, wenn es deren hatte, um die Haarverschwendungen von Versailles zu bestreiten, ertrug mit quälendem Unwillen die Gegenwart dieser Cleante, dieser Valere, dieser Bajazets, dieser Auguste, vorsichtig vergraben unter einem heißen Gewölbe rother Haare. Es rächte sich durch Pfeifen, und es tröstete sich. Bei der Aufführung der Phädra wurde es von dem Schicksale des armen Ungeheuers gerührt, dessen Stirne nur mit einfachen Hörnern

geschmückt war, und blieb kalt vor Hippolyte, dessen Perücke sechs blonde Stockwerke hatte!

Pharamund's Fehler ist es auch, dem wir eine schreckliche Epidemie verdanken, welche Paris zehn Jahre lang verwüstet hat, die Epidemie der Heldengedichte unter Napoleons Regierung. Die Dichter, eine frostige Raçe, vom Kerkermeister-Klima in ihren Wohnungen eingesperrt, vertrieben die Langweile ihrer Abgeschlossenheit, indem sie in die heroische Trompete stießen. Man macht eine Idylle, eine Ode, ein Sonnett, im Spazierengehen; aber man braucht wenigstens drei Jahre angestrengter Arbeit, um ein Heldengedicht würdig zu vollenden, und man täuscht die Treulosigkeit von drei Wintern. Diese Arbeiten wären jedoch in die enge Stätte mancher Schriftsteller gebannt gewesen. Aber Napoleon, zu nachsichtig für sein Jahrhundert, hob die Conscription zu Gunsten der epischen Dichter auf! Ein Fehler, mit jenem des Pharamund vergleichbar! O, von diesem Augenblicke an wurden Clio und die Musen mit Petitionen in Versen bestürmt. Schlagen Sie das **Journal de l'Empire** nach, und Sie werden über diese Lawine von Heldengedichten des zehnjährigen Jahrhunderts Napoleons erstaunt seyn. Zu jener Zeit machte jeder gute Bürger, welcher wußte, daß der alexandrinische Vers zwölf Sylben habe, und die Conscription fürchtete, ein Heldengedicht über den nächsten besten Gegenstand. Ein Gedicht von vierundzwanzig Gesängen befreite den Verfasser von der Conscription, wie ein na-

türliches und verborgenes Gebrechen. Die jungen Leute von friedfertiger Gesinnung ergriffen die Kriegstrompete, und besangen die alten Schlachten, um sich von ihrer Theilnahme an modernen Schlachten zu dispensiren. — Unter dem Vorwande, daß Voltaire seine Henriade mit achtzehn Jahren gemacht habe, grub er, conscribirt mit achtzehn Jahren, die Alexandriner in Reih und Glied stellend, einen Tyrannen oder einen guten Fürsten aus den Gräbern von Rom, von Constantinopel, von Saint-Denis, aus, und machte seine Henriade, mit seiner Anrufung der Musen, seine Erzählung, seine Himmelfahrt und seinen Sturz in die Hölle.

Er stellte sich dann bei dem Revisionsrathe, um seine Rechte auf seine Entlassung geltend zu machen; man befahl ihm, wie Jedem, sich zu entkleiden; er entblößte sich, Stück für Stück, bis zum ursprünglichen Costüme Adams und des Apollo von Belvedere; und wenn die Aerzte ihn nach seinem geheimen Gebrechen fragten, seinen Körper untersuchend, antwortete er: „Ich habe ein Heldengedicht gemacht.“ Bei dieser Erklärung verneigte sich der Revisionsrath, der Conscribirte nahm wieder seine Kleider, und er überreichte ein Exemplar seines Gedichtes dem Obersten der Gendarmerie, der ihm dagegen die Dispensation gab, nach Madrid oder Moskau zu gehen.

Also, wir können behaupten, daß alle politischen, religiösen und litterarischen Mißgeschicke Frankreichs, seit vierzehn Jahrhunderten, Pharamund's Fundamental-

Fehler zugeschrieben werden müssen. Freilich hat dieser König seinen Fehler theuer gebüßt, und dieß ist wenigstens ein Grund, seine Asche zu ehren; aber man sollte nicht glauben, bis auf welche Stufe des Glanzes Frankreich bei dem Hervortritte aus der gallischen Wiege gestiegen wäre, wenn Pharamund Paris in irgend einer warmen Ebene des Vardepartements gegründet hätte.

Italien wäre eine französische Provinz unter einem kahlen Clodion gewesen; wir hätten Dijon und Bordeaux, wegen der Weine, behalten; Genua hätte uns mit seinen Blumen für unsere Festtafeln und unsere Bälle versehen; wir wären Alle katholisch mit guten und warmen Kirchen mit Getäfel von Cedernholz, wie die Paulskirche in Rom; wir hätten keine Kreuzzüge gemacht, Kriege, welche in ihren Burgen des Nordens allzusehr mit Schnupfen behaftete vornehme Herren unternommen haben; Chateaubriand und Victor Hugo hätten sich am südlichen Horizonte, spätestens unter Clovis, erhoben; die Encyclopädie bliebe in ihrem Nichts vergraben; unsere Bürgerkriege, durch die Langweile der Nebel veranlaßt, hätten dieses Land nicht verheert; Toulon, unter den Augen der Hauptstadt liegend, und von den Deputirten und Pairs häufig besucht, würde uns auf der Rhede hundert Schiffe von Hochbord weisen; Fontenoy, seit fünfundzwanzig Jahren unter dem gedeckten Kiele des Arsenals faulend, wäre im Jahre 1844, vor den Augen von fünfzigtausend Seeleuten vollendet worden.

Vierzehn Jahrhunderte des goldenen Zeitalters, Frankreich geraubt durch die Unbesonnenheit Pharamund's!

Geheime Memoiren
über die
Akademie der Inschriften und der schönen Wissenschaften,
als Fortsetzung der von dieser Gesellschaft veröffentlichten Memoiren.

Die Akademie der Inschriften und schönen Wissenschaften hält ihre Sitzungen unter der Kuppel des Palais Mazarin, dem Louvre gegenüber, wo sie seit ihrer Errichtung im Erdgeschosse einlogirt war. Sie ist begrenzt*): nördlich von der Akademie der Wissenschaften, östlich von der Akademie der moralischen und politischen Wissenschaften, südlich von der Akademie der schönen Künste, westlich von der französischen Akademie.

Mehrere Geschichtschreiber berichten, daß sie gestiftet worden sey, um sich mit Inschriften und schönen Wissenschaften zu beschäftigen. Zur Begründung ihrer Meinung erzählen sie, daß im Jahre 1663 Colbert auf den Gedanken verfiel, einigen Schriftstellern das Geschäft anzuvertrauen, das Andenken an die merkwürdigsten Ereignisse der Regierung Ludwigs XIV. durch In-

*) „Elle est bornée," Wortspiel, da „bornée" auch „bornirt" heißt. A. d. U.

schriften, Medaillen und Sinnsprüche zu verewigen: daß der König ihnen einen Jahresgehalt anwies, und bald für sie eine neue Akademie unter dem Titel einer königlichen Akademie der Medaillen und der Inschriften schuf.

Diese Geschichtschreiber fügen bei, daß die Gesellschaft, weil sie mit Sinnsprüchen, Inschriften und Medaillen zu wenig beschäftiget war, den Umfang ihrer Attribute erweiterte, indem sie auch die schönen Wissenschaften darin aufnahm, nämlich die ganze griechische und lateinische Gelehrsamkeit. Sie sagen auch, daß die Zahl der Akademiker auf vierzig fixirt war, ohne die Veteranen zu zählen, daß diese vierzig Unsterblichen in drei Klassen getheilt wurden, nämlich in zehn Ehrenmitglieder, welche nichts thaten; in zehn Besoldete, von denen Jeder für vier arbeitete, und in zwanzig Adjunkten, die weder mit Büchern noch mit Besoldungen etwas zu thun hatten; endlich: daß diese Formation durch Urkunden von 1713 bestätiget wurde. Aber nicht minder empfehlenswerthe Geschichtschreiber behaupten, die Unrichtigkeit eines solchen Ursprunges darthun zu können. Sie anerkennen zwar, daß ein Werk existire, betitelt: Medaillen über die vorzüglichsten Ereignisse der Regierung Ludwigs des Großen, mit den geschichtlichen Erläuterungen durch die königliche Akademie der Medaillen und Inschriften; allein, ihnen zufolge, beweiset dieses, heut zu Tage wenig zu Rath gezogene Buch, nicht

genügend, daß die Akademie jemals den Zweck gehabt habe, sich mit Inschriften und schönen Wissenschaften zu beschäftigen.

Sie bemerken, daß Santeuil, dessen Inschriften heut zu Tage noch, selbst von den Wasserträgern, gekannt sind, dieser Akademie nicht angehört habe; daß Voltaire, welcher Gott mit der prunkvollen Inschrift begnadigte: **Deo erexit Voltaire**, in diese Akademie nicht aufgenommen wurde, daß man die merkwürdigen, unter der Republik gemachten Inschriften Freiheit, Brüderschaft, Gleichheit oder Tod. Den großen Männern das dankbare Vaterland, und so viele andere, nicht Mitgliedern dieser Akademie verdanke: daß man nur mehr Inschriften auf die Schilder an Häusern fabrizire, und daß die Zuckerbäcker der Straße des Lombards seit langer Zeit im Besitze des Monopols der Sinnsprüche seyen.

Betreffend die schönen Wissenschaften, das heißt: die griechische und lateinische Gelehrsamkeit, behaupten die nämlichen, nicht minder empfehlenswerthen Geschichtschreiber, daß sie bei der Akademie niemals Eingang gefunden haben; daß sie einen gewissen Winzer, Namens Paulus Cursor, seit mehr als zwei Jahrhunderten den einzigen Mann in Frankreich, welcher griechisch verstanden, einstimmig abgewiesen; daß der Verfasser einer Sprachlehre, welcher niemals das Griechische geläufig lesen lehren konnte, mit offenen Armen

von ihr aufgenommen wurde; kurz, daß die schönen Wissenschaften nur durch das Tartarisch-Mandschu, das Chinesische, das Bengalische und das Niederbretagnische darin repräsentirt sehen.

Zwischen diesen beiden Meinungen, die sich Beide auf gewichtige Auctoritäten berufen, ist sehr schwer zu entscheiden. Ich habe diese interessante Streitfrage lange studirt, und sie, ich gesteh' es, nicht lösen können. Zum Glücke hat ein sehr bekannter Akademiker es übernommen, sie in einem Werke auseinander zu setzen, an dem er seit zwanzig Jahren arbeitet, und das nicht weniger als dreiundfünfzig Foliobände haben wird. Fünfunddreißig davon hat er schon fertig gemacht, und er beendiget in diesem Augenblicke den sechsunddreißigsten. Hoffen wir, daß er dieses Werk von wunderbarer Gelehrsamkeit glücklich vollenden, und in Lieferungen veröffentlichen werde. Aber wenn es mir unmöglich gewesen ist, ungeachtet meiner geduldigen Anstrengungen, diesen dunklen Punkt der Geschichte aufzuklären, welcher die gelehrte Welt spaltet, hat meine Erfahrung, und vorzüglich jene eines Mannes, mit dem ich seit vielen Jahren einen litterarischen Verkehr unterhalte, mich in den Stand gesetzt, geheime Wege zu kennen, auf denen man, die Brücke des Arts passirend, gewiß in die Akademie der Wissenschaften und schönen Künste kommt. Da ich meinem Sohne wegen der tiefen Studien, die den größten Theil meiner Existenz verschlangen, kein Vermögen hinterlassen kann, hoffe ich, daß dieses nach

meiner Gesinnung entworfene Manuscript, ihm das väterliche Erbtheil ersetzen werde. Möge er es mit Aufmerksamkeit lesen; möge er sich mit Allem durchdringen, was darin erzählt ist; möge er die Beispiele und Rathschläge in Ausübung bringen, die ich darin bezeichnet habe, und er wird die Stelle, die Würde und den Titel eines Mitgliedes des Institutes erhalten, deren mein böses Gestirn mich beraubt hat.

Ich bin im Zeichen des Krebses geboren. Nachdem ich im Collegium Ludwigs des Großen passable Studien gemacht, und die akademische Würde als Doctor der Rechte erhalten hatte, war ich in einem Alter von fünfundzwanzig Jahren nirgends zu Hause, als ich von einem meiner Verwandten einem Mitgliede der Akademie der Inschriften und schönen Wissenschaften empfohlen wurde. Dieser Akademiker war ein großer, dürrer, gelber, kahler, für die Wissenschaft vortrefflich gewachsener Mann; er war Regens der vierten Classe in einem Collegium zu Cotentin, in seiner Heimath, gewesen; aber der Drang, sich auf einem größeren Schauplatze zu zeigen, hatte ihn frühzeitig bewogen, nach Paris zu kommen.

Daselbst hatte er nicht gesäumt, sich bekannt zu machen: mehrere Preise, gelehrte Abhandlungen über wichtige Zeitfragen, und vorzüglich sein großes Werk: Die Griechen und Römer, durch sie selbst erläutert, öffneten ihm nach Verlauf einiger Jahre die

Pforten der Akademie. Bald gab man ihm das Kreuz, und nacheinander vier sehr einträgliche Stellen, die er annehmen zu müssen glaubte, um sich auf die Höhe seiner Collegen zu stellen. Zur Zeit, da ich ihm vorgestellt wurde, umgab ihn der volle Glanz seines Rufes, und er galt für das Orakel der Gesellschaft. Nie sah ich einen ernsteren Mann, und der in gleichem Grade in seiner ganzen Person jene schweren und pedantischen Formen vereinte, welche das schöne Aussehen der gelehrten Welt bilden. Er empfing mich jedoch leutselig; er stellte eine Prüfung über meine Studien mit mir an, und nahm mich, sey's, daß meine Physiognomie ihm gefiel, sey's, daß meine Antworten ihm genügend schienen, in der Eigenschaft als Secretär mit dem Bezuge von zwanzig Thalern monatlich auf.

Zuvörderst ward ich beauftragt, seine Manuscripte sauber abzuschreiben; späterhin verwendete er mich zu Nachforschungen, deren er bedurfte; er erwies mir sogar bisweilen die Ehre, unter seinem Namen Werke herauszugeben, die ich gemacht hatte. Fünfzehn Jahre lang hab' ich in seinem Kabinete gelebt, abschreibend, berathend, schriftstellernd zu seinem größeren Ruhme, und sehr pünktlich meine zwanzig Thaler beziehend. Ich würde noch immer unter seiner Leitung abschreiben, berathen und schriftstellern, wenn nicht der Tod, der die Unsterblichen nicht respectirt, ihn Frankreich geraubt hätte, dessen Stolz er war, und Europa, dessen Neid er erregte. Gerade die Eifersucht der Ausländer ver-

kürzte die Tage dieses berühmten Gelehrten. In einer seiner Schriften hatte er behauptet, und, nach meiner Meinung, auf eine peremptorische Weise dargethan, daß die Salzbrühe, bei den Römern garum*) genannt, aus den Eingeweiden des scomber, im Französischen maquereau**) bereitet worden war. Ein deutscher Doctor gab einen großen Band heraus, worin er, den französischen Akademiker für einen gewaltigen Ignoranten erklärend, behauptete, daß das garum aus den Eingeweiden des thynnus, bei uns, du thon***) bereitet wurde. Diese Widerlegung, welche großes Aufsehen machte, brach das Herz meines unglücklichen Herrn. Ich sah ihn sich auszehren, immer mehr vergilben, und in wenigen Monaten verfallen. Bald wurde sein Uebel für tödtlich erklärt.

„Mein Freund," sagte er zu mir mit Thränen in den Augen, da ich eines Tages ihn kränker fand, und über seinen Zustand zu täuschen suchte, „Ihre Tröstungen sind vergeblich; ich fühle, daß ich mich nicht mehr erholen werde. Alles ist für mich aus, seyen Sie jedoch überzeugt, daß nie ein Stück Thunfisch in das garum kam. Der Deutsche hat das garum mit der muria****)

*) Garum oder Garon, eine kostbare Sauce, Brühe, die man aus mehreren kleinen, marinirten Fischen, besonders dem scomber, ehemals aber dem garus, bereitete. (Plin. und Horat.) A. d. Ueb.

**) Deutsch, Makrele. A. d. Ueb.

***) Thunfisch. A. d. Ueb.

****) Salzbrühe, Salzlake, besonders worin Thunfische und

verwechselt. Die Salzbrühe für durchgeseihte Kraftbrühe halten! Da sieht man's, wie es mit der Wissenschaft in Deutschland steht! Zum Glück hab' ich Strabo*) und Martial zu Gewährsmännern. Mit solchen Auctoritäten könnte ich das Ungeheuer in die Hölle zurückstürzen, die es ausgespien hat; allein meine letzte Stunde hat geschlagen. Ihnen überlasse ich die Sorge, meine, und die in meiner Person unwürdig beschimpfte Ehre der französischen Gelehrsamkeit zu rächen. Versprechen Sie mir, nach meinem Tode diesen erzdummen deutschen Esel eine Antwort zu veröffentlichen, und vorzüglich vergessen Sie nicht, sich auf den Hauptunterschied zu stützen, den der geringste römische Küchenjunge zwischen dem **garum**, der Makrelenbrühe, und der **muria**, der durchgeseihten Thunfischkraftbrühe, zu machen, nicht ermangelt hätte. Dieß giebt Stoff zu einem schönen Buche, und zu Ruhm für Sie. Wer weiß sogar, fügte er bei, mich starr anblickend, „ob eine energische Widerlegung Ihnen nicht die Ehre verschaffen würde, den palmenreichen Frack anzuziehen."

„Ich, Akademiker!" antwortete ich ihm.

„Warum nicht?" erwiederte er. „Freilich werden

---

andere geringe Fische eingemacht, und so mit der Brühe gegessen wurden. (**Plin.** und **Horat.**) A. d. Ueb.

*) Strabo erzählt in seinem **III.** Buche von einer Insel, welche wegen der Menge von Makrelen, aus denen das beste garum bereitet wurde, den Namen der Makreleninsel trug. A. d. Ueb.

Sie die Lücke nicht ausfüllen, welche mein Tod in der Gesellschaft zurücklassen wird, aber Sie würden dort nicht minder am unrechten Platze seyn, als Herr..."

Hier zwang ihn ein trockener Husten, sich zu unterbrechen. — „Wohlan, mein Freund," sagte er zu mir, als der Keuchhusten vorüber war, „hören Sie mich an, benützen Sie meine letzten Unterweisungen; sie werden Ihnen dereinst wohl zu statten kommen. Vorzüglich bemeistern Sie Ihre natürliche Schüchternheit, und leben Sie der Ueberzeugung, daß Sie aus dem Holze sind, aus welchem man Akademiker schnitzt. Erstens sind Sie nicht mehr jung, und sind nicht schön; dieß sind Vorzüge, die man nicht verachten darf. Die Wissenschaft und die Akademie vertragen sich schlecht mit der Jugend; sie wollen wenigstens vierzigjährige Liebhaber. Sie begreifen in der That, wie unpolitisch es wäre, noch junge Männer unter uns aufzunehmen; dieß hieße dem Publikum gestehen, daß man mit dreißig Jahren das wissen könne, was Viele unserer Collegen kaum mit fünfzig wissen. Ebenso wenig wollen wir schöne Menschen; sie würden die Wissenschaft compromittiren, und zu für uns unangenehmen Vergleichungen Anlaß geben, die wir völlig häßlich, aber von jener herrischen Häßlichkeit sind, die das Zubehör der gebornen Gelehrten ist!

„Hinsichtlich dieser beiden Punkte genügen Sie dem Reglement vollkommen. Ferner sind Sie kurzsichtig; dieß wird Ihnen nützen können, blind zu werden. Sind

Sie einmal aufgenommen, so haben Sie die Befugniß, wenn es Ihnen gut dünkt, Ihre Sehkraft wieder zu erlangen, und sogar zum Rufe eines Arztes beizutragen, indem Sie ihm das Wunder Ihrer Kur beimessen. Sie sehen also wohl, daß Sie nicht so schlecht bedacht sind, als Sie denken. Dazu fügen Sie noch, daß Sie sich wie ein ehemaliger Gerichtsdiener aus der Provinz kleiden. Ich habe Sie nur immer in schwarzen fadenscheinigen Kleidern und in schmutziger Wäsche gesehen; nie begingen Sie Toilettenkostenthorheiten mit Ihren zwanzig Thalern. Diese Mäßigung wird eine herrliche Empfehlung für Sie seyn; denn bei uns hält man strenge auf einen vernachlässigten Anzug. Das Publikum läßt sich dadurch leicht hintergehen; es schreibt unsern Zerstreuungen und beständigen Geschäften zu, was im Grunde von unserer Seite Berechnung ist; es ist ein Unterschied zwischen Koquetterie und Koquetterie; jene eines Gelehrten besteht darin, vom Fuße bis zum Kopfe alt gekleidet zu seyn, und Sie besitzen sie, ohne es zu vermuthen, Sie großer Treuherziger, der Sie sind. In physischer Beziehung können Sie also der strengsten Prüfung die Stirne bieten: nun sind noch die moralischen Bedingungen übrig, und ich finde, daß Sie dieselben genügend erfüllen.

„Seitdem wir zusammenleben, hab' ich Sie sorgfältig studirt, mein guter Freund, ich kann Ihnen in der Todesstunde das Zeugniß geben, daß Sie keinen Schatten von Einbildungskraft besitzen. Ihr Styl ist

schwerfällig, matt, schleppend; nie erlauben Sie sich in Ihren Schriften die mindeste Metapher*), oder wenn Sie von einer poetischen Vergleichung Gebrauch machen, so wissen Sie sich zu beschränken auf: so wie ein Stier... eben so wie ein Strom... gleich einem Löwen, der... Dieß ist sehr gut; denn die Einbildungskraft tödtet die ächte Wissenschaft.

„Ein paarmal hat die Intrigante an unsere Thüre geklopft, eingehüllt in einen aus Geschichtsblättern genähten Kittel, und wir haben die Dummheit begangen, sie eintreten zu lassen; aber sie müßte sehr listig seyn, um uns wieder in das Garn zu locken. Bewahren Sie immer diesen klugen Abscheu vor der Einbildungskraft, ihrem Prunke und ihren Werken; sie würde Ihnen niemals Renten, Ordensbänder und schöne Gelegenheiten zum Ruhm eintragen. Ich weiß wohl, daß es Leute von genügend schlechten Geschmacke giebt, um die Werke der Dichter und Romantiker unsern Arbeiten vorzuziehen. Ein sauberes Geschäft jedoch, sich ruhig den Einfällen, den Erfindungen seines Geistes zu überlassen, und interessante Bücher zu schreiben, die der Nächste Beste lesen kann! Wie schwer dieß ist! Die große Mühe! Das schöne Verdienst! Aber irgend eine Hauptstreitfrage wählen, um die sich Niemand bekümmert, sie nach allen Seiten hin zergliedern, sie in einem soliden Werke erscheinen lassen, das kein Leser zu durch-

*) Ein uneigentlicher, bildlicher Ausdruck. A. d. Ueb.

blättern wagt, dieß heiße ich einen Beweis von Genie geben.

„Ich muß Ihnen noch viele Dinge lehren; denn damit ist's noch nicht abgethan, häßlich zu seyn und jeder Einbildungskraft bar; allein diese Unterredung hat mich ermüdet, und ich bedarf einiger Ruhe, um wieder zu Kräften zu kommen. Nehmen Sie, ich bitte Sie, in meiner Bibliothek einen Quartband unter dem Titel: Geschichtliche und kritische Nachforschungen über den Ursprung der heidnischen Gottheiten, und legen Sie ihn unter mein Pfühl; ich kenne nichts Wirksameres für den Schlaf. In der Krankheit, die ich vor vier Jahren machte, litt ich, wie Sie wissen, an peinlichen Schlaflosigkeiten; ich versuchte nach und nach alle Werke meiner Collegen, und selbst die meinigen; aber ohne Erfolg; ich gähnte, ohne schlafen zu können. Endlich erschienen die: Geschichtlichen und kritischen Nachforschungen... Ah! mein Freund, welch' ein Buch! Nicht der Schlaf war's, was er mir verschaffte, sondern eine wahre Schlafsucht. Daher bewahr' ich es gegen kritische Zustände: gegen große Uebel dicke Werke."

Dieses Lob war nicht übertrieben; denn kaum hatte ich den Quartband unter den Pfühl meines armen Herrn geschoben, als ein, gleich einem Schlagflusse niederdonnernder Schlaf ihn auf seinem Bette versteinerte; man hätte ihn für todt halten können, so groß war die augenblickliche Wirkung; er blieb achtundvierzig

Stunden in diesem Zustande. Aber am Morgen des zweiten Tages bemerkte ich Veränderungen an ihm, die mir lebhafte Besorgnisse einflößten. Sein Athmen wurde unterdrückt; seine Züge krampften sich; er warf sich hin und her wie ein wirklich Besessener, indem er Worte ohne Zusammenhang aussprach, unter denen ich folgende unterschied: garum, muria, Schulfuchs, Tölpel, Thunfisch, Makrele, Brühe.

Der Zustand war bedenklich; ich fürchtete von einem Augenblicke zum andern, er möchte sterben, ohne mir seine letzten Instruktionen gegeben zu haben. Man ließ einen Arzt kommen, den berühmten Doktor * * *, der ihm zehn Unzen Blut abzapfen wollte; da ich die Berühmtheit des Doktors kannte, widersetzte ich mich diesem aus allen meinen Kräften, und gerieth auf den Einfall, die Geschichtlichen und kritischen Nachforschungen unter seinem Pfühle hervorzuziehen. Dieß gab mir der Himmel ein; denn unmittelbar danach fühlte der Sterbende sich erleichtert; er athmete leichter, gähnte, niesete, öffnete die Augen, und wünschte mir einen guten Morgen.

Der Doktor ging fort, einen wüthenden Blick auf mich schleudernd; ich blieb allein bei meinem Herrn.

„Ah! der schreckliche Traum," rief er aus, mir die Hand reichend; „der Spitzbube von einem Deutschen verfolgt mich sogar im Schlafe, wenn Sie der Sache nicht abhelfen, wird er mich bis zum Grabe quälen, und, ich fühle es, nicht lange zu warten brauchen.

Daher muß ich mich beeilen, Ihre Einweihung in die akademischen Geheimnisse zu beendigen. Ich habe mit Ihnen nur von den Kleinigkeiten des Eintrittes gesprochen: gehen wir zu etwas Wichtigerem über."

„Erfahren Sie zuvörderst, daß wir die Candidaten nach der Reihe des Verdienstes in drei Klassen eintheilen:

„1. Jene, die nichts geschrieben haben, und nie etwas schreiben werden;

„2. Jene, die nur eine Vorrede gemacht haben, aber von einem Tage zum andern versprechen, ein Buch zu schreiben;

„3. Jene, deren Werke die Aufmerksamkeit der gelehrten Welt auf sich gezogen haben, das heißt: die weder gelesen noch verkauft wurden."

„Sie könnten sich leicht in die erste Klasse reihen, wenn Sie ein vornehmer Herr, oder selbst Minister wären; denn wir haben sie speciell für die Repräsentanten des alten Adels und die Excellenzen angeordnet. Zu jeder Zeit hat die Akademie auf die Ehre und den Nutzen gehalten, sie in ihren Schooß aufzunehmen. Dieß verleiht der Gesellschaft einen gewissen Glanz, und erlaubt uns, bequem Gunstbezeigungen nachzusuchen, deren wir bedürfen."

„Die Zweite begreift die unbekannten Gelehrten, welche fortwährende Verbindungen mit den vorzüglichsten Akademikern unterhalten. Man verlangt zu ihrer Aufnahme nur, daß sie eine Vorrede, eine Broschüre,

eine Denkschrift geschrieben haben, aber über irgend einen hervorragenden Stoff, ausserhalb der Begriffsweite des Publikums, — wie, zum Beispiele, über die sechsunddreißig Incarnationen von Wistnou, über das Vedam, über das Peripoliticon, &c. &c. Ich habe sogar einen sehr wackern Mann gekannt, der keinen andern Anspruch auf unsere Wahlstimmen hatte, als jenen eines Buches, welches er erscheinen lassen sollte. Er ward unverzüglich ernannt. Aber auch welch' ein Titel: Vom indischen Symbolismus, gewürdiget in seinen Beziehungen zu dem Ochsen Apis, zu den Krokodillen des Nils, und überhaupt zur ägyptischen Lehre von der Güte Gottes. Das Buch ist nie erschienen; dennoch ist der Titel davon geblieben. Sie haben keine der Akademie befreundete Gönner, und bisher gelebt, ohne sich mit dem Wistnou, dem Vedam und dem Peripoliticon zu beschäftigen; Sie gehören also noch nicht zu dieser Klasse."

„Nun ist noch die Dritte übrig; in diese reihen wir, wie ich es Ihnen gesagt habe, jene Schriftsteller, welche über die langweiligsten Stoffe geschrieben haben, und die gekrönten Preten des Institutes. Dahin gehören Sie. Freilich haben Sie noch nichts veröffentlicht; aber es hindert Sie nichts, etwas zu veröffentlichen; Sie sind nie gekrönt worden, aber Sie können es werden. Um anzufangen, würde ich Ihnen rathen, ein Paar Manuscripte aus der königlichen Bibliothek drucken zu lassen, mit Vorrede, Noten, Auslegungen und Erklä-

rungen. Es giebt nichts Solideres, mein guter Freund, als die Werke Anderer herauszugeben; man erlangt mit geringen Kosten den Ruf eines Archäologen. Die Speicher der Straße Richelieu sind geräumig; wählen Sie einige Manuscripte, von denen mindestens der Titel pikant ist: Clotilde mit den langen Ohren ... Der Roman von Maratopolin ... Die sehr elegante, köstliche, honigfließende und ergötzliche Geschichte des sehr edlen, siegreichen und vortrefflichen Stallmeisters Gavache 2c. 2c.

„Zur Herausgabe aller dieser Schätze genügt die Ermächtigung des Ministers des öffentlichen Unterrichtes, der sie nie verweigert. Sie könnten so in kurzer Zeit aus Ihrer Dunkelheit hervortreten, und sich auf wohlfeile Art berühmt machen. Ich weiß wohl, daß dieses Mittel ein wenig abgenützt ist, — man hat sich desselben so oft bedient; — man findet gleichwohl noch irgend eine öffentliche Bibliothek abzunagen, oder irgend einen Fakultätslehrstuhl in der Provinz zu besetzen. — Dieß ist freilich wenig; aber Alles kommt zur rechten Zeit für denjenigen, der zu veröffentlichen versteht. Veröffentlichen Sie also, und lassen Sie die Dummen, die Unfähigen und die Einfältigen schreien. Die Zahl derselben ist groß; sie verspotten uns manchmal, und behandeln uns als Graukopf-Litteratoren *); daran liegt

*) „De litterateurs en vieux"; Wortspiel mit: enviés = beneidete.

A. d. Ueb.

uns wenig; ihre Angriffe und schlechten Witze scheitern an den Plätzen, deren Garnison wir bilden.

„Wenn Sie die Blicke des Publikums genug gefesselt haben, indem Sie sich mit fremden Federn schmücken, werden Sie daran denken müssen, Ihre eigenen Flügel zu bestehlen, und irgend ein auf Ihrem Boden gewachsenes Werk herauszugeben. Das Feld der Gelehrsamkeit ist unermeßlich; da giebt es noch einen jungfräulichen Boden umzubrechen. Man glaubt das Alterthum zu kennen, und hat keine Ahnung davon, was es war. Ich habe, was ich ohne Eitelkeit sagen kann, für die Römer viel gethan; ich habe ihre Sitten, ihre Gewohnheiten, ihre Gebräuche wieder zu Tag gefördert; ich habe sie im Profil und vollgesichtig gemalt; aber ich habe nicht Alles gesagt. Zerbricht man sich ein wenig den Kopf, so entdeckt man eine Menge neuer Fragen, welche zu den pikantesten Bemerkungen Anlaß geben. Sehen Sie, zum Beispiele," fügte er bei, indem er mit seinem Taschentuche den Schweiß sich abtrocknete, der ihm von der Stirne floß, „haben Sie jemals die Frage untersucht, ob die Römer sich eines Taschentuches bedienten?"

„Meiner Treu, nein," antwortete ich ihm mit Bescheidenheit.

„Davon war ich überzeugt," erwiederte er; „wohlan, diese Frage, die ich noch nirgends anregen sah, diese Frage, die Ihnen einfach scheint, wie „guten Morgen!" kann den Stoff zu einer außerordentlich seltsamen Denk-

schrift liefern. Sie nehmen zunächst als Thatsache an, auf das Zeugniß aller Geschichtschreiber gestützt, daß dieses so elegante, den Luxus und die materiellen Genüsse so sehr liebende Volk, sich nicht mit den Fingern schnäuzen mochte. — Sie behaupten ferner, immer die Geschichtschreiber citirend, daß es wenig wahrscheinlich sey, daß die Patrizier, die Senatoren, die Consule, die Kaiser, sich in ihre Aermel schnäuzten, weil sie deren keine hatten, woraus Sie natürlich die Schlußfolgerung ziehen, daß sie sich des Taschentuches bedienten. Aus welchem Stoffe war es fabrizirt? Wahrscheinlich aus Leinwand. Aber wo steckte man es hin? Es ist schwer anzunehmen, daß man es immer in der Hand trug. Steckte man es in den Gürtel? Offenbar nicht; die Reste des antiken Bildhauers, welche wir besitzen, lassen in dieser Hinsicht keinen Zweifel zu. Man steckte sie also in eine Tasche; hatten die Römer sohin Taschen in ihren Kleidungen? Oeffneten sich diese Taschen unter der Tunika, oder unter der Toga? Hier beginnt die Verlegenheit; man kann die eine und die andere Meinung annehmen. Was mich betrifft, so stimme ich für die Toga.

„Was sagen Sie dazu, mein guter Freund? Ist die Gelehrsamkeit nicht eine schöne Sache? Wie sie Alles vergrößert, was sie berührt! Ich habe dieses Beispiel aus dem Zufalle gegriffen; es ist ein leicht ausfüllbarer Entwurf. Wohlan! es existiren sechs und zwanzig tausend ganz eben so interessante Fragen, die

man nicht im entschleierten Alterthume des Vaters Montfaucon findet, und die nur an das Licht gezogen zu werden verlangen. Das Alterthum! Die Griechen! Die Römer! Sie werden Dümmlinge treffen, die sich einbilden, sie auswendig zu wissen; dieß erregt Mitleiden. Durchwühlen, wenden und drehen Sie also diese kaum entdeckte Welt, Sie werden reichliche Ernten darin halten. Sie müssen übrigens jedoch, wenn Ihr Herz Sie nicht dazu anspornt, Ihre Neigung nicht erzwingen. Gott sey Dank, es giebt außerhalb der antiken Zeiten genug fruchtbare Stoffe, die man noch ausbeuten kann. Die Appianische Straße führt nicht allein in's Institut; es bleiben Ihnen noch das Mittelalter, die Troubaduren, die Sprache von oc und die Sprache von oil, die Münzkunde, die Kenntniß der alten Schrift, die alten Urkunden, die Dichtungen, die Klagegedichte, die Gedichte mit kurzen Versen und Wiederholungen, die satyrischen oder verliebten Gedichte, die Legenden, die Fabeln, und selbst die Mährchen; ja, mein guter Freund, die Mährchen. Sie stellen sich nicht vor, was man Alles über einfache Feenmährchen schreiben kann, welchen unermeßlichen Nachforschungen man sich überlassen, welche umfassende Gelehrsamkeit man bethätigen kann. Ich citire mich nicht gerne, Sie wissen es; aber um Ihnen eine Idee von dieser Art von Arbeit zu geben, schlagen Sie die Abhandlung nach, die ich ehedem über Riquet à la Houppe geschrieben habe. Sie ist im 415ten Bande der Denkschriften der

Akademie der Inschriften und der schönen Wissenschaften abgedruckt. Nehmen Sie diesen Band aus dem letzten Fache meiner Bibliothek, und lesen Sie dieses Werkchen, welches gekrönt wurde."

Ich holte den 415ten Band der Denkschriften der Akademie, setzte mich an den Pfühl meines Herrn, und las mit lauter Stimme, wie folgt:

Geschichtliche Abhandlung über Riquet à la Houppe.

Mit neuen Erläuterungen.

„Das Mährchen von Riquet à la Houppe verliert sich in die Nacht der Zeiten. Man glaubt allgemein, daß es in die Länder der alten Gallier von den Phöniziern gebracht wurde, welche die Colonie Massilia (Marseille) gründeten. Die Worte, mit denen es beginnt — Es war einmal — beweisen hinreichend sein hohes Alterthum, und die Schwierigkeit, auf welche der moderne Schriftsteller gestossen ist, um den Zeitraum genau anzugeben, in welchem es gedichtet wurde.

Durch die Ammen und Großmütter von Zeitalter zu Zeitalter fortgepflanzt, hat es dazu gedient, nach einander die kleinen Gallier, die kleinen Westgothen, die kleinen Burgunder, und die kleinen Franken zu ergötzen und in den Schlaf zu lullen. Uebrigens datirt das älteste litterarische Denkmal, welches wir über dieses anmuthige kindliche Heldengedicht haben, nur vom zwölften Jahrhundert. In der königlichen Bibliothek

befindet sich ein Manuscript aus jener Zeit, dessen zwei ersten Verse lauten:

Li diz Riquet à la hope,
Qui naquit laid, moult saige et myoppe.

„Die Erfindung der Buchdruckerkunst verbreitete bald unter den europäischen Völkern das Mährchen von Riquet à la Houppe. Es würde zu weit führen, alle Werke aufzuzählen, wozu es begeisterte. Wir werden nur die vorzüglichsten citiren:

„Storia del Principe Riquetti. Firenze, 1584.

„Gesta principis Riquetti, quodam capillorum apice notissimi. Lugduni-Batavorum, 1596. — Das nämliche. Antwerpen, 1602.

„Prince Riquet, a Tale. London, 1598.

„Las Aventuras del principe Riquetto. Madrid, 1595.

„Zu Gunsten der Tradition, welche den Phöniziern, den Gründern von Marseille, den Ursprung dieses Mährchens zuschreibt, ist es nicht ohne Interesse, zu bemerken, daß der Name Riquet in der Provence und in Languedoc sehr allgemein ist. Ohne hier an den berühmten Mirabeau zu erinnern, dessen Geschlechtsname Riquetti war, und an den berühmten Marquis von Riquet, der den prächtigen Canal im südlichen Frankreich schuf, sieht man in unsern Annalen des Namens Riquet mehreremale auf eine vortheilhafte Art erwähnt.

„Der berühmte Geschichtschreiber Guimbard spricht von einem Reiquet oder Roquet oder Riquet, welcher Hofmeister

von Karl dem Kahlen war, und gehängt wurde. Es ist auch noch die Rede von einem Riquet in den Memoiren von Flaochat. „Als der König“ sagt der Chronikschreiber, „in diesem Treffen von einem englischen Be„waffneten sehr bedrängt war, der ihm das Herz zu „durchbohren sich anschickte, trieb der tapfere Riquet „sein Pferd vor den König, um ihm zu helfen, und „erhielt von jenem Engländer einen harten Schwert„schlag, der ihm die Nase abhieb, wofür er großes Lob „bekam.“

„Endlich berichtet Don Morillon in seiner Abhandlung von den kirchlichen Pfründen, daß ein Bischof von Persepolis (in partibus) Namens Riquet, an einer Unverdaulichkeit starb, die er sich durch übermäßigen Genuß von Weißwurst zugezogen hatte: „Er stopfte sich so voll damit,“ sagt er, „daß er barst.“ Wir könnten diese Berufungen noch vermehren; allein sie wären überflüßig, um das Alterthum des Geschlechtes der Riquet zu beweisen. In Wahrheit haben wir nirgends gefunden, daß ein Mitglied dieser Familie die Krone aufgesetzt habe, und in dem Mährchen, das uns beschäftiget, ist von einer Königin die Rede, und folglich von einem Könige, weil diese Königin von einem Sohne entbunden wird. Wer waren dieser König und diese Königin?

„Alles, was man vermuthen kann, ist: daß sie herrschten, und nicht regierten; daß sie eine constitutionelle Verfassung beschworen hatten; daß in ihrem

Königreiche eine erste und eine zweite Kammer existirte, und daß man sich darin der Preßfreiheit erfreute. In der That, hätte unter einer despotischen Regierung ein Schriftsteller die Kühnheit gehabt, zu äußern, daß die Königin einen außerordentlich häßlichen Prinzen geboren habe? Alle Kinder der absoluten Könige sind außerordentlich schön, oder müssen wenigstens ihren Unterthanen so scheinen. Die Königin Riquet war also eine constitutionelle Königin, und" . . .

„Ja gewiß," sagte mein Herr, mich im Vorlesen unterbrechend, „und zwar eine sehr constitutionelle. Diese Bemerkung, die vor mir nicht gemacht worden ist, beweiset, nach meiner Ansicht, daß das repräsentative System bis zu den fabelhaften Zeiten hinaufsteigt. Doch lassen Sie es in meiner Abhandlung hier bewenden; alles Uebrige ist in diesem Hochgeschmacke. Sie werden sie späterhin nach Muße studiren, und sich an den sinnreichen Ideen, an den tiefen politischen und philosophischen Betrachtungen ergötzen können, von welchen sie voll ist.

„Ich habe Ihnen noch nichts von der Geschichte gesagt, weil alle unsere Arbeiten sich darauf beziehen; wenn jedoch Ihre Studien Sie dahin führen, irgend eine historische Periode speziell zu behandeln, so halten Sie dieselbe dunkel und verworren, um sie noch mehr verdunkeln und verwirren zu können. Stürzen Sie unbarmherzig alle vor Ihnen aufgestellten Systeme um, und erheben Sie auf ihren Ruinen ein System von

Ihrer Erfindung. Erschrecken Sie vor dem Worte „Erfindung" nicht; nichts ist leichter, als in Betreff der Geschichte Neuerungen einzuführen; es genügt, die Rechtschreibung der Eigennamen zu ändern, zum Beispiel zu schreiben Chlotaire statt Clotaire, Chlodewig statt Clovis, Karl statt Charles; dieß ist das ganze Geheimniß. Es ist zum Erstaunen, mein guter Freund, wie man es mit einigen Buchstaben dahin bringt, das Gesicht der Geschichte zu verändern, so zwar, daß man es gar nicht mehr kennt, und so muß es seyn. Man hat sich dieses Verfahrens schon mit Erfolg bedient; aber es bleiben noch, Gott sey Dank, genug k, g, h und w zu einem anständigen Verbrauche übrig.

„Endlich muß ich Sie noch von der Laufbahn der orientalischen Sprachen unterhalten; obgleich wenig betreten, führt sie doch in gerader Linie in die Akademie. Zuvörderst werden Sie mit beharrlichem Fleiße einem jener schweigsamen Lehrcurse anwohnen müssen, die im College de France und in der königlichen Bibliothek gehalten werden. Sie werden keine große Mühe haben, sich dem Professor bemerklich zu machen; denn seit Akademikergedenken haben diese Lehrcurse nie mehr als vier Zuhörer gezählt: einen polnischen Flüchtling, einen jungen Gentleman, der erst vor Kurzem Cambridge verlassen hat, und zur Vollendung seiner Erziehung nach Frankreich gekommen ist, einen Unterthan von Mehemet-Ali, und einen Gesandtschaftsattaché der hohen Pforte.

„Keiner von diesen Zuhörern wird Sie in Schatten

stellen; das englische Universitätsglied verschwindet gewöhnlich zu Ende des ersten Monates; der Aegypter gegen die Mitte des zweiten, der Türke zu Anfang des dritten. Der polnische Flüchtling hält länger Stand; es ist jedoch selten, daß er nicht bei dem ersten Flieder sich entfernt; man hat Einen bis zu den Rosen ausdauern sehen; aber dieß ist ein Ausnahmsfall in der Geschichte der Lehrcurse der orientalischen Sprachen. Sie werden also allein Herr des Terrains bleiben. Bald wird zwischen Ihnen und Ihrem Professor eines von jenen unauflöslichen Freundschaftsverhältnissen sich gestalten, welches nur das wechselseitige Interesse erzeugen kann. Der Orientalist wird sich an Sie anklammern, wie der Schiffbrüchige an das rettende Bret: Sie werden sein Gut, sein Lehnmann werden; Ihre Uebel werden ihm Leiden verursachen; Ihre Brustschmerzen werden die seinigen seyn, und er das Zimmer hüten, wenn Sie das Bett hüten. Nach Verfluß eines Jahres werden Sie gerade so viel davon wissen, wie er; dennoch verlassen Sie nicht unvorsichtig seinen Lehrcurs; Sie wären rettungslos verloren. Im Gegentheile zeigen Sie noch mehr Pünktlichkeit und Eifer: der Lohn steht nicht ferne. Wird er krank, was häufig geschieht, sind Sie ganz natürlich ausersehen, ihn zu ersetzen; stirbt er, so folgen Sie ihm ohne Anstand auf dem Lehrstuhle im College de France, und in seinem akademischen Lehnsessel. Endlich, wenn ungeachtet des klugen Verstandes, den Sie werden angewendet haben, ihn un-

ter den Aeltesten auszuwählen, er fortfährt sich wohl zu befinden, wird er Sie bei seinen Arbeiten beiziehen, Sie die Probebogen seiner Werke corrigiren lassen, und Ihnen erlauben, ihm irgend eine Uebersetzung aus dem Syrischen, Cophtischen, Chinesischen, Indischen oder Persischen zu weihen. Diese Art von Uebersetzung, mein guter Freund, fordert nur die Kenntniß der englischen Sprache.

„Die Engländer besitzen zwar keine Akademie der Inschriften und der schönen Wissenschaften, dagegen aber die Gesellschaft der orientalischen Indien; sie handeln mit China, mit Persien, mit allen bekannten Schach's und Rajah's; daher sind sie Polyglotten *). Ihren Missionären verdankt man vortreffliche Uebersetzungen orientalischer Werke in's Englische. Uebersetzen Sie die interessantesten dieser Uebersetzungen in's Französische, und Sie werden in Frankreich für einen vollendeten Orientalisten gelten.

„Mit ein wenig Englisch werden Sie, ohne aus Ihrem Hause zu gehen, alle Ihnen beliebige Reisen machen können, Kabul besuchen, Hindustan, die Mongolei, das Reich der Birmanen, die Sitten der Völker studiren, welche jene Regionen bewohnen, vom großen Confucius sprechen, vom Cultus des Mithra **). Was für neue Dinge, mein guter Freund, giebt es da

*) Kenner vieler Sprachen. A. d. U.

**) Der persische Sonnengott, als Mensch mit Löwenkopf und vier Adlerflügeln gebildet. A. d. U.

über diese verschiedenen Regionen, vorzüglich über die letztere, zu offenbaren! Es sind wohl achtzehn Jahrhunderte, daß sie todt ist; jedenfalls erscheint sie nur am Horizonte der Wissenschaft. Niemand weiß, worin ihre Geheimnisse bestanden, als sie lebte: aber man beginnt einzusehen, daß sie einen unwiderstehlichen Einfluß geübt hatte; daß sie, an den Gestaden des Euphrats entsprungen, wie ein Strom über Kleinasien sich verbreitete, Rom überzog, zu den Galliern kam, und lange mit dem aufstrebenden Christenthume kämpfte. Zwar spricht kein gleichzeitiger Geschichtschreiber von diesem schrecklichen Kampfe; aber ein solches Schweigen erklärt sich durch die abergläubige Furcht, welche der Name Mithra einflößte. Heut zu Tage existirt diese Furcht nicht mehr, und man kann vom Cultus des Mithra frei sprechen. Unterlassen Sie also nicht, davon zu sprechen, an Monumenten wird es Ihnen nicht fehlen: wir besitzen deren, ohne es zu vermuthen, eine außerordentliche Menge. Darüber braucht man nicht zu erstaunen. Die Einwohner von Rom haben wohl fünfzehn Jahrhunderte lang unter dem alten Capitolinischen Berge ein Bas-relief des Mithra bewahrt, dessen wahren Ursprung sie nicht vermutheten.

„Ja, mein Freund, fünfzehn Jahrhunderte lang haben sie getrost geglaubt, daß dieses Bas-relief die Entführung Europa's durch den als Stier verkleideten Jupiter vorstelle. Aber die Gelehrsamkeit war noch

nicht geboren. Erst im sechzehnten Jahrhunderte bewiesen gelehrte Holländer bis zur höchsten Evidenz den Italienern, daß ihre vermeintliche Europa nur der einen Stier bändigende Mithra sey. Ah! wär' es mir vergönnt gewesen, länger zu leben, wie viele Monumente hätte ich dieser mächtigen Gottheit zurückgegeben, deren die Unwissenheit der Jahrhunderte sie beraubt hat! Denn Mithra ist überall: sein Reich ist gekommen, ich seh' es, ich hör' es: **Jo***) **Mithra! Evohe****) **Mithra!**"

Bisher hatte mein armer Herr eine sehr vernünftige Sprache geführt; aber so wie er einmal auf den Mithraischen Ochsen gerathen war, verwirrte sich seine Vernunft, und er sprach völlig verrücktes Zeug. In seinem Bette aufsitzend, mit glühendem Auge, eine baumwollene Mütze auf dem Kopfe, begann er mit den seltsamsten Gesichtsverzerrungen zu declamiren:

„Ja," sagte er, „es giebt nur einen Gott, und Mithra ist sein Prophet. Eine neue Aera wird beginnen: die mithraischen, von der Zend-Avesta und Boun-Dehesch so lange geweissagten Zeiten sind gekommen. Bekränzen wir uns mit Blumen, gehen wir in die Grotten, um Mithra's Mysterien zu feiern. Er

*) Ein Ausruf der Freude, heysa! heyda! juchhey! Ovid und Virg. Auch des Schmerzes, o! au! ah! Ovid und Tibull.

**) Ein Wort, das die Bachantinnen schrien, etwa juchhey! Horaz. A. d. U.

hat den Stier überwunden; er hat ihm seinen Dolch in den Hals gebohrt; er hat den Cultus der falschen Götter zerstört: das Blut fließt, das Opfer ist geopfert, Ehre dem Mithra! **Invicto soli Mithrae!** *)"

Von diesen Wahnsinnsanfällen erschreckt, eilte ich fort, um einen homöopathischen Arzt zu holen. Leider war Hahnemann's Schüler nicht zu Hause. Ich kehre also mit aller Hast nach Hause zurück, das Herz von einer traurigen Ahnung beunruhigt. Die Treppe hinaufsteigend begegnete ich dem Chirurgen, der herabkam. Ich stürzte in das Zimmer meines Herrn: er war gestorben und, was noch schlimmer ist, in der Mithraischen Religion. Sein Leichenbegängniß war prächtig. Alle Journale rückten den folgenden nekrologischen Artikel ein: „Die Wissenschaften und die Akademie der „schönen Wissenschaften, haben so eben einen unersetz„lichen Verlust erlitten. Der berühmte Verfasser der „Griechen und Römer, geschildert durch sie „selbst, ist gestern gestorben. Seit einigen Monaten „war er von einer Affection des garum befallen, welche, „vernachläßigt, bald in eine heftige muria ausartete. „Die Hülfsquellen der Kunst mußten an dieser unheil„baren Krankheit scheitern. Der berühmte Akademiker „hat bis zum letzten Augenblicke den vollen Gebrauch „seiner Vernunft gehabt, und sich mit dem achtungs-

*) „Dem allein unbesiegten Mithra!" A. d. U.

„würdigen Priester unterhalten, der ihm beistand. Man „versichert, daß er mehrere ungedruckte Werke hinter„läßt. Man muß hoffen, daß die Regierung sie an sich „bringen, und sie zu veröffentlichen sich beeilen wird.“

Ich bedauerte ihn aufrichtig, und gelobte mir, seine wohlwollenden Rathschläge zu vollziehen. Zuvörderst wollte ich die übernommene Schuld der Dankbarkeit abtragen, durch Widerlegung der Behauptung des deutschen Doctors über das garum. Ich verwendete drei Jahre auf diese Arbeit, welche einen betäubenden Erfolg hatte. Zwei Manuscripte, die ich veröffentlichte, vergrößerten meinen beginnenden Ruf. Ich bekam einen Namen, ich wurde berühmt: man gab mir Hoffnung auf die nächste Erledigung im Institute; aber kein Akademiker wollte sterben. Endlich, nach fünf Jahren, segnete Einer davon das Zeitliche. Ich zweifelte nicht, seinen Platz zu bekommen: es waren unser nur zwanzig Candidaten. Zum Unglücke für mich, gehörte Einer der Bewerber der ersten Classe an: er hatte nichts geschrieben: er war ein Minister. Seine Wahl geschah einstimmig. Ohne durch diese Niederlage mich entmuthigen zu lassen, weihte ich dem Studium mich mit unermüdlichem Eifer: ich besuchte zwei Curse, einen im Chinesischen, und einen im Syrischen; ich ließ die Biographien von Remus, Tarquin dem Aeltern, und Horatius Cocles erscheinen. Ich wartete geduldig noch fünf Jahre. Das Grab öffnete sich von Neuem, um einen Akademiker aufzunehmen. Man schwur mir dieß-

mal, daß ich Mitglied des Institutes würde, und ich bestellte sogar mein Kleid. Ich sollte es nicht anziehen. Die Wahl fiel auf einen unbekannten Gelehrten, welcher ein Werk zu schreiben versprach, betitelt: Neue Bemerkungen über die sibyllinischen Bücher.

Ich konnte nichts dagegen sagen: er gehörte in die zweite Classe; er hatte die Vorrede seiner künftigen Bemerkungen, und überdieß die Biographien aller Akademiker herausgegeben.

Dieser neue Fehlschlag, ich verhehle es nicht, hat meinen Muth sehr erschüttert. Sechs Jahre sind seit der letzten akademischen Wahl verflossen. Ich zähle jetzt mehr als eilf Lustra *): meine Gesundheit ist wankend. Wird die Reihe vor meinem Tode an die dritte Classe kommen? Ich hege geringe Hoffnung hiewegen; aber mein doppeltes Mißgeschick hat mein Vertrauen auf die geheimen Instructionen meines armen Herrn nicht geschwächt; ich klage in meinem Unglücke nur das Verhängniß an. Weit entfernt, die Vortrefflichkeit seiner Rathschläge zu bezweifeln, hab' ich sie schriftlich meinem Sohne übergeben wollen, und ich glaube, ihm eine kostbare Erbschaft zu hinterlassen. Das Schicksal wird ihn ohne Zweifel nicht verfolgen, wie mich.

Note des Herausgebers.

Es war uns unmöglich, die letzten Seiten dieses

*) Ein lustrum war bei den Römern eine Zeit von fünf Jahren. A. d. U.

Manuscripts zu entziffern, dessen Schrift sehr unleserlich ist. Ganze Sätze waren durchstrichen, andere sind nicht vollendet; endlich ist eine beträchtliche Zahl von Zeilen weiß gelassen. Unser erster Gedanke war, uns von einem Mitgliede der Akademie der Inschriften und der schönen Wissenschaften Aufklärung zu verschaffen, um diese Lücken zu ergänzen; aber nach einer reiflichen Erwägung haben wir geglaubt, darauf verzichten zu müssen. Unsere geduldigen Bemühungen erzielten sonst nichts, als den Namen des Verfassers zu entdecken, der unten im Manuscripte stand. Von dem Leben dieses Schriftstellers, und von dem Jahre, in welchem er blühte, sagt die Geschichte nichts. Nur so viel ist zu behaupten erlaubt, daß er von Paris war. Hier stehen seine Namen, wie wir sie wiederhergestellt haben:

AVGVSTVS FELIX
A. JVNCETIS
PARISIENSIS.

Von der Gleichheit in Paris.

Der Pariser ist das, was er kann; aber es giebt gewisse Dinge, die er scheinen muß. Nach mehreren Revolutionen haben die unteren Classen das Recht erobert, den Andern gleich zu scheinen, sie haben erobert — die Gleichheit in der Ausgabe, aber nicht in der Einnahme.

In Paris ist Jedermann reich auf der Straße, — ist Jedermann reich auf dem Balle oder im Theater.

Aber Einige und sagen wir lieber die Meisten, bezahlen diesen äußern und scheinbaren Glanz durch alle Arten wirklicher, muthig erduldeter, Mühseligkeiten, gleichsam unüberwindlicher Nothwendigkeiten, obgleich sie freiwillige scheinen können. Der Anzug und das Scheinen sind das Nothwendige; die Wohnung und die Nahrung sind das Ueberflüssige. Dieser Ueberfluß wird bis zu einem unglaublichen Grade beschnitten und bezwackt.

Der Angestellte mit achtzehnhundert Francs muß die nämlichen Kleider, den nämlichen Hut haben, wie der Mann, der sechzigtausend Livres Einkünfte hat, er muß die nämlichen Cigarren zu fünf Sous rauchen. Selbst der Arbeiter begnügt sich nicht mehr, den bequemen und malerischen Anzug zu tragen, der lange Zeit gewissen Professionen eigenthümlich angehört hat. Der Zimmermann würde es nicht wagen, sich Sonntags, wie ehedem, mit einem weiten Pantalon und einer Weste von blauem Sammet zu zeigen. Er glaubt sich verbunden, ein Kleid anzuziehen, oder wenigstens einen Oberrock von schwarzem Tuche; er muß eine Uhr haben; die Uhr vielleicht von was immer für einem Metalle, aber die Kette und der Schlüssel, die beide von Außen erscheinen, müssen von Gold, der Schlüssel kann nur ein sogenannter Schlüssel a la Brequet seyn.

Es ist, glaub' ich, zu bedauern, daß man die jeder Profession eigenthümlichen Trachten abkommen ließ. Diese Sitte hatte zur strengen Folge eine Art Aufwandgesetz, dessen Beobachtung nicht demüthigend war.

Ein solcher Angestellter mit achtzehnhundert Franks, der sich genöthigt glaubt, auf der Straße reich zu scheinen, — ißt zu Hause Brodrinden und trinkt Wasser, das er selbst am Brunnen holt, wenn die Nacht sich über die Stadt lagert. So geht es nicht in der Provinz zu. Die Einwohner Ihrer Stadt wissen genau, was Sie an liegenden Gründen und Häusern besitzen, — und wie viel Ihnen Ihre Stelle und Ihre Arbeit erträgt; — Sie würden Niemand täuschen.

Aber in Paris speiset ein Solcher zu Mittag für siebenzehn Sous in der Straße La Harpe, oder versteckt tief in seiner Tasche für einen Sou Roggenbrod, dessen Stücke er heimlich in den Mund praktizirt, indem er sich stellt, als kratze er seine Nase, oder streichle seinen Knebelbart, und geht dann mit einem Zahnstocher vor dem Café de Paris spazieren, und reizet den Neid der Vorübergehenden, deren Mitleiden er erregen sollte. Daher sind jene die sichersten Speculationen, welche sich damit beschäftigen, den Luxus wohlfeil zu verkaufen. Die groben baumwollenen Hemden, denen man einen Kragen, einen Jabot und Manschetten von Batist angepaßt hat, die Schuhe, den Stiefel nachahmend, finden einen reissenden Absatz. Viele Leute essen nur vermittelst der Preisdifferenz, welche zwischen diesen scheinenden und den wirklichen Gegenständen besteht, die sie ohne jene glücklichen Nachahmungen zu kaufen sich für verbunden halten, und die ihre gesammten Einkünfte verschlingen würden.

Viele Leute aßen lieber ihre Suppe ohne Butter, nur um sie aus silbernen Löffeln zu essen, vor der Erfindung des Neusilbers, und anderer silberähnliche Mischungen. Dieß erklärt das Geheimniß, welches viele Leute in Paris hinsichtlich ihrer Wohnung beobachten. Wenn Sie etwas mit ihnen zu thun haben, werden sie Ihnen sagen, daß sie sehr früh ausgehen, und sehr spät heimkehren, daß man sie nie zu Hause antrifft, ꝛc. — sie geben Ihnen lieber ein Rendez-vous im Garten des Palais-Royal oder in den Gallerien der Oper. Daher bewohnt der Dandy eine Dachstube im fünften Stockwerke, mit deren Miethzinse er drei Ziele im Rückstande ist, schläft auf einen Gurtbette, und eine leere Flasche dient ihm als Leuchter. Es giebt Leute, die lieber im Café de Paris zu Mittag zu speisen scheinen, als in jeden andern minder theuern Gasthofe wirklich Mittag zu halten. Um es dahin zu bringen, und doch nicht zu viel Geld auszugeben, affektiren sie eine excentrische Einfachheit des Geschmackes, sie essen nur gern gesottenes Rindfleisch. Ich kenne einen Solchen, der den hartnäckigen Muth hat, seit zehn Jahren eine Krankheit vorzuschützen, die ihm Wein zu trinken verbietet. Und was das Wunderlichste ist bei diesen heroischen Anstrengungen, reich zu scheinen, ist: daß sie nur zwei Erfolge haben können, ungerechnet Jenen, ein elendes Leben zu führen; wenn es ihnen gelingt, die Leute zu täuschen, werden sie von diesen beneidet; wenn es ihnen nicht gelingt, verspottet.

Alphonse Karr.

Eine Toilettetrödlerin,
oder
Madame La Ressource im Jahre 1844.

Die Comödien, welche man in Paris umsonst sehen kann.

Bisher haben die Sittenschilderer viele Wucherer dargestellt; aber man hat die Wucherin der Frauen in Verlegenheit vergessen, zur Zeit die Madame La Ressource, eine höchst sonderbare Person, bescheiden die Toilettetrödlerin genannt.

Haben Sie bisweilen, in Paris herumschlendernd, eine von jenen Boutiquen bemerkt, deren Vernachlässigung inmitten der blendenden modernen Magazine in die Augen springt, eine Boutique mit im Jahre 1820 angestrichener Vorderseite, welche ein Bankerott dem Eigenthümer des Hauses in einem verdächtigen Zustande zurückgelassen hat; die Farbe ist unter einer doppelten, durch den Gebrauch aufgelegten, und durch den Staub stark verdickten Schichte verschwunden; die Fensterscheiben sind schmutzig, der Entenschnabel dreht sich von selbst, wie an allen Orten, wo man pünktlicher heraus, als hinein geht.

Da thronet eine Frau zwischen den schönsten, an jenem schrecklichen Wendepunkte angelangten Putzsachen, wo die Kleider keine Kleider mehr, und noch keine Lumpen sind. Die Umgebung ist mit dem Gesichte im

Einklange, das diese Frau aufsteckt; denn diese Boutiquen gehören zu den widrigsten Eigenthümlichkeiten von Paris. Man sieht dort Verlassenschaften, die der Tod mit seiner entfleischten Hand hingeworfen hat, und man hört dann das Röcheln einer Schwindsucht unter einem Shawl, wie man den Todeskampf des Elendes unter einem goldgestickten Kleide vernimmt. Die wilden Kämpfe zwischen Luxus und Hunger, sind dort auf feine Spitzen geschrieben. Man findet dort die Physiognomie einer Königin unter einem Turbane mit Federn, dessen Haltung fast das fehlende Gesicht in's Gedächtniß ruft und herstellt. Das ist das Abscheuliche im Schönen! Juvenal's Geisel, geschwungen von den amtlichen Händen des Schätzungscommissärs, hat dort die enthaarten Müffe, die abgeschabten Pelzmäntel einiger vornehmen Damen in den letzten Zügen herumgestreut. Das ist ein Dünger von Blumen, auf dem hier und da gestern gepflückte, einen Tag getragene Rosen prangen, und immer eine scheußliche Alte kauert, das Geschwisterkind des Wuchers, die Gelegenheit des Unglückes, eine zurückgezogene, kahle, zahnlose Harpye, bereit, den Inhalt zu verkaufen, so sehr gewohnt ist sie, das Enthaltende feil zu tragen oder zu kaufen, das Kleid ohne die Frau, oder die Frau ohne das Kleid.

Die Trödlerin ist da, wie der Galeerenprofoß im Bagno, wie ein Geier mit rothem Schnabel auf Leichnamen, im Schoße seines Elementes; schrecklicher als jene wilden Schrecken, welche die Vorübergehenden zit-

tern machen, die bisweilen erstaunt sind, eine von ihren jüngsten und frischesten Erinnerungen in dem schmutzigen Glaskasten aufgehangen zu treffen, hinter dem eine jener Toilettetrödlerinnen Gesichter schneidet, welche oft eben so viele unbekannte Gewerbe betrieben, als es deren bekannte giebt. Es war eines von jenen Hochgerichten unserer Feste, das ich einem meiner Freunde wies.

„Was sagen Sie zu der da, ist sie nicht das Weibchen des Todes? flüsterte ich ihm in's Ohr, indem ich ihm im Comtoir eine furchtbare Person zeigte. Wir treten ein.

Er. „Madame, was kostet diese Seidenspitze?"

Sie. „Für Sie, mein Herr, nur hundert Thaler."

Sie bemerkt ein den Künstlern eigenthümliches Kabriolett, und fügt mit eindringlicher Miene bei: „Sie ist von der Prinzessin Lamballe."

Ich. „Wie? Sonach von dem Schlosse?"

Sie. „Mein Herr, Sie glauben nicht daran."

Ich. „Madame, wir kommen nicht, um zu kaufen."

Sie. Ich seh's wohl, mein Herr."

Ich. „Wir haben mehrere Sachen zu verkaufen; ich wohne in der Straße Richelieu, Nro. 112. im sechsten Stockwerke. Wenn Sie von jetzt an in einer Stunde hinkommen möchten, könnten Sie einen Handel machen."

Sie, meinen Kameraden starr anschauend: „Der Herr wünscht vielleicht einige Ellen schon gebrauchten Mousselin?"

Ich. „Nein; es handelt sich um Auskunft wegen

eines Hochzeitkleides, und man setzt hierwegen Vertrauen in Ihre Talente."

Zwei Stunden danach kam Madame Nourisson (so hieß sie) in einem Kleide von geblümten Damaste, aus Vorhängen gemacht, die in irgend einen mit Beschlag belegten Boudoir losgehäkelt wurden, und mit einem von jenem aus der Mode gekommenen abgenützten, unverkäuflichen Kaschemirshawls, die ihr Leben auf dem Rücken dieser Weiber enden. Sie trug ein Halstuch von prächtigen, aber rissigen Spitzen, und einen abscheulichen Hut; als letzten Zug ihrer Physiognomie hatte sie Schuhe von irischen Leder an, über deren Rand heraus ihr Fleisch die Wirkung eines Wulstes von schwarzer, durchbrochener Seide machte.

Wir waren ernsthaft wie zwei Schriftsteller, deren gemeinsames Werk nicht den ganzen Erfolg erhält, den es verdient.

„Madame," sagte ich zu ihr, indem ich ihr ein Paar Frauenpantoffel zeigte, „diese sind von der Kaiserin Josephine."

Ich mußte wohl die Madame Nourisson für ihre Prizessin von Lamballe mit gleicher Münze zahlen.

„Diese?" erwiederte sie; „die sind heuer gemacht; sehen Sie dieses Zeichen unter denselben."

„Begreifen Sie nicht, daß diese Pantoffel eine Vorrede sind," entgegnete ich, „obgleich sie in der Regel den Schluß eines Romanes bilden? Mein Freund da wünschte, in einem unermeßlichen Familieninteresse, zu

erfahren, ob eine junge Person aus einem guten und reichen Hause, die er heirathen möchte, einen Fehltritt begangen habe."

„Was läßt sich der Herr kosten?" fragte sie, meinen Gefährten anblickend.

„Hundert Franks."

„Danke," entgegnete sie, eine Weigerung grimassirend, um einen kurzgeschwänzten Affen zur Verzweiflung zu bringen; „nicht mehr Belohnung für unsere kleinen Infamien?"

„Was verlangen Sie denn, meine liebe Madame Nourisson?" fragte ich sie.

„Zuvörderst, meine lieben Herren, hab' ich, seitdem ich arbeite, nie Jemand, weder Mann noch Frau, um das Glück handeln sehen. Und dann, sehen Sie, sind Sie zwei Spaßvögel," fuhr sie mit einem Lächeln auf ihren kalten Lippen fort, und mit einem aus Katzenmißtrauen eisigen Blicke. Die entehrendste Vertraulichkeit ist die erste Steuer, welche diese Arten von Weibern von zügellosen Leidenschaften oder vom Elende, die sich ihnen anvertrauen, zum voraus erheben. Sie schwingen sich niemals zur Höhe des Klienten, sie lassen ihn an ihrer Seite auf ihren Kothhaufen sich setzen.

„Wenn es sich nicht um Ihr Glück handelt, so ist doch von Ihrem Vermögen die Rede," sagte sie; „und in der Höhe, in welcher Sie wohnen, handelt man noch weniger um ein Heirathsgut. Lassen Sie hören," fügte sie mit einer süßlichen Miene bei, „wovon ist die Rede?"

„Vom Hause Nevion," antwortete mein Freund, sehr froh, zu erfahren, woran er sich hinsichtlich einer Person zu halten habe, die ihn interessirte.

„O! für dieses," entgegnete sie, „ist ein Louisd'or genug . . ." — „Und warum?"

„Ich habe alle Schmucksachen der Mutter, und von drei zu drei Monaten geht es ihr knapp; sie ist sehr in Verlegenheit, die Interessen für das aufzutreiben, was ich ihr geliehen habe. Sie wollen da hinein heirathen, Werthester?" fragte sie; „geben Sie mir vierzig Franks, und ich will für mehr als hundert Thaler plaudern."

Mein Maler ließ ein Vierzigfrankstück sehen, und wir erfuhren entsetzliche Details über das geheime Elend einiger Frauen vom sogenannten Musterschlage. Die Trödlerin, durch unsere Unterhaltung aufgeheitert, gab sich, wie sie war. Ohne irgend einen Namen, irgend ein Geheimniß zu verrathen, machte sie uns schaudern, indem sie uns zeigte, daß wenig Wohlstand in Paris zu finden sey, der nicht auf der schwankenden Grundlage des Borgens beruhe. Sie besaß in ihren Schubläden Großmütter, Kinder, unlängst verstorbene Ehemänner, todte und mit Gold und Brillanten umgebene Enkelinnen. Sie erfuhr schreckliche Geschichten, indem sie dieselben dahin brachte, wechselseitig ihre Schliche auszuplaudern, und ihnen ihre Geheimnisse in den Momenten der Leidenschaft, des Zwistes, des Zornes, und in den schmerzstillenden Vorbereitungen entriß, die der Abschluß eines Darleihens bedingt.

„Wie sind Sie denn dahingekommen," fragte ich, „diesen Handel zu treiben?"

„Für meinen Sohn," erwiederte sie naiv.

Fast immer rechtfertigen die Toilettetrödlerinnen ihren Handel durch Ursachen voll schöner Beweggründe. Madame Nourisson gab vor, mehrere Freier, drei sehr mißrathene Töchter, kurz alle ihre Täuschungen verloren zu haben. Sie zeigte uns, als ihre besten Papierwerthe, Pfandhauszettel, um zu beweisen, welchen mißlichen Wechselfällen ihr Handel ausgesetzt sey. Sie äußerte, auf den nächsten Monatschluß bange zu haben. Man bestehle sie sehr, sagte sie. Wir schauten einander an, als wir dieses etwas allzustarke Wort hörten.

„Sehen Sie, meine Kinder, ich will Ihnen zeigen, wie man uns mitspielt! Es handelt sich nicht um mich, sondern um meine Nachbarin gegenüber, Madame Mahuchet, die Frauenschuhmacherin. Sie hatte einer Gräfin Geld geliehen, einer Frau, die hinsichtlich ihrer Einkünfte zu viele Leidenschaften hat. Was hat die für schöne Möbel, was für eine prächtige Wohnung! Die empfängt, die treibt, wie wir sagen, eine wahre Teufelswirthschaft. Sie schuldet also ihrer Schuhmacherin dreihundert Franks, und gab ein Diné, eine Soiré, erst vorgestern. Die Schuhmacherin, welche dieß von der Köchin erfährt, besucht mich; wir stecken die Köpfe zusammen, sie will einen Lärm aufschlagen, ich sage zu ihr: „„Meine liebe Mutter Mahuchet, wozu nützt dieß, sich verhaßt zu machen? Es ist besser, Pfänder zu be-

kommen. Und man erspart sich den Verdruß."" Sie will hingehen, ersucht mich, ihr beizustehen; wir gehen hin."

„Madame ist nicht zu Hause."

„Das kennen wir. — „„Wir werden sie erwarten,"" sagt die Mutter Mahuchet, „„müßte ich bis Mitternacht da bleiben."" Und wir lagern uns im Vorzimmer, und plaudern. Ah! wie die Thüren gehen, wie man kommt, mit leisen Schritten, leisen Stimmen. Mir war dieß widrig. Die Gäste erschienen zum Diné. Geben Sie Acht, welche Wendung dieß nahm. Die Gräfin schickt ihre Kammerzofe, um Mahuchet zu besänftigen. „„Sie werden morgen bezahlt!"" Kurz, lauter blauen Dunst! Nichts hilft. Die Gräfin, wie ein Sonntag angezogen, tritt in den Speisesaal; aber Mahuchet, die sie hört, öffnet die Thüre, und tritt vor sie hin. Potztausend! als sie eine von Silberzeug funkelnde Tafel sieht (die Wärmbecken, die Leuchter, Alles glänzte wie ein Schmuckkästchen), bricht sie wie ein Feuerwerk los, und schleudert ihre Rakete: „„Wenn man fremdes Geld verschwendet, sollte man bescheiden seyn, kein Diné geben. Gräfin seyn, und einer unglücklichen Schuhmacherin, die sieben Kinder hat, hundert Thaler schulden!"" Sie können sich denken, was sie Alles unbesonnen herausschwätzt, diese Frau von wenig Erziehung.

„Auf ein entschuldigendes Wort der Gräfin (kein Geld) ruft Mahuchet aus: „„Ei, Madame, da ist Silberzeug! Verpfänden Sie Ihre Gedecke, und bezahlen

Sie mich!"" — „„Nehmen Sie sie selbst,"" erwiederte die Gräfin, sechs Gedecke zusammenraffend, und sie ihr in die Hand steckend. Wir rumpeln hinunter wie Siegerinnen! Nein, auf der Straße treten der Mahuchet die Thränen in die Augen; sie hat die Gedecke zurückgetragen, denn sie besitzt Gefühl, und bat um Vergebung . . . . sie waren von Neusilber!"

„Sie ist ungedeckt *) geblieben?" versetzte ich.

„Ah! mein lieber Herr," sagte Madame Nourisson, durch dieses Wortspiel aufgeklärt, „Sie sind ein Künstler, Sie machen Theaterstücke, Sie wohnen in der Helderstrasse, und halten sich bei Madame Antonia auf; Sie haben Einfälle, die ich kenne. Gehen Sie, Sie wollen irgend eine Seltenheit im großen Genre bekommen. Man stört mich nicht ohne Grund."

„Ich schwöre Ihnen, meine liebe Madame Nourisson, daß wir lediglich das Vergnügen genießen wollen, Ihre Bekanntschaft zu machen, und daß wir Aufschlüsse über Ihr früheres Leben wünschen, nämlich durch welche Neigung Sie zu Ihrem Metier kamen."

„Ich war eine vertraute Frau bei einem französischen Marschalle, dem Fürsten von Ysemberg," entgegnete sie, eine Dorinenstellung annehmend. „Eines Morgens kommt

---

*) Ein Wortspiel: les couverts = die Gedecke, und à decouvert = freimüthig, was hier zugleich ausdrückt: ohne Gedecke. Man kann dieses Wortspiel füglich mit „Gedecke" und „ungedeckt" übersetzen.

A. d. Ueb.

eine von den vornehmsten Damen des kaiserlichen Hofes, die mit dem Marschalle unter vier Augen sprechen will. Ich setze mich alsogleich in Positur, zu horchen. Meine Frau bricht in Thränen aus, sie vertraut diesem Einfaltspinsel von einem Marschalle (der Fürst von Ysemberg, dieser Condé der Republik ein Einfaltspinsel!), daß ihr Mann, der in Spanien diente, ihr keine Tausendfranksbanknote zurückgelassen habe, daß, wenn sie deren nicht eine oder zwei sogleich bekäme, ihre Kinder kein Brod hätten; sie hat morgen nichts zu essen. — Mein Marschall, der zu jener Zeit genug gab, zog zwei Tausendfranksbanknoten aus seinem Schreibpulte. Ich betrachte diese schöne Gräfin auf der Treppe, ohne daß sie mich sehen kann; sie lachte mit einer so wenig mütterlichen Zufriedenheit, daß ich unter den Säulengang schlüpfte, und ich höre sie ganz leise zu ihrem Jäger sagen: „„Zu Leroy!““

„Ich eile hin. Meine Familienmutter tritt bei jenem berühmten Kaufmanne ein, Strasse Richelieu, Sie wissen... Sie bestellt ein Kleid, und bezahlt dafür fünfzehnhundert Franks: damals bezahlte man ein Kleid bei der Bestellung. Zwei Tage danach konnte sie auf einem Gesandtenballe erscheinen, aufgeputzt, wie es eine Frau seyn soll, um Jedermann und zugleich irgend Einem zu gefallen. Von diesem Tage an dachte ich mir: Ich habe ein Gewerbe! Wenn ich nicht mehr jung seyn werde, will ich den vornehmen Damen auf ihre

Putzsachen leihen; denn die Leidenschaft rechnet nicht, und bezahlt blindlings. Wenn dieß Vaudevillestoff ist, den Sie suchen, werde ich Ihnen davon verkaufen."

Sie entfernte sich, nachdem sie uns die fünf gelben Zähne gezeigt hatte, die ihr bleiben, uns grüßend, und zu lächeln versuchend. Wir schauten einander an, Beide über diesen Wortschwall erschrocken, worin jede Wendung aus dem früheren Leben der Madame Nourisson ihre Spur zurückgelassen hatte.

von Balzac.

Warum.

Warum schweigen oft jene plötzlich, die am lautesten von Paris sprachen?

Der nahe Bach, dessen Murmeln mich belästigte, schweigt, seitdem kein Hinderniß mehr seinen Lauf hemmt; auf das Räderwerk der Mühle, die er in Bewegung setzt, wurde zur rechten Zeit ein wenig Oel gegossen, und ich habe aufgehört, das knarrende Geräusch zu vernehmen, das meinem Ohre wehe that. Das Schweigen hat also eine Ursache; aber es ist bisweilen schwer, sie zu entdecken. Ich habe Männer, lärmende Gegner gewisser Minister, sehr laut ihr System tadeln, gegen die Mißbräuche declamiren, schändliche Begünstigungen brandmarken, scandalöse Handelsabschlüsse anklagen, bestechende Manöver verdammen sehen, und ich fühlte eine große Hochachtung für diese Männer. Einige Monate danach hatte sich nichts geändert, als ihr Benehmen: das Uebel

war das nämliche; aber sie sahen es nicht mehr, sie wollten es nicht mehr sehen.

Welches Wunder bewirkte diese Veränderung? — Welcher Zauberer lähmte plötzlich so viele drohende Zungen? — Ich stellte diese Frage an mich, die ich lange nicht lösen konnte. Der Zufall, dem fast alle Entdeckungen zu verdanken sind, hat mir, glaub' ich, die Auflösung des Räthsels gegeben; eben so, wie die physiologischen Aerzte in den Eingeweiden der Thiere die Geheimnisse des menschlichen Lebens entdecken, hab' ich in dem Benehmen eines Hundes die Erklärung des Falles gefunden, der mich so sehr verblüfft hatte. Ich kann den Ort der Scene, die Namen der Theilnehmer und jene der Zeugen anführen. Das Ereigniß geschah in einer der gewöhnlichen Sitzungen der Gesellschaft der Kunstfreunde; der Held ist der Spürhund unsers vortrefflichen Collegen, des Herrn Leon Bertrand, dieses geschickten Jägers, den Sie kennen, der eben so gut die Feder wie die Flinte handhabt. Die Geschichte ist oft nur Fabel; dießmal wird die Fabel Geschichte seyn.

Ein Hund in der Gesellschaft der Kunstfreunde.

Fabel.

In dem litterarischen Vereine, worin unsere verschiedenen Talente glänzen, lasen wir, wie gewöhnlich, bewundernswerthe Prosa und bewundernswerthe Verse. Ein stummer Beifall, unter der Bedingung der Erwie-

derung gezollt, huldigte so eben abwechselnd dem Vorleser und dem Dichter. Plötzlich ertönt vor der Thüre ein lautes Bellen, gerade im schönsten Momente! Der Vorleser mußte warten. Warten ist peinlich für den Verfasser, wenn er die Anwesenden zu entzücken glaubt; und ach! oft noch peinlicher für den Zuhörer, wenn der Verfasser wieder anfangen muß. Der Herr geht jedoch hinaus, schmäht und schlägt seinen Hund.

Einen Augenblick danach erneuert sich der Lärm: der Hund bellte noch ärger; Drohungen und Schläge wirkten nichts. „Was ist zu thun? Machen wir ihm auf; sein Lärmen kann uns im Saale nicht mehr stören." Er kommt also herein. Kaum ist Medor an der Seite seines erzürnten Herrn, als er, auf seinen Hinterpfoten kauernd, schweigt, zu horchen scheint, ernst wie ein Mitglied.

Wie viele Leute werden Sie treffen, die sich auf diese Art aufmachen lassen; laute Beller, so lange sie vor der Thüre stehen, und stumm, sobald sie eingetreten sind!

S. Lavalette.

Wahrhafte Geschichte von der Ente.

Es handelt sich hier weder um die zahme Ente, noch um die Wildente, — diese interessiren nur Herrn von Buffon, — und Herrn Grimod de La Reynière. Unser Jahrhundert kennt deren andere, die man nur mit den Augen oder mit den Ohren genießt, welche deß-

wegen nicht minder die tägliche Nahrung einer Menge rechtschaffener Leute sind.

Die Ente wird in der Straße Jerusalem geboren; sie schwingt sich an jedem Morgen aus den Bureaux des Herrn Rossignol empor, und nimmt ihren Flug über die Hauptstadt, unter der leichten Gestalt eines Viereckes von graulichem Papiere: „Hier ist, was so eben erschienen...“ Hören Sie dieses rauhe Gekreisch, das die Luft und die Ohren zerreißt? Erkennen Sie diese Zweifüßigen an den krummen Schritten, welche dem Laufe des Baches die Strassen entlang folgen? Hören Sie den Ursprung des Namens; trachten wir die Sache zu würdigen.

Die Ente ist eine bisweilen wahre, immer übertriebene, oft falsche Neuigkeit. Da giebt es Details einer schauderhaften Mordthat, manchmal durch Holzschnitte in naivem Style illustrirt; da giebt es ein Unglück, eine Naturerscheinung, ein außerordentliches Abenteuer; man bezahlt fünf Centimes und ist geflogen. Glücklich noch diejenigen, deren einfacherer Geist die Täuschung bewahren kann. Die Ente reicht bis in das höchste Alterthum zurück. Sie ist der Schlüssel der Bilderschrift, das Zeitwort ihrer räthselhaften Redensarten. Die Geschichten aller Völker haben mit Enten begonnen. Die Ente ist die Basis aller Religionen. Die Alten haben uns große vermacht; wir werden deren sehr schöne unsern Nachkommen hinterlassen. Herodot und Plinius sind in dieser Beziehung unnachahmlich:

Der Eine hat Menschen ohne Kopf erfunden; der Andere hat Menschen mit Schweifen gesehen. Nach Fourier soll der vollkommene Mensch einen Rüssel haben.

Lassen wir die Mythologie aus dem Spiele; wir verdanken der heiligen Schrift den Irion und den Vogel Greif.

Voltaire hat es nie gelingen können, sich den Irion vorzustellen, dessen Fleisch den Hebräern verboten gewesen ist. Aber die modernen Geologen haben der Bibel Recht gegeben. Das Anoploterium, das Mammut, das Dinotherium, das ganze Geschlecht der Reptilien, die, nach Cuvier, vor der Sündfluth sogar das Thal von Paris bevölkerten, sind gewiß die liebenswürdigen, von Voltaire Gott bestrittenen Creaturen werth. Dieß ist die Fossile, von der Wissenschaft in Schutz genommene Ente, welche noch eine schöne Zukunft hat. Die alten Gelehrten waren noch weniger ferne, indem sie uns den berühmten Homo diluvii testis *), und die riesigen Gebeine des Königes Teutobocus vermachten. Aber wer wird jemals der Geschichte des Fisch-Bischofes gleich kommen, der, im Baltischen Meere gefangen, dem Pabste vorgestellt wurde, und mit ihm lateinisch sprach?

Die früheren Seefahrer im sechszehnten Jahrhunderte haben uns deren viele andere erzählt, ungerechnet das Eldorado, den Fisch Kraken, den man für eine schwim-

*) Mensch, der Sündfluth Zeuge. D. Ueb.

mende Insel hielt, das Gespensterschiff, den Drachen von Rhodus und die Seeschlange, so wie sie von Herrn Jacques Arago gesehen worden ist. Dieser letztere, der König der Enten, diene uns zum Uebergange auf die moderne Zeiten.

Es gab auch eine Epoche, wo die Journale nicht erfunden waren, obgleich man schon das Pulver und die Buchdruckerkunst gefunden hatte. Damals vertrat die Ente die Stelle der Journale. Die Politik hatte wenig Interesse für die Einwohner der Dörfer und Landhäuser; die Hydra der Anarchie, das Staatsschiff, der politische Sturm, waren noch nicht im Stande, diese unwissenden Aufmerksamkeiten zu reizen; sie machten sich vergnüglicher an minder akademische Erdichtungen. Der Wehrwolf, der Knecht Rupprecht, das Gevaudanthier, dieß waren die hauptsächlichsten Gegenstände, welche der Stich, die Legende und die Klagestellung zu verunsterblichen übernahmen.

Dieß geschah unter Ludwig XV.; aber schon hatte der Herr Renaudot die **Gazette de France**, und der Herr Visé den **Mercure galant** gegründet; — die Ente sollte einen festen Wohnsitz haben. Der Journalismus war erschaffen!

Die erste durch die Journale verbreitete Ente war der goldene Zahn. Ein Kind mit einem goldenen Zahne wurde geboren, die Thatsache von den Akademikern dargethan, bewiesen, studirt; man veröffentlichte Denk-

schriften dafür und dagegen. — Späterhin erkannte man, daß der Zahn nur überzogen war; aber Niemand wollte an diese Erklärung glauben. Es gab auch die Naturerscheinung der Entbindung einer holländischen Gräfin, Mutter von dreihundert Kindern, die Alle getauft wurden. Die offiziellen Journale vermehrten sich wenig während des achtzehnten Jahrhunderts; das **Journal de Trévoux**, das **Journal des Savants**, streuten viele wissenschaftliche Enten in die damalige Gesellschaft; die geheimen Memoiren von Collé und die Sammlung von Bachaumont vernachlässigten eben so wenig diese interessante Abart.

Die Revolution hatte den Cultus des Wahren. Die Ente wäre zu ihrer Zeit gefährlich gewesen; man bewahrte sie für bessere Zeiten auf.

Das Kaiserreich hatte ihrer (der Enten) viele gekannt, die Länge der Tempel von Karnac, hinsichtlich der Obelisken, und hauptsächlich in den fremden Ländern, die große Armee brachte deren bisweilen zu ihren Heerden zurück, mochte aber äußerst wenig davon lesen.

Der Restauration war es vorbehalten, die Ente wieder in die Pariser-Oeffentlichkeit einzusetzen. Die erste und schönste nach 1814 war die Frau mit dem Todtenkopfe. Dieses wunderliche Wesen besaß übrigens einen herrlichen Leib, und zwei oder drei Millionen Heirathsgut. Die Journale gaben ihre Adresse; aber sie empfing Niemand. Man brachte sich an ihrer Thüre um; man seufzte unter ihren Fenstern; man griff in

Versen und in Prosa ihre Tugend und ihre Millionen an. Mehrere wurden ernstlich in sie verliebt, und verlangten sie ohne Heirathsgut, ihrer selbst wegen. Ein Engländer entführte sie zuletzt, und wurde sehr ungehalten, anstatt eines Todtenkopfes ein ziemlich hübsches Gesicht zu finden, das auf den Ruf der Häßlichkeit speculirt hatte, um reizend gefunden zu werden. — O Täuschung! Wer erinnert sich nicht auch des Invaliden mit dem hölzernen Kopfe!

Die Journale vermehrten sich, die Ente wurde größer: der Constitutionel, der Courier und die Débats waren indessen noch sehr klein.

Aber im Zwischenraume der Sitzungen, während der langen Monate der politischen und gerichtlichen Ferien, fühlten sie das Bedürfniß, der Neugier eine Nahrung zu geben, fähig, das bloßgestellte Abonnement zu unterstützen. Da geschah es, daß man die große, seit dem Mittelalter und den Reisen des Marco Polo vergessene Seeschlange triumphirend wieder erscheinen sah, der man die große und wahrhafte Meerspinne beizufügen nicht vergaß, die ihr Gewebe an die Schiffe spann, und welcher ein portugischer Lieutenant mit Beilhieben muthig eine ungeheuere Kralle abschlug, die nach Lissabon gebracht wurde.

Vereinen Sie hiemit eine interessante Sammlung von Hundertjährigen und Zweihundertjährigen, von Kälbern mit zwei Köpfen, von wunderlichen Entbindungen und von andern Entchen aus dem Alletagsleben. Einige

hatten einen politischen Anstrich: eine solche Ente war das untermeerliche Schiff, bestimmt, Napoleon von seiner Insel wegzuführen; dann der Soldat des Kaiserreiches; aus Sibirien geflüchtet, der regelmäßig gegen den Monat September seinen Marsch antrat.

Andere bezogen sich auf die Künste und die Wissenschaft: so die Spinne als Dillettanten, die Froschlaichregen, ein Enteneier ausbrütender Engländer, aus Zuneigung zu ihrer Mutter, die in einer seit mehreren Jahrhunderten gebauten Mauer gefundene Kröte, und andere, welche unsere constitutionelle Kindheit entzückt haben.

Vergessen wir nicht, daß die Journale damals nur zwei Spalten hatten. Ihre Vergrößerung wurde fast gleichzeitig durch die Geschichten von Clara Vendel, Kaspar Hauser und dem Räuber Schubry bezeichnet.

In Bezug auf ernstliches Interesse konnte man es nicht weiter treiben: bemerken Sie, daß bis dahin Jedermann an die Ente glaubte, selbst jener, der sie schrieb.

Der Erste, welcher die ironische Ente erfand, war ein Feind der Portiere. Es scheint, daß er über Einen dieser Funktionäre sich zu beklagen hatte. Seine Rache war grimmig; er legte die nachstehende Note in den Briefkasten eines Journals: „Ein berühmter Kunsttisch„ler der Vorstadt Saint-Antonie, fand, indem er einen „Acajoublock spaltete, in dem Innern desselben einen „leeren, von einer Schlange besetzten Raum, welche er„starrt schien, doch wieder belebt werden konnte. Die „Schlange und das Acajoutrumm sind in der Straße

„de la Roquette zu sehen, No.... Der Portier des „Hauses wird sich ein wahres Vergnügen daraus machen, „sie den Neugierigen zu zeigen.“

Diese seitdem unter andern Formen erneuerte Mystifikation, hatte schreckliche Folgen; der Portier, entsetzt ob dem täglichen Zudrange der Besucher und vorzüglich einiger Engländer, welche argwohnten, daß er ihnen die Schlange aus einem Gefühle von Nationalhaß verläugne, machte, wie man sagte, zuletzt seinem Leben ein Ende. Wir haben nacheinander Bekanntschaft gemacht mit der Negerin Cecily, eine Rivalin von Mademoiselle Mars im Lustspiele; mit dem weiblichen Corsaren; mit dem Einsturze der Niagarafelsen; mit den Mondbewohnern; mit den zu Nerac entdeckten Bas-reliefs von Tetricus, dem Könige der Gallier. Diese Bas-reliefs, worüber eine Menge akademischer Abhandlungen erschienen, waren, wie man weiß, das Werk eines gascognischen Glasers, der sie vergraben hatte, und sich zu erkennen gab, als das Institut sich über das Alterthum jener Bruchstücke günstig ausgesprochen hatte.

Die Ente war oft ein ministerielles Mittel, um die Aufmerksamkeit von einer compromittirenden Streitfrage oder von einem Budgets-Ungeheuer abzulenken.

Sie sehen, daß dieß fortfährt, sich im Kreise der Mystifikation zu drehen. In dieser Beziehung schien die Provinz einen Augenblick Paris den Rang abzulaufen. Der Semaphore de Marseille erfand die Corsaren auf der Rhone. Diesen aus dem mittellän-

dischen Meere gekommenen Seeräubern war es gelungen, bis nach Beaucaire vorzudringen, von wo sie alle Jungfrauen der Stadt für den Bedarf des Pascha von Negroponte entführt hatten. Dieß geschah zur Zeit der Orientalen; Paris erschrack. Der Minister des Innern schrieb nach Nimes; er gab den Präfekten einen Verweis, der seinerseits an den Procurator des Königs in Tarascon schrieb, mit der Frage, was er solchen Ereignissen gegenüber gethan. Dieser begab sich an Ort und Stelle, über die Rhone setzend, erfuhr die Unwahrheit der Nachricht, daß jemals Corsaren gewagt hätten, Jungfrauen aus Beaucaire zu entführen, und daß man selbst bezweifle, daß es deren dort gäbe. Der Präfekt beeilte sich, Paris zu beruhigen, welches deßwegen gegen die Nachrichten des Semaphore nicht sorgfältiger auf seiner Hut war.

Zu Mery muß man die Geschichte des Duells zwischen Mascredati und Bussi erzählen hören, zwei berühmte italienische Gelehrte, die jetzt in allen Biographien stehen, und niemals existirt haben, und jene von der Waise Juliah, welche, vor einigen Monaten, Paris in Athem und die ganze Welt in Unruhe versetzte! Bei diesem ungeheuern hoax*) des südlichen Frankreichs, war eine ganze Provinz die Mitschuldige ihres Lieblingsjournals. Die aus Marseille in Paris Befindlichen wirkten zusammen, uns zu mystifiziren, die Andern

*) Englisches Wort: Erdichtung, Aufschneiderei. D. Ueb.

schrieben Briefe über Briefe, um unsere Angst zu vermehren.

Man weiß, daß es zu Marseille durch einen Gelehrtencongreß dargethan wurde, daß Juliah keine bekannte Sprache spreche. Aber hören Sie, wie Paris seine Ueberlegenheit wieder gewann: „Sie sagen," wurde den Nachkommen der Phönizier geantwortet, „daß Juliah keine in Marseille bekannte Sprache spreche? Aber vielleicht ist es einfach der Fall, daß sie französisch spricht."

Der Semaphore hat nichts darauf erwiedert.

Im Grunde, wenn bisweilen die Ente in der Provinz auftaucht, erkennen wir, daß sie nur in Paris existiren kann; von da geht sie aus, dahin kommt sie wieder unter einer neuen Form, wenn sie die Tour um die Welt gemacht hat. Aber sonderbar ist es, daß die Ente die Ausgeburt der Begattung des Paradoxen mit der Phantasie, immer damit endet, wahr befunden zu werden. Schiller hat geschrieben, daß, als Columbus von Amerika geträumt, Gott diese neue Welt aus den Wässern aufsteigen ließ, damit das Genie durch keinen Trug überwunden werde! Abgesehen von jedem Genie, kann man sagen, daß der Mensch nichts erfinde, was nicht hervorgebracht ist, oder was nicht zu einer gegebenen Zeit zum Vorscheine komme.

Ein Journal hatte sich ein kleines Mädchen eingebildet, dessen Augapfel die Inschrift trug: „Napoleon, Kaiser." Drei Jahre darnach konnte man das Kind auf dem Boulevard sehen: wir haben es gesehen.

Kaspar Hauser und der Räuber Schubry sind wirklich geworden, in Folge dessen, daß man sie erfunden hatte. Die alten Dichter haben den Drachen zu ersinnen geglaubt: Herr Broginard hat die Knochen davon zu Montmartre aufgefunden, und nennt ihn Pterodactyle. Man hielt den Delphin für fabelhaft; italienische Naturforscher haben eben erst ein vollständiges Skelett davon in einer Schlucht der Apenninen gefunden. Man hat an der Sirene des Alterthums gezweifelt: wenige Menschen wissen, daß deren drei existiren, unter Glas aufbewahrt im königlichen Museum zu Haag, unter der Nummer 449, und von den Holländern in den Meeren von Java gefischt.

Sie werden sehen, daß man vermittelst des Durchbohrens der Erde mit Mulot'schen*) Werkzeugen, in ihren Innern den Planeten Nazor, von einer unterirdischen Sonne erleuchtet, entdecken wird, eine prächtige Ente, erfunden im sechszehnten Jahrhunderte von Nicolaus Klimius in seinem Iter subterraneum.**) Nach alle dem existirt dieser Planet Nazor ohne Zweifel, und muß ganz einfach die Hölle seyn. Aber Flämmchen weiß es besser als wir! Dieß ist eine Meisterente; es geht nichts darüber.

Gerard von Nerval.

*) Mulot, Ingenieur in Paris, der einen artesischen Brunnen daselbst gegraben hat. A. d. Ueb.

**) „Unterirdische Reise." A. d. Ueb.

Ein Ladenschwengel der Straße Richelieu.

Die Comödien, welche man in Paris umsonst sehen kann.

Verkaufen, verstehen, verkaufen können, und verkaufen!

Das Publikum hat keine Ahnung von allem dem, was Paris an Herrlichkeiten diesen drei Seiten eines und desselben Problems verdankt.

Der Glanz eben so reicher Magazine, wie die Salons des Adels vor 1789; die Pracht der Cafés, welche oft, und sehr leicht, jene von Neu-Versailles aussticht; die dichterischen, alle Abende zerstörten, alle Morgen wieder hergestellten Waarenauslagen; die Eleganz und Artigkeit der jungen Leute im Verkehre mit den Käuferinnen; die pikanten Physiognomien und Toiletten der jungen Mädchen, welche Käufer anlocken müssen, und endlich neuerlich die tiefen, unermeßlichen Räume und der babylonische Luxus der Gallerien, worin die Kaufleute den Handel monopolisiren, indem sie ihn spezialisiren, dieß Alles ist nichts! Es handelt sich nur noch darum, dem gierigsten und blasirtesten Organe zu gefallen, das sich seit dem römischen Staate entwickelt hat, und dessen Begehrlichkeit durch die Wirkungen der raffinirtesten Civilisation grenzenlos geworden ist. Dieses Organ ist das Auge der Pariser!

Dieses Auge verzehrt Kunstfeuer für hunderttausend Francs; Paläste von zwei Kilometres Länge bei sechzig Fuß Höhe in buntfarbigen Gläsern; Feenzauberkünste in vier Theatern alle Abende; wieder entstehende Pano-

ramen; beständige Ausstellungen; Welten von Schmerzen; Universen von Freude, bei einem Spaziergange auf den Boulevards, oder durch die Straßen irrend; Encyklopädien von Lumpen im Fasching; jährlich zwanzig illustrirte Werke; tausend Caricaturen; zehntausend Vignetten; Litographien und Kupferstiche. Dieses Auge trinkt für fünfzehntausend Francs Gas alle Abende; endlich um es zu befriedigen, giebt die Stadt Paris jährlich einige Millionen für Aussichten und Anpflanzungen aus.

Und dieß ist noch nichts! Dieß ist nur die materielle Seite der Frage. Ja, dieß ist, nach unserer Meinung, wenig im Vergleiche mit den Wirkungen der Intelligenz, der eines Molière würdigen Streiche, von den sechzigtausend Commis und den vierzigtausend Ladenjungfern verübt, welche auf die Börse der Käufer erpicht sind, wie die Tausende von Weißfischen auf die Stücke Brod, die auf dem Wasser der Seine schwimmen.

Der Ladenschwengel zu Hause ist an Fähigkeiten, an Geist, an Spaß, an Philosophie dem das Muster seiner Zunft gewordenen berühmten Handelsreisenden, wenigstens gleich. Aus seinem Magazine, aus seinem Geschäfte herausgetreten, ist er wie ein Ballon ohne Gas; er verdankt seine Fähigkeiten nur seinem Waarenkreise, wie der Schauspieler nur auf seinem Theater erhaben ist.

Obgleich beziehungsweise zu den übrigen Handelscommis Europa's, der französische Commis unterrichteter ist, als jene, so daß er nöthigenfalls von Asphalt,

vom Balle Mabille, von der Polka, von Literatur, illustriren Büchern, Eisenbahnen, Politik, Kammern und Revolution sprechen kann, ist er unendlich dumm, wenn er sein Springbret, seine Elle, und seine Bestellungsartigkeiten verläßt; aber hier, auf dem steifen Seile des Comtoirs, das Wort auf den Lippen, das Auge in Thätigkeit, den Shawl in der Hand, verdunkelt er den großen Talleyrand; er hat mehr Geist, als Desaugiers, mehr List, als Cleopatra; er ist so viel werth, als der von Molière doublirte Monrose. Zu Hause hätte Talleyrand den Ladenschwengel gespielt; aber in seinem Magazine würde der Ladenschwengel den Talleyrand gespielt haben. Erklären wir diesen sonderbaren Satz durch eine Thatsache.

Zwei hübsche Fürstinnen plauderten dem Fürsten zur Seite; sie wollten ein Armband. Man erwartete aus dem Hause des berühmtesten Juweliers in Paris einen Commis und Armbänder. Ein Ladenschwengel erscheint, mit drei Armbändern versehen, drei Wundern, unter denen die beiden Fürstinnen unschlüssig wählen. Wählen! das ist der Blitz der Intelligenz. Sie sind unschlüssig? Alles ist gesagt, Sie täuschen sich. Der Geschmack hat nicht zwei Eingebungen. Endlich, nach zehn Minuten, wird der Fürst um Rath gefragt; er sieht die beiden Herzoginnen den tausend Schattirungen der Unentschiedenheit zwischen den zwei ausgezeichnetsten dieser Kleinodien preisgegeben; denn gleich Anfangs hatte er eines davon bei Seite gelegt. Der Fürst hört

nicht auf, zu lesen, er schaut die Armbänder nicht an, er erforschet den Commis.

„Welches würden Sie für Ihre gute Freundin wählen?“ fragt er ihn.

Der junge Mensch weiset auf eines der beiden Kleinodien.

„In diesem Falle nehmen Sie das Andere, Sie werden das Glück von zwei Frauen machen,“ sagte der Schlaueste der modernen Diplomaten.

Die zwei hübschen Frauen lächeln, und der Commis entfernt sich, von dem Geschenke entzückt, das der Fürst seiner Geliebten auf eine so zartsinnige Weise gemacht hatte.

Eine Frau steigt aus ihrer glänzenden Equipage, die in der Straße Richelieu, vor einem jener prächtigen Magazine hält, worin man Shawls verkauft; sie ist von einer andern Frau begleitet. (Die Frauen sind bei diesen Arten von Expeditionen fast immer paarweise.) Sie besuchen manchmal drei Magazine, bevor sie sich entscheiden; und in der Zwischenzeit von dem einen zum andern, machen sie sich über die kleine Comödie lustig, welche die Commis ihnen spielen. Prüfen wir, wer seine Rolle am Besten spielt, als Käuferin oder als Verkäufer, wer von Beiden in diesem kleinen Vaudeville hinzieht.

Wenn davon die Rede ist, die größte Thatsache des Pariserhandels, den Verkauf, zu schildern, muß man ein Muster aufstellen, und die Frage darin zusammenfassen.

Nun aber werden hierin der Shawl oder die Gebieterin über tausend Thaler, mehr Gemüthsaufregungen veranlassen, als das Stück Batist, als das Kleid zu dreihundert Francs. Aber, o Fremde der beiden Welten! wenn Ihr gleichwohl diese Physiologie der Waarenrechnung leset, wisset, daß diese Scene in den Magazinen von Neuigkeiten an Barege zu zwei Francs, oder an gedrucktem Musselin zu vier Francs das Meter, spielt!

Wie könnten Sie, Frau Gräfin, diesem hübschen, ganz jungen Menschen mißtrauen, mit der Sammetwange, und gefärbt wie ein Pfirsich, mit unschuldigen Augen, fast eben so gut gekleidet, wie Ihr . . . Ihr . . . Vetter, und mit einer Stimme begabt, weich wie das Vließ, das er Ihnen entfaltet? Es giebt ihrer drei oder vier solche darin. Den Einen mit dem schwarzen Auge, mit entschiedenem Gesichte, der zu Ihnen sagt: „Sehen Sie hier!" mit einer gebieterischen Miene. Den Andern mit blauen Augen, mit schüchternen Formen, mit unterwürfigen Redensarten, und von dem man sagt: „Der arme Junge! er ist nicht für den Handel geboren!

Jenen Kastanienhellbraunen, mit gelbem und spöttischen Auge, scherzhafter Phrase, und südlicher Rührigkeit.

Jenen Rothen, Fahlen, mit Fächerbart, steif, wie ein Communist, ernst, imposant, mit fataler Cravate, kurz angebunden.

Diese verschiedenen Arten von Commis, die den vorzüglichsten Characteren der Frauen entsprechen, sind die Arme ihres Prinzipals, eines dicken, gutmüthigen Mannes mit verblaßtem Gesichte, halb kahler Stirne, mit dem Bauche eines ministeriellen Deputirten, bisweilen mit der Ehrenlegion wegen Aufrechthaltung der Ueberlegenheit des französischen Gewerbes decorirt, Umrisse von genügender Rundung darbietend, eine Frau besitzend, Kinder, ein Landhaus, seine Rechnung in der Bank. Diese Person betritt den Kampfplatz nach Art des **Deus ex machina**, wenn die allzuverworrene Intrigue eine plötzliche Lösung erfordert.

Die Frauen sind auf diese Art umringt von Gutmüthigkeit, von Jugend, Artigkeiten, Lächeln, Scherzen, von Allem, was die civilisirte Menschheit Einfachestes, Verführerischestes bietet, Alles stufenweise für jeden Geschmack zubereitet.

Ein Wort über die natürlichen Wirkungen der Optik, der Architectur, der Verzierung, ein kurzes, entschiedenes, schreckliches Wort.

Das Buch, worin Sie diese belehrende Seite lesen, wird in diesem Augenblicke in der Straße Richelieu, 76, verkauft; denn späterhin wird es in allen Buchhandlungen des Universums verkauft werden. Dieser elegante Laden, weiß und Gold, mit rothem Sammet ausgeschlagen, wird wie ein Tempel von zwei jungen Eleven bedient, die am Neujahrstage mit ganz Paris zu thun haben. (Ah! sie haben Kirchenagenden, Pfarr-

bücher, Messe- und Ehestandsbücher, Bücher zur ersten Communion, zu den Marienmonaten, Evangelien, Nachahmungen, zur österlichen Feier, in einer Verschiedenheit, zu vergleichen mit jener der Rosen, der Dahlien, der Nelken, der Königin-Margaretha-Blumen der Gartencultur.) Wohlan! dieser bilderbunte Laden besaß ein Gelaß im Entresol, wohin der helle Tag von der Straße Menars wie zu einem Maler frei, rein, klar, immer sich selbst gleich, kommt.

Welcher Schlenderer hat nicht den Perser bewundert, diesen König von Asien, der sich an der Ecke der Börsenstraße und der Straße Richelieu breit macht, beauftragt, urbi et orbi *) zu sagen: „Ich herrsche ruhiger hier als in Lahore." In fünfhundert Jahren könnte diese Bildhauerarbeit an der Ecke von zwei Straßen, ohne diese unsterbliche Analyse, die Archäologen beschäftigen, die Herausgabe von Quartbänden mit Bildern veranlassen, wie jener des Herrn Quatremère über den Olympischem Jupiter, und worin man beweisen würde, daß Napoleon ein wenig Sophi in irgend einer Gegend des Orients gewesen ist, bevor er Kaiser der Franzosen wurde.

Nun denn! dieses reiche Magazin belagerte jenen armen kleinen Entresol, und hat sich vermittelst der Banknoten desselben bemächtiget. Die menschliche Comödie, der Teufel in Paris, haben den Platz der Ka-

*) „Der Stadt und der Welt." D. U.

schmir-Comödie und dem Teufel der Frauen abgetreten. Der Perser hat einige Diamanten aus seiner Krone geopfert, um dieses Licht, diesen Tag zu bekommen. Dieser Sonnenstrahl vermehrt den Verkauf um hundert Procent, wegen seines Einflusses auf das Farbenspiel; er hebt alle Verführungen der Shawls hervor; er ist ein unwiderstehliches Licht, er ist ein Goldstrahl. Aus diesem Beispiele schließen Sie auf die Ausstattung aller Magazine von Paris! Lassen Sie uns auf jene jungen Leute zurückkommen, auf jenen decorirten Vierziger, vom Könige der Franzosen an seiner Tafel empfangen, auf jenen ersten Commis mit rothem Barte, mit autokratischer Miene! Jene emeritirten Ladenschwengel haben sich die Woche hindurch mit tausend Launen gemessen; sie kennen alle Schwingungen der Kaschmirsaite weiblicher Herzen. Wenn eine Lorette, eine achtungswürdige Dame, eine junge Familienmutter, eine Löwin, eine Herzogin, eine gute Bürgerin, eine unverschämte Tänzerin, eine unschuldige Demoiselle, eine allzu unschuldige Ausländerin erscheinen, wird jede von ihnen alsogleich von jenen sieben oder acht Menschen analysirt, welche sie in dem Augenblicke studirt haben, wo sie die Spitze ihrer Nase oder ihres Fußes aus dem Wagen gestreckt, wo sie die Hand auf den Entenschnabel *) des Ladens gelegt hat, und die an den Fenstern lungern, im Comtoir, an der Thüre, in einer Ecke, mitten im Magazine,

*) Thürklinke. D. U.

mit einer Miene, als ob sie an die Freuden eines tollen Sonntags dächten; indem man sie betrachtet, frägt man sich selbst: „An was können sie denken?“

Die Börse einer Frau, ihre Wünsche, ihre Absichten, ihre Phantasie, sind dann in einem Augenblicke besser durchwühlt, als die Zollbediensteten einen verdächtigen Wagen an der Grenze in sieben Viertelstunden durchwühlen. Diese intelligenten lustigen Brüder, ernst wie edle Väter, haben Alles gesehen: die Details des Anzuges, eine unsichtbare Kothspur am Halbstiefel, eine verschobene Schleife, ein schmutziges oder schlechtgewähltes Hutband, den Schnitt und die Façon des Kleides, die Neuheit der Handschuhe, das von der intelligenten Scheere der Madame Soynard zugeschnittene Kleid, den Schmuck von Janisset, die Tändelei nach der Mode, kurz Alles, was den Stand, das Vermögen und den Character einer Frau verrathen kann.

Zittert! Niemals irret dieser Sanhedrin *) von Ladenschwengeln, unter dem Vorsitze des Prinzipals. Dann werden die Ideen eines Jeden mit telegraphischer Schnelligkeit dem Andern mitgetheilt, durch Blicke, durch nervöses Zucken, durch Bewegungen der Lippen, welche Sie, wenn Sie sie beobachten, für eine plötzliche Stadtbeleuchtung des großen Zuganges der Elysäischen Felder halten würden, wo das Gas von Candelaber zu

*) Das ehemalige höchste Landesgericht zu Jerusalem, insgesammt der hohe Rath. A. d. U.

Candelaber fliegt, wie diese Idee die Augäpfel von Commis zu Commis entzündet.

Und sogleich, wenn sie eine Engländerin ist, tritt der düstere, geheimniß- und verhängnißvolle Ladenschwengel vor, wie eine romanhafte Person von Lord Byron.

Ist sie eine Bürgerin, so macht sich der Aelteste der Commis an sie; er zeigt ihr hundert Shawls in einer Viertelstunde; er blendet sie mit Farben, mit Dessins; er breitet ihr so viele Shawls aus, als der Geier Kreise um das Kaninchen beschreibt, und nach einer halben Stunde, betäubt, wahlunschlüssig, verläßt sich die würdige Bürgerin, in allen ihren Ideen geschmeichelt, auf den Commis, der sie zwischen die beiden Hämmer dieses Dilemma und die gleichen Verlockungen der beiden Shawls postirt.

„Dieser hier, Madame, ist sehr vortheilhaft; er ist apfelgrün, die Modefarbe: aber die Mode wechselt, während dieser da (der schwarze oder der weiße, dessen Verkauf dringend ist,) von ewiger Dauer ist, und zu allen Anzügen paßt.“

Dieß ist das ABC des Geschäftes.

„Sie können nicht glauben, wie viel Beredsamkeit es bei diesem Hundsgeschäfte bedarf,“ sagte uns der erste Ladenschwengel der Anstalt, wo wir, Straße Richelieu, eintraten, und mit dem ich öfters an Sonntagen bei seinen Partien zusammentraf. „Sehen Sie, Sie gehören zu den verschwiegenen Künstlern; man kann mit Ihnen von den Listen unsers Prinzipals sprechen, der

gewiß der stärkste Mann ist, den ich gesehen habe. Ich sage nicht: als Fabrikant; Herr Fritot ist der Erste; sondern als Verkäufer; er hat den Selim-Shawl erfunden, einen Shawl, unmöglich zu verkaufen, und den wir täglich verkaufen. Wir bewahren in einem sehr einfachen, aber atlaßgefütterten Kästchen von Cedernholz einen Shawl zu fünf- bis sechshundert Franks, einen der von Selim dem Kaiser Napoleon gesendeten Shawls. Dieser Shawl ist unsere kaiserliche Garde; man läßt ihn in verzweiflungsvoller Lage vorrücken: er verkauft sich und stirbt nicht."

In diesem Augenblicke stieg eine Engländerin aus ihrem Miethwagen, und zeigte sich in dem schönen Ideal jenes besondern Pflegma, welches England und allen dessen angeblich beseelten Erzeugnissen eigenthümlich ist. Sie hätten sie für die Statue des Commandeurs gehalten, sprungweise gehend, auf eine gewisse in allen Familien Londons mit Nationalsorgfalt fabrizirte unschöne Art.

„Die Engländerin," flüsterte er uns in's Ohr, „ist unsere Schlacht von Waterloo. Wir haben Frauen, die uns wie Aale aus den Händen schlüpfen; man erwischt sie auf der Treppe; Loretten, die uns foppen; man lacht mit ihnen, und hält sie durch den Credit; unerforschliche Ausländerinnen, zu denen man mehrere Shawls bringt, und mit welchen man sich versteht, indem man ihnen Schmeicheleien sagt; aber die Engländerin ... da heißt es, eine Broncestatue von Ludwig XIV.

angreifen. Diese Frauen machen sich ein Geschäft, ein Vergnügen daraus, zu handeln. Sie prüfen unsere Geduld, und wie!"

Der romanhafte Commis war vorgetreten. „Wünschen Madame einen indischen oder französischen Shawl? Zu hohem Preise, oder . . ."

„Ich werde sehen." [1])

„Welche Summe bestimmen Madame dafür?"

„Ich werde sehen."

Indem der Commis sich umkehrte, um die Shawls zu nehmen, und sie auf einem Mantelholze auszubreiten, warf er auf seine Collegen einen bedeutungsvollen Blick (welche Mühe!), von einem unmerkbaren Zucken der Achseln begleitet.

„Dieß sind unsere schönsten Qualitäten in Roth aus Indien, in Blau, in Orangegelb; alle stehen im Preise zu zehntausend Franks. Hier sind jene zu fünftausend, und jene zu dreitausend."

Die Engländerin lorgnirte zuvörderst mit düsterer Gleichgültigkeit Alles um sich her, bevor sie die drei Auserlesenen lorgnirte, ohne ein Zeichen des Gefallens oder Mißfallens zu geben.

„Haben Sie andere?" [2]) fragte sie.

„Ja, Madame; aber Madame sind vielleicht nicht recht entschlossen, einen Shawl zu nehmen?"

„O! [3]) sehr entschlossen." [4])

„Und der Commis holte Shawls zu geringerem Preise; aber er kramte sie feierlich aus, wie Dinge,

von denen man zu sagen scheint: „Geben Sie auf diese Herrlichkeiten Acht!"

„Diese sind viel theurer," sagte er; „sie sind nicht getragen worden; sie sind durch Kouriere gekommen, und von dem Fabrikanten zu Lahore unmittelbar gekauft worden."

„O! ich verstehe," erwiederte sie; „sie conveniren mir weit besser."

Der Commis blieb ernsthaft, ungeachtet seiner innern Aufreizung, die auch uns ergriff. Die Engländerin, immer kalt, wie Kresse, schien in ihrem Phlegma glücklich.

„Was kostet dieser?" fragte sie, auf einen himmelblauen, mit in Pagoden nistenden Vögeln bedeckten Shawl weisend.

„Siebentausend Franks."

Sie nahm ihn, hüllte sich darein, besah sich im Spiegel, und sagte, indem sie ihn zurückgab: „Nein, er gefällt mir nicht."

Eine starke Viertelstunde verging mit fruchtlosen Versuchen.

„Wir haben nichts mehr, Madame," sagte der Commis, seinen Prinzipal anschauend.

„Madame ist difficil, wie alle Personen von Geschmack," bemerkte der Chef der Handlung, indem er mit jener Ladenartigkeit heranschritt, worin das Anmassende und Schmeichelnde sich so anmuthig vermengen. Die Engländerin faßte ihr Augenglas, und maß

den Fabrikanten vom Kopfe bis zu den Füßen, ohne begreifen zu wollen, daß dieser Mann wahlfähig sey, und in den Tuilerien dinirte.

„Ich „hab' nur noch einen einzigen Shawl, aber ich zeige ihn niemals," fuhr er fort. „Niemand hat ihn nach seinem Geschmacke gefunden; er ist sehr bizarr, und heute früh nahm ich mir vor, ihn meiner Frau zu schenken; wir haben ihn seit 1805; er ist von der Kaiserin Josephine."

„Lassen Sie ihn sehen, mein Herr."

„Holen Sie ihn!" sagte der Prinzipal zu einem Commis; er liegt in meiner Wohnung."

„Es wäre mir sehr [5]), sehr lieb, ihn zu sehen," erwiederte die Engländerin. Diese Antwort war wie ein Triumph; denn diese splenetische *) Frau schien auf dem Punkte, fortzugehen. Sie stellte sich, als ob sie uns nicht mehr sehe, obgleich sie uns heimlich anblickte, indem sie ihr Auge hinter der Fassung ihres Augenglases versteckte.

„Er hat in der Türkei sechzigtausend Franks gekostet, Madame."

„O!"

„Er ist einer von den sieben Shawls, welche Selim, vor seiner Catastrophe, dem Kaiser Napoleon gesendet hat. Die Kaiserin Josephine, eine Creolin, wie

*) Milzsüchtig, launisch ... vom englischen Spleen.
A. d. Ueb.

Milady wissen, sehr capriciös, trat ihn gegen einen von denjenigen ab, welche der türkische Gesandte mitgebracht, und mein Vorfahr gekauft hatte. Ich konnte ihn nie bezahlt bekommen; denn unsere Frauen in Frankreich sind nicht reich genug; da ist's nicht so, wie in England... er kostet siebentausend Franks, die gewiß, mit den zusammengesetzten Zinsen, vierzehn oder fünfzehn darstellen . . ."

„Mit was zusammengesetzt?" [6]) fragte die Engländerin.

„Sehen Sie, Madame."

Und der Prinzipal öffnete mit Vorsichtsmaßregeln, welche die Vorzeiger des Green-welt *) in Dresden bewundert hätten, mit einem sehr kleinen Schlüssel ein viereckiges Cedernholzkästchen, dessen Form und Einfachheit einen tiefen Eindruck auf die Engländerin machten. Aus diesem mit schwarzem Atlaß gefütterten Kästchen kam ein Shawl hervor zu etwa fünfzehnhundert Franks, goldgelb mit schwarzen Dessins, dessen Glanz nur durch die Wunderlichkeit der indischen Erfindungen übertroffen wurde.

„Splendid!" sagte die Engländerin, „er ist wahrhaft schön... Das ist mein Ideal von einem Shawl, it is véry..." **)

---

*) Eine *unrichtige* englische Benennung des bekannten *grünen Gewölbes* der Schatzkammer in Dresden.

**) „Prächtig, es ist wahr." A. d. Ueb.

Der Rest ging in der Madonnenhaltung verloren, die sie annahm, um ihre glanzlosen Augen zu zeigen, die sie für schön hielt.

„Dem Kaiser Napoleon gefiel er sehr."

„Bocop," wiederholte sie.

Sie nahm den Shawl, drapirte sich damit, und besah sich. Der Prinzipal nahm den Shawl wieder, trat an's Licht, zerknitterte ihn, ließ ihn betastend durch die Hände gleiten, ließ ihn spiegeln; er spielte damit, wie Liszt Clavier spielt.

„Er ist very fine, beautiful, sweet!" *) sagte die Engländerin mit der ruhigsten Miene.

Wir Alle wechselten Blicke des Vergnügens, welche ausdrückten: „Der Shawl ist verkauft."

„Wohlan! Madame?" fragte der Kaufmann, als er die Engländerin in eine Art von allzuunendlicher Betrachtung vertieft sah.

„Entschieden," versetzte sie, „wäre mir ein Anderer lieber! . . ."

Die schweigenden und aufmerksamen Commis durchzuckte es eben so, wie wenn irgend ein elektrischer Strahl sie getroffen hätte.

„Ich habe einen sehr schönen Shawl," antwortete der Prinzipal ruhig; „ich erhielt ihn von einer russischen Fürstin, der Fürstin von Narzicoff, die ihn mir an Zahlungsstatt für Lieferungen überlassen hat; wenn

---

*) „Wahrhaft fein, schön, lieblich." A. d. Ueb.

Madame ihn sehen möchten, würden Sie darüber erstaunen; er ist neu, noch nicht herumgekommen; es giebt seines Gleichen in Paris nicht."

Das Erstaunen der Commis wurde durch ihre große Bewunderung zurückgehalten.

„Lassen Sie ihn sehen," erwiederte sie.

„Madame mögen diesen Shawl anbehalten," bemerkte der Kaufmann; „Sie werden die Wirkung desselben im Wagen sehen."

Der Kaufmann holte seine Handschuhe und seinen Hut.

„Wie wird dieß enden?" sagte der erste Commis, als er seinen Prinzipal der Engländerin den Arm bieten, und mit ihr in den Miethwagen steigen sah. Für uns hatte dieß den Reiz eines Romanschlußes, ausser dem besonderen Interesse an allen, selbst den geringfügigsten Kämpfen zwischen England und Frankreich. — Zwanzig Minuten darnach kam der Prinzipal zurück.

„Gehen Sie in's Hôtel Lawson; hier ist die Karte: Mistriß Noswell. Tragen Sie die Rechnung hin, die ich Ihnen geben werde; Sie haben dort sechstausend Franks zu empfangen."

„Und wie haben Sie es angestellt?" fragte ich grüßend diesen König der Waarenrechnung.

„Ei, mein Herr, ich habe die Natur dieser excentrischen Frau bemerkt; sie liebt es, bemerkt zu werden. Als sie sah, daß Jedermann ihren Shawl betrachtete, sagte sie zu mir: „„Behalten Sie nur Ihren Wagen,

mein Herr; ich nehme den Shawl."" „Während der Herr da," sagte er, auf den romanhaften Commis weisend, „ihr die Shawls ausbreitete, studirte ich meine Frau; sie lorgnirte Sie, um zu erfahren, welche Idee Sie von ihr hätten; sie beschäftigte sich mehr mit Ihnen, als mit den Shawls. Die Engländerinnen haben einen besondern Ungeschmack, denn man kann nicht sagen: einen Geschmack; sie wissen nicht, was sie wollen, und entschließen sich lieber, eine in Folge eines zufälligen Umstandes als ihres Willens gefeilschte Sache zu nehmen. Ich habe eine jener von ihren Gatten, von ihren ungestalten Kindern gelangweilten, zum Bedauern tugendhaften Frauen erkannt, nach Gemüthsaufregungen haschend, und immer in der Haltung von Thränenweiden."

Dieß ist's buchstäblich, was uns der Chef der Handlung gesagt hat, und zur Behauptung uns ermächtiget, daß im Kaufmanne eines jeden andern Landes nur ein Kaufmann steckt, während er in Frankreich, und vorzüglich in Paris, ein Mann ist, in welchem das Mitglied eines königlichen Collegiums steckt, unterrichtet, die Künste liebend, oder den Fischfang, oder das Theater, oder von dem Wunsche verzehrt, der Nachfolger des Herrn Cunin-Gridaine zu seyn, oder Oberst der Nationalgarde, oder Mitglied des General-Conseils der Seine, oder Handelstribunalrichter.

„Herr Adolph," sagte die Frau des Fabrikanten zu ihrem kleinen blonden Commis, „bestellen Sie ein Cedernholzkästchen bei dem Kunsttischler."

„Und wir wollen sehen," äußerte der Commis, uns fortbegleitend, „welcher von unsern alten Shawls die Rolle des Selimshawls spielen kann."

von Balzac.

1—6.) Für den Kenner der französischen Sprache fügen wir einige Worte aus dem französischen Texte, und die von Herrn von Balzac dabei bezeichnete Aussprache der Engländerin mit gesperrter Schrift bei. 1) Je verrai — véraie. 2) Avez-vous d'autres? — havai-vo-d'hôte. 3) Oh! — hâu. 4) très-dècidée — trei-deycidai. 5) beaucoup — bocop. 6) Composé de quoi? — Konp-pôsai dé quoa?

A. d. Ueb.

Warum man Paris verläßt.

(Geschrieben bei dem Anblicke von Bergen op Zoom. *)

Man verläßt eine Geliebte, um eine andere zu nehmen; — man sucht bald die Erste in der Zweiten. — Man verläßt Paris wegen irgend eines andern Landes; an welchen Ort man gehen mag, sucht man Paris wieder zu finden; denn Paris ist der französischen Intelligenz, was die Frau dem Herzen des Mannes ist.

Eines schönen Morgens bildet man sich ein, daß man sich in Paris langweile; ein Journal erzählt Ihnen von der Nordsee; dann denken Sie an den Orient, und reisen. — Es ist immer gut, zu reisen, wär's auch nur, um ein wenig seine Freunde in der Ferne zu sehen.

*) Eine Festung in Holland. A. d. Ueb.

Sie sind auf dem Wege — auf der Eisenbahn, mit der Post, zu Schiffe. Sie sehen vorüberfliegende Bäume, wiederkäuende Herden, mit den Flügeln schlagende Tauben. — Sie gehen; Sie sehen Vögel, die vorüberziehen, helle und dunstige Horizonte, Städte, welche aussehen, als wären sie seit der Schöpfung der Welt da, um sich zu langweilen.

Sie gehen immer fort, und immer die nämlichen Bilder. Sie sind begeistert. Sie bedauern, nicht die Palette eines Claud-Lorrain oder eines Ruysdael zu haben. Sie beklagen diese armen Pariser, welche die Welt studiren, indem sie die Zeitungen lesen, und nur bei dem Uebergange über den Pont des Arts *) den Himmel sehen. Sie halten in einer Stadt an, wohin Alles, was sie Angenehmes hat, von Paris kommt. Das Erste, was Sie verlangen, ist ein Pariser-Journal. Sie spazieren durch die Stadt, Sie begegnen zuletzt einem weiblichen Gesichte, das Sie verführt; Sie wollen sie eben bewundern, als man Ihnen sagt, daß sie eine Frau ist, die von Paris kommt.

Man reiset in den Orient, um dort die Costüme zu studiren; man findet dort die Türken, die sich streng an die Parisermoden halten; man geht nach Deutschland, um dort die Litteratur zu studiren: man sieht dort auf den Theatern die Zigeuner von Paris geben, und liest in den Journalen die Mysterien von

*) Eine Brücke in Paris. A. d. Ueb.

Paris; man geht nach Bergen op Zoom, um daselbst (man muß wohl seinen Weg in's Institut vorbereiten) die karakteristischen Tänze der holländischen Matrosen zu studiren, und man sieht dort die Polka von Cellarius tanzen. — Immer Paris, Paris überall; — so, daß ich, wenn ich auf die Frage antworten müßte: „Warum verläßt man Paris?" antworten würde: „Um Paris zu sehen."

Denn, man muß es zu sagen sich getrauen, das jetzt am wenigsten erforschte Land ist Paris selbst. — Ein Dichter hat zu den Philosophen gesagt: „Verlieren Sie sich nicht in den weiten Meeren der Metaphysik, o Sie, der Sie sterben werden, ohne die Tour um sich selbst gemacht zu haben! Könnte man nicht zu den reisenden Parisern sagen: „Warum machen Sie einen so weiten Weg, bevor Sie in Paris reisen? Der Orient ist nur mehr in Paris; nur in Paris sind die Urwälder; es giebt nichts Neues unter der Sonne, wenn nicht unter der Sonne von Paris."

Arséne Houssaye.

Anderer Gesichtspunkt.

Harlem.

Ich fange jedoch zu glauben an, daß ich mich getäuscht habe; es wäre gerechter, zu sagen, daß Paris nicht existirt. Ich habe mehr als Einen guten Grund, Paris zu läugnen. Ein Mann existirt nur durch seinen Character, eine Frau nur durch ihre Physiognomie, ein

Dichter (dieser ist ein Mann und eine Frau zugleich) nur durch seine Originalität; nun aber sind die Städte wie die Dichter, die Frauen und die Männer. Worin besteht der Character, worin die Physiognomie, worin die Originalität von Paris?

Ich habe gesagt, daß man Paris überall finde; das ist eine absurde Behauptung, die nur mir einfallen konnte. Man findet Paris nirgend, und noch weniger in Paris, als anderswo. Piron, Verse von Corneille und Racine in einem Trauerspiele von Voltaire erkennend, begrüßte sie mit Ehrerbietung. Indem ich auf meinen Reisen die Moden, die Gebräuche, die Ansichten von Paris wiederfinde, bilde ich mir ein, meine gute Stadt wieder zu finden, und ziehe meinen Hut vor diesen alten Bekanntschaften; aber die Wahrheit ist, daß Paris ganz einfach den andern Ländern das genommen hat, was es zur Zeit auszeichnet. Ich kleide mich in Paris, wie man sich in London kleidet; so eben erst hab' ich eine Twine gekauft; ich speise zu Mittag Roastbeef *) und Beefsteak **); ich rauche, wie ein Holländer, Havanacigarren, und trinke gemüthlich einen Schoppen deutsches Bier dazu; ich tanze die Polka, wie ein Ungar; ich singe Arien von Rossini; ich trinke Thee, wie ein Chinese, aus sächsischen Porcellan; ich vernarre mich in den Rheinwein, in die Grisi, oder in den spanischen Wein; hab' ich einer Pariserin eine Galanterie zu erweisen, geb'

*) Rinderbraten.

**) Rindfleischschnitten. A. d. Ueb.

ich ihr Kaschemire aus Indien und Spitzen aus Flandern; hätte ich Zeit, Pferde zu haben, so ließe ich sie aus Afrika oder aus Schottland kommen; hätte ich Geist, so würde man sagen, daß ich Humor besitze; werde ich jemals decorirt, so wird es mit dem Nichan-Iftihar*) geschehen.

Aber ich bemerke, daß diese zweite Behauptung die erste aufhebt. Warum hab' ich also die erste geschrieben? Vielleicht weil ich die zweite schreiben wollte.

Arséne Houssaye.

Die unnützen Worte.

Inutile dulci.

Was will denn der gute alte Horaz mit seiner berühmten Nützlichkeitsvorschrift? Und, sagt mir, wäre Paris die erste Stadt der Welt, wenn sie nicht darin unvergleichlich seyn würde, das Unnütze mit dem Angenehme, **inutile dulci**, zu verbinden? Bei, ganz nahe bei jener liebenswürdigen Person sitzend, lieh ich ihren Worten ein gehorsames Ohr; ich hörte sie an, ohne ein Wort zu sagen, mit starren Augen, vor lauter Aufmerksamkeit. Sie sprach leise, aber geläufig; sie theilte unaufhörlich ihre Worte und ihre Sieben, die sich in gleichen Zwischenräumen folgten, wie die Noten einer Musik ein; Sie hätten gesagt, ein kleiner Bach fließe von ihren Lippen, mit dem muntern Murmeln der Strenge. Daher hingen meine Blicke an diesem

*) Ein türkischer Orden. A. d. Ueb.

hübschen, wortbeseelten Munde, während mein Ohr die ganze Lieblichkeit dieser anmuthigen Stimme einsog. Seitdem hat sie mir gestanden, daß sie selbst an dem musikalischen Klange ihrer eigenen Stimme Vergnügen finde, und ich lache noch, wenn ich daran denke, daß sie, nach mehr als einer halben Stunde perlenreiner Worte, eine Pause machte, um mich zu fragen, ob ich nicht ihrer Meinung sey!!

Setzen Sie sich an Ihr Clavier, und fragen Sie mich dann, ob ich nicht Ihrer Meinung sey!

Hieraus folgt, daß die unnützen Worte ein doppeltes Verhältniß darbieten, das heißt: eine zweiköpfige Unnützlichkeit: den Kopf desjenigen, der sie ausspricht, den Kopf desjenigen, der sie anhört.

Die Provinz hat, für sich selbst, das Wort „schwätzergrob" erfunden, und alle Schwätzer, die wir hier haben, kommen unmittelbar aus Gascognien oder aus Belgien zu uns. Ein Schwätzer, wenn wir darüber nachdenken, ist ein Mensch, der allein spricht, ein Wortхenker, ein Usurpator, ein Worttyran; aber hören Sie nicht, daß hier wenigstens unserer zwei zugleich sprechen? Der Schwätzer ist heftig, er macht Aufsehen durch Geberde und Stimme, er strengt sich unnütz an, der Dumme, und tadelt die Pariser, daß sie leise sprechen. Wir sprechen, wie wir leben, wie wir athmen: ist es unsere Schuld, wenn die Unnützlichkeit den Grund unseres Lebens bildet, und wenn die frivolen Atome den Raum erfüllen? Wie kann man in der Provinz auf

Gerathewohl sprechen, da es dort kein Gerathewohl giebt? Wie seine Worte vergeuden, da man dort kaum sein Geld vergeuden kann? — Ich lebte in einer Handelsstadt, und die Worte, welche ich rechts und links hörte, waren nur Zahlenworte; der Sortenzettel schien in der Luft zu seyn. Zum Glücke ging mein Fenster auf den Garten einer Erziehungsanstalt für kleine Mädchen, und zweimal täglich hörte ich ein Vögelgezwitscher zur Erholungszeit: unterdrücktes Lachen, Geflüster, abgebrochene Worte; man hätte in einem Salon oder auf einer Straße von Paris zu seyn geglaubt.

Offenbar sind es die Frauen, welche den Pariser Worten den Ton gegeben, sind sie es, die uns gelehrt haben, unsere Stimme zu ersticken, geheimnißvoll nichts zu sagen; sie sind es auch, die den Begriff vom Unnützen mit jenem vom Angenehmen so gut vermengt haben, daß wir Mühe haben, sie von einander zu unterscheiden, und daß wir jetzt jenes berühmte utile dulci, von dem ich sprach, für eine Naivheit halten: das Nützliche mit dem Unnützen vermengen, das ist im Grunde das wahre Wort der Vorschrift.

Verba volant *) . . . und ich kann mir für einen Pariser kein schrecklicheres Gebrechen einbilden, als zu stammeln. Für eine Pariserin wäre es gräßlich, aber ich zweifle, ob es dort ein einziges Beispiel davon giebt. Zukunftsworte, Erinnerungsworte, politische Wechsel-

*) „Worte fliegen.“ A. d. Ueb.

reden, moralische Erörterungen, Bemerkungen über das Herz der Frauen im Allgemeinen und die Beine der Operntänzerinnen insbesondere, litterarische Theorien, improvisirte Sonnette auf das Trottoir, zügellose Wahrscheinlichkeitsberechnungen, litterarische Wortspiele, Klatsche von gestern und übermorgen, wechselseitige Betheuerungen, Dienstanerbieten, vermischt mit Tabakrauch, rc.... wer könnte das vollständige Verzeichniß von allen diesen ernsthaft unnützen, unnütz ernsthaften Worten herstellen, die schnell davon fliegen? — Und ich zähle hier die widrigen oder lächerlichen Unnützlichkeiten nicht dazu:

„Einen Ehemann, der seinem Vetter die Verdienste seiner Frau mittheilt.

Eine Frau, die ihrem Geliebten das Lob ihres Mannes singt.

Einen Deputirten des Centrums, der sich selbst einen intelligenten Conservativen heißt.

Einen Journalisten, der aufrichtig von seiner Mission spricht.

Einen Sänger, der spricht.

Einen Gönner, der verspricht.

Einen Dummen, der fragt.

Einen Dichter, der ganz allein spricht.

Einen Vaudevillenschreiber, der Sie zum Reden bringt, um Ihnen Ihre Witze, wenn Sie deren machen, vom Munde weg zu kapern.

Einen Redner, der Ihnen seine gehaltene Rede erzählt.

Einen hübschen Mann, der Sie von Ihrer Cravatte unterhält ꝛc. ꝛc.

Gehen, kommen, passiren, eilen Sie quer durch diese Reden ohne Ziel, ohne Fortsetzung und ohne Ende; spitzen Sie das Ohr, fassen Sie hier eine Phrase auf, dort ein Wort, weiterhin eine Sylbe; füllen Sie Ihr Ohr mit diesen unützen Worten, aber hüten Sie sich, vorübergehend, hüten Sie sich, daß nicht das verirrte Wort, das frivole Wort, in Ihr Herz gelange! Ein Wort der Liebe für den Verliebten, einen Reim für Boileau, ein Quodlibet für den Lustigen, eine Albernheit für den Verständigen, ein Logogryph für den Liebhaber von Rebus!

Nun bleibt noch das ergötzliche Kapitel von den unnützlich nützlichen Worten übrig, und ich will einige davon dialogisiren, zum Beispiele folgenden Schlages:

Frau von ***, ihr Bouquet betrachtend: „Diese Blumen sind charmant, und sehr frühzeitig, wir sind kaum im April . . .“

Herr Ernest, Frau von *** betrachtend: „Köstlich! . . . eine Frische! ein Glanz!“

Frau von ***, die Augen erhebend und sogleich niederschlagend: „Ein vortrefflicher Duft!“

Herr Ernest, seinen Stuhl mit einem unmerkbaren Rucke dem Canapé nähernd: „Die Jahreszeit ist übrigens heuer sehr vorgerückt.“

Frau von ***, rasch: „Ja, man sagt's; neulich

gab's im Walde schon überall Blätter." (Sie schlägt die Augen auf, begegnet den Blicken des Herrn Ernest, und erröthet.) — Moment des Schweigens. —

Herr Ernest, mit bewegter Stimme: „Der Wald, Madame, bleibt noch hinter den Tuilerien zurück."

Frau von ***: „Glauben Sie?" (Sie legt eine von ihren Händen auf das Canapé.)

Herr Ernest, warm: „Ich bin dessen gewiß." (Er legt in der Zerstreuung seine Hand auf den Rand des Canapé, zwei Finger weit von jener der Frau von ***.)

Frau von ***, an ihren Bouquet riechend: „Ich möchte wissen, wie die Gelehrten es anstellen, um dieß zu erklären."

Herr Ernest: „O! Madame, der Boden, die Sonne . . . die Verschiedenheit des Klima's, des Terrains . . ." — (Die Hand des Herrn Ernest berührt jene der Frau von ***.) — Eine Pause. —

Frau von ***, mit äußerst niedergeschlagenen Augen: „Dennoch, auf so kurze Entfernungen . . ."

Herr Ernest, die Hand der Frau von *** drückend: „O! die Geringfügigkeit der Entfernungen hat wenig auf sich."

Frau von ***, mit veränderter Stimme: „Das ist sonderbar!" (Herr Ernest küßt die Hand der Frau von ***.) . . . .

Doch man schellt bei mir; es ist kaum acht Uhr Morgens. Wer Teufel kann so bei Tagesanbruch kom-

men? Ich lege meine Feder weg, ich will aufmachen. Ah, es ist mein Freund T...., ein braver Junge, der seit zehn Jahren auf dieser Welt hienieden etwas zu werden projektirt.

„Guten Morgen!"

„Wie geht's Dir?"

„Ich störe Dich . . ."

„Mein Gott, nein; komm doch herein."

„Mein Lieber, ich bin gekommen, Dich zu fragen, was Du zu Jemanden sagen würdest, der Dir rathen würde, in die Magistratur zu treten?"

Albert Aubert.

Blätter aus dem Album eines jungen Kleckers.

Beruf.

Ich werde jene allzubekannte Charge nicht wiederholen, welche die Biographie eines großen Mannes also beginnen läßt: „Er wurde in einem Alter von drei Jahren von armen, aber schlechten Eltern geboren."

Ich verdanke das Leben (werd' ich es ihnen zurückgeben?) wohlhabenden, aber bürgerlichen Eltern, die mir einen lächerlichen Familiennamen aufgebürdet haben, welchem ein Pathe und eine Pathe, nicht minder dumm, einen eben so unangenehmen Taufnamen beifügten. — Ist es nicht etwas Absurdes, gezwungen zu seyn, auf eine gewisse Zusammenfügung von Silben zu antworten, die Ihnen mißfallen? Seyen Sie also ein

großer Meister, und heißen Sie dabei Lamerluche, Tartempion odrr Gobillard! Mit zwanzig Jahren sollte man sich einen Namen nach seinem Geschmacke und seinem Berufe wählen. Man würde, nach Art der verheiratheten Frauen, unterzeichnen: Anafesto (geborner Falempin), Florizel (geborner Barbochu), wie man möchte; auf diese Weise würden sich schwarze Leute, wie die Abyssinier, nicht Weißer nennen, und so fort.

Mein Vater und meine Mutter faßten, sechs Wochen nach meiner Entwöhnung, den allen Eltern eigenthümlichen Entschluß, aus mir einen Advokaten, oder einen Arzt, oder einen Notar zu machen. Diesen Plan bestärkte noch die Zeit. Es ist offenbar, daß ich die schönsten Anlagen zu einem von diesen drei Ständen besaß: ich war ein Schwätzer, ich gab den Maikäfern Arzneien, und zerbrach nur am beliebigen Tage die Sparbüchsen, in welche ich meine Sous legte; — was die Beredsamkeit des Advokaten, die anatomische Kühnheit des Arztes, und die Redlichkeit des Notars in der Verwahrung der Depositengelder ahnen ließ.

Demnach schickte man mich in die Schule, worin ich ein wenig Latein und noch weniger Griechisch lernte; es ist wahr, daß ich darin ein vollkommener Reimschmid wurde, und daß meine Meerschweinchen an Unterricht und Anmuth der Haltung jene des geschicktesten Savoyarden übertrafen. — Von der dritten Classe an, die Nichtigkeit der classischen Studien einsehend, weihte ich mich der schönen Schwimmkunst, und erlangte nach

zwei Saisons von Gänsehaut und Sonnenstich, den eminenten Grad der rothen Unterhosen; ich zeichnete mich bei allen Schwimm- und Fahrzeuglenkungskunststücken aus; die Schwimmmeister erwiesen mir die Ehre, mir zu gestatten, ihnen kleine Gläser und Cigarren zu bezahlen; ich begann sogar ein Lehrgedicht in vier Gesängen und in lateinischen Versen, betitelt: Ars natandi *).

Leider ist das Schwimmen eine Sommerkunst, und im Winter, um mich von meinen Aufgaben und Uebersetzungen zu zerstreuen, illustrirte ich mit Federzeichnungen die Ränder meiner Hefte und meiner Bücher; wenigstens auf sechsmalhunderttausend kann ich die Zahl der Verse anschlagen, deren Abschreiben diese Leidenschaft mir zuzog; gleich das erstemal hatte ich die Höhen der ursprünglichen Kunst erreicht: ich war Byzantinisch, Gothisch, und, ich fürchte mich davor, ein wenig Chinesisch; ich zeichnete in Profilköpfe zwei Augen; ich verschmähte die Perspective, und machte Hühner so groß, wie Pferde; wären meine Compositionen in Stein gehauen worden, anstatt auf Papierfetzen gekritzelt zu werden, so würde ohne Zweifel irgend ein Gelehrter die seltsamsten und tiefsinnigsten symbolischen Bedeutungen in ihnen gefunden haben.

Ich erinnere mich nicht ohne Vergnügen einer gewissen Hütte, aus welcher der Rauch stopselzieherförmig

---

*) „Die Kunst, zu schwimmen.“ D. Ueb.

aufstieg, und deren Pappeln, den Gräten eines gebratenen Plattfisches ähnlich, die heutzutage bei den Bewunderern der naiven Kunst den größten Erfolg erhalten würden. Gewiß gab es nichts Unmanierirteres.

Von da ging ich zu edleren Uebungen über: Ich copirte die vier Jahreszeiten mit schwarzer Kreide, und die vier Welttheile mit rother Kreide. Ich machte viereckige Schraffirungen in Rautenform, mit einem Punkte in der Mitte. Was mir Anfangs viele Mühe verursachte, war, den Lichtpunkt in der Mitte des Augapfels zu treffen; endlich gelang es mir, und ich konnte meinen Eltern an ihrem Namenstage einen römischen Soldaten überreichen, der, in einiger Entfernung, die Wirkung eines Kupferstiches in punktirter Manier hervorbringen konnte; die Schönheit des Rahmens ergriff sie, und ich sah sie nahe daran, gerührt zu werden; aber mein Vater, nach einigen Minuten tiefen Nachsinnens, sagte zu mir, anstatt der Phrase, die ich erwartete: „Tu Marcellus eris!“ *), mit einem Tone, der mir schrecklich ironisch dünkte: „Du wirst Advokat werden!“

Er ließ mich als Rechtscandidat einschreiben, was zur Bemäntelung meiner Ausgänge diente, und mir ge-

*) „Du wirst Marcellus werden!“ — Marcellus ist der Zuname der Claudischen Familie: Claudius Marcellus, der als Consul Cäsars Feind war, und den Rathsschluß de revocando Caesare (von Cäsars Zurückberufung) veranlaßte. D. Ueb.

stattete, ziemlich regelmäßig ein Maleratelier zu besuchen. Da mein Vater meine gräuliche Aufführung entdeckte, schleuderte er mir einen drohungsvollen Blick zu, und sagte diese niederdonnernde Worte zu mir, die noch in mein Ohr dröhnen, wie die Posaunen des jüngsten Gerichtes: „Du wirst auf dem Schaffotte sterben!"

So entschied sich mein Beruf.

Nach dem Abgusse.

Ach! schon seit langer Zeit copire ich mit dem Farbenwischer den Torsus des Germanicus, die Nase des olympischen Jupiters, und andere mehr oder weniger antike Gypsstücke; mit der Zeit erzeugen der Abguß und der Farbenwischer die Melancholie; die weißen Augen der griechischen Götter haben keinen großen Ausdruck; die Sauce ist in sich selbst wenig verschieden. Hielte mich nicht die Idee aufrecht, meinen Eltern zuwider zu handeln, so würde ich dieses gräßliche Metier sogleich verlassen! Es ist nicht sehr lustig, für diese Herren Kirschengeist, Rauchtabak und Cervelatwürste zu holen, und den ganzen Tag hindurch sich Klecker und Schopfratze nennen zu hören!

Nach der Natur.

In der nächsten Woche werde ich nach der Natur malen. Endlich hab' ich ein Kästchen, ein Gestell und Farben! Was für eine Palette werde ich nehmen, eine runde oder eine viereckige? Eine viereckige; sie steht ernster, ursprünglicher, griechischer aus; die Palette

des Apelles mußte viereckig seyn! O, die schönen, vollen, festen, glänzenden Blasen! mit welchem Vergnügen werde ich den Nadelstich anbringen, damit die Farbe hervorquillt! — O weh! o weh! welch ein schlimmes Zeichen! Das zwischen den Fingern zu stark gedrückte Kügelchen ist wie eine Bombe zerplatzt, und hat mir eine lange gelbe Rakete in das Gesicht geschleudert: ich werde mir die Nase mit schwarzer Seife und Asche waschen müssen. Wär' ich abergläubisch, so würde ich Advokat werden.

Ich werde also nicht mehr nach abgeschmackten Gypsstücken malen, sondern nach der lebendigen Natur! — Götter! wenn es ein Frauenzimmer wäre! O mein Herz, nimm Dich zusammen, unterdrücke Deine ungestümen Schläge, oder ich werde gezwungen seyn, Dich mit einem eisernen Reife umgeben zu lassen, wie das Herz des Prinzen Heinrich.

Es ist kein Frauenzimmer, leider, sondern ein alter, sehr häßlicher Zimmermann, der, nach Aussage der Kenner, zur Zeit den schönsten Torso hat, und sich das erste Modell der königlichen Akademie der Zeichenkunst und Malerei titulirt; auf mich macht er den Eindruck eines knorrigen Eichentrummes, oder eines an eine Mauer gelehnten Sackes mit Nüssen. Man vertheilt die Plätze; es sind unser dreiundfünfzig; der schlechteste fällt mir zu. Zwischen den Leinwanden und den Stangen der Gestelle, die eine Art von Mastenwald bilden, seh' ich zur Hälfte undeutlich den Elbogen des Modells.

Von allen Seiten hör' ich meine Genossen ausrufen: Welche gekerbte Brustmuskeln! Wie der Beugemuskel des Kopfes sich kräftig einhäkelt! Wie der zweiköpfige Muskel getragen ist! Wie der große Schenkeldreher mit Energie heraustritt! Statt aller dieser anatomischen Wunder, hatte ich nur den Anblick einer ziemlich spitzigen, ziemlich harten, ziemlich violetten Elbogenröhre; ich trug sie möglichst getreu auf meine Leinwand, und als der Professor seine Augen auf mein Machwerk geworfen hatte, sagte er mit hochmüthigem Tone zu mir: „Dieß ist voll Chic und Fäden; Sie haben eine Höllenpfote, und ich weissage Ihnen — daß Sie nie etwas machen werden.“

Wie ich ein Maler von der Engelschule wurde.

Diese Worte des Professors erfüllten mich mit schmerzlichem Erstaunen. „Ei was!“ rief ich aus, „ich habe schon Chic, und dieß ist das erstemal, daß ich den Pinsel anfasse. Was ist denn der Chic?“ Ich war nahe daran, mich meiner Verzweiflung zu überlassen, und mein ganz mit Zinnober bedecktes Palettemesser mir in das Herz zu stossen; aber ich faßte Muth, und hörte in meinem Innern eine Stimme flüstern; „Wenn Dein Lehrer nur ein Schulfuchs wäre!...“ Ich erröthete bis in's Weiße der Augen, und glaubte, daß Jedermann diesen strafbaren Gedanken in meinem Gesichte lese. Aber Niemand schien diese innere Erleuchtung zu gewahren.

Nach und nach, durch Arbeit, kehrte ich zu meiner ursprünglichen Manier zurück; ich machte keinen Faden mehr an, und fertigte Zeichnungen, die mit jenen wetteifern konnten, die ich ehedem auf den Rücken der Wörterbücher kritzelte; daher ließ eines Tages mein Professor, der hinter mir gestanden hatte, die schmeichelhaften Worte fallen: „Was dieß für ein guter Alter ist!" Bei diesen Worten wurde ich verwirrt, und von Rührung erstickt, neigte ich meinen Kopf auf seine Hände, die ich mit Thränen benetzte.

Das Gemälde, welches mir dieses Lob eintrug, stellte einen kürbißzarten Einsiedler auf indigodunklem Grunde vor, und glich ziemlich den grell colorirten Holzschnittjammerbildern, die man zu Epinal fabrizirt. Von diesem Tage an machte ich eine Scheitel in die Mitte der Haare, und widmete mich der symbolischen, archaistischen und gothischen Kunst; die Byzantiner wurden meine Vorbilder; ich malte nur noch auf Goldgrund *), zu großem Schrecken meiner Eltern, welche fanden, daß dieß übel angelegte Fonds **) seyen.

Andreas Ricci von Candia, Barnabas, Bizzamano, die eigentlich eher Buchbinder waren, als Maler, und sich eben so oft warmer Eisen zum Aufdrucken der Figuren, als der Pinsel bedienten, hatten meine Bewunderung gefesselt: Orcagna, der Engel von Firsale,

*) fond d'or – Goldgrund, und

**) des fonds mal placés, – ein französisches Wortspiel.

D. Ueb.

Ghirlandajo, Perugino, schienen mir schon ein wenig Vanloo; und da ich die italienische Schule nicht mehr geistig genug fand, warf ich mich auf die deutsche Schule.

Die Gebrüder van-Eyk, Hemling, Lukas von Leyden, Kranach, Holbein-Quintin, Metsys, Albrecht Dürer, waren für mich der Gegenstand tiefer Studien, nach denen ich im Stande war, ein Spiel Karten eben so gut zu zeichnen und zu coloriren, wie weiland Jacquemin Gringoneur, Porträtmaler des Königs Karl VI. In diesem stufenfolglichen Zeitraume meines Lebens, machte mir mein Vater, nachdem er eine ziemlich lange Rechnung bei Brulors, Straße de l'Arbre-Sec, bezahlt hatte, die Bemerkung, daß ich mein Metier verstehen, und Geld verdienen müßte; ich antwortete: daß die Regierung, aus einer Vergessenheit, die ich kaum zu begreifen vermöge, mir noch keine Kapelle zu malen angewiesen hätte, dieß aber nicht ausbleiben könnte. Worauf mein Vater erwiederte: „Mach das Porträt des Herrn Crapouillet und seiner Frau Gemahlin, und du wirst fünfhundert Francs bekommen, wovon ich Dir hundert Francs abziehen werde, für Deine Säugammenmonate, die Du mir noch schuldest."

Wildschweinköpfe von Bürgern!!!

Madame Crapouillet war nicht hübsch, aber Herr Crapouillet war abscheulich; sie sah aus, wie ein in Mehl umgelerter Weißling*), und er glich einen vom

*) Ein Seefisch. D. Ueb.

Blauen in's Rothe spielenden Humor. Ich gab dem Manne die Farbe eines wenig reifen Liebesapfels, und der Frau ein melancholisches Perlgrau, im Genre der Gemälde von Overbeck und Cornelius. Dieser Teint schien ihnen wenig schmeichelhaft, aber sie waren mit meiner Manier zu malen, zufrieden, und sagten zum Urheber meines Lebens: „Wenigstens breitet Ihr Herr Sohn seine Farben gut aus, und läßt keinen Haufen von Klümpchen in seinem Werke."

Ich mußte mit diesem ziemlich magern Complimente mich begnügen; dennoch hatte ich die Warze des Herrn Crapouillet und die Blatternarben, welche sein liebenswürdiges Gesicht punktirten, sehr genau dargestellt; man konnte im Auge der Madame das Fenster gegenüber mit seinem Griffen, seinen Querhölzern und seinen Fransenvorhängen erkennen. Das Fenster war sehr ähnlich.

Diese Porträte hatten in der bürgerlichen Welt einen wahrhaften Erfolg; man fand sie sehr eben, und mit schwachem Scheidewasser sehr leicht zu reinigen. Mir fehlt der Muth, um alle die Caricaturen aufzuzählen, denen ich mich weihte. Ich sah uneinbildbare Köpfe, Schweinsrüssel, Schnauzen, Schnäbel, die Formen von allen Reichen entlehnend, vorzüglich von der Familie der Kürbisse; von zwölf regelmäßigen Fünfecken eingeschlossene Nasen, rautenförmige Augen, viereckige Kinne, oder Holzschuhabsätzgeschnittene; eine Sammlung von Zerrbildern, um den Neid der lächerlichsten, von chinesischer Phantasie erfundenen Poussahs zu erregen.

Ich war in den Stand gesetzt, Alles zu studiren, was die Gewöhntheit an niedrige und armselige Gedanken, Gemeines, Häßliches, Plattes und Schmutziges, in einem menschlichen Gesichte zurückläßt. Bei Nacht entschädigte ich mich für diese schreckliche Arbeiten, deren Brechreize nur jene begreifen können, die sie gemacht haben, indem ich bei der Lampe ascetische, nach deutscher Manier behandelte Gegenstände, zeichnete, untermischt mit halb verfallenen Pantalons, weißen Kaninchen und Klettenkraut.

Begegnung.

Eines Abends ging ich, in der Nähe des Opernhauses, in einen Divan, worin sich Künstler und Litteratoren versammelten; man rauchte dort viel, man sprach noch mehr. Dieß waren ganz absonderliche Gesichter: es gab dort Maler von allen Mähnen, Einige bürstenartig rasirt, wie Cavaliere und Rundköpfe. Jene trugen große Knebelbärte und Spitzbärte, wie die Raffinirten aus der Zeit Ludwigs XIII.; diese ließen ihren Bart ernsthaft bis zum Bauche herabsteigen, wie weiland Kaiser Barbarossa: Andere hatten ihn in zwei Zacken getheilt, wie die byzantinischen Christen; die nämliche Laune herrschte in der Kopfbedeckung: die Spitzhüte, die Filze mit breiten Krämpen waren im Ueberflusse vorhanden; man hätte sie für Porträte von van-Dyck, ohne Rahmen, halten mögen; einer fiel mir besonders auf; er trug eine Art von Paletot von schwarzen Sammet,

der, malerisch Hals und Brust entblößend, ein ziemlich weißes Hemd zu sehen gestattete; die Anordnung seiner Haare und seines Bartes erinnerte mich sonderbar an die Physiognomie von Peter Paul Rubens; er war blond und sanguinisch, und sprach mit viel Feuer.

Die Unterhaltung drehte sich um die Malerei. Ich hörte da schreckliche Dinge, für mich, der ich in der Liebe der reinen Linie, und in der Furcht der Farbe erzogen war. Die Worte, deren sie sich bedienten, um das Verdienst gewisser Gemälde zu würdigen, waren in der That wunderlich: „Welch ein herrliches Ding!" rief der junge Mann mit der Antwerpenerhaltung aus; „wie dieß gemanscht ist! Wie dieß gewischt ist! Welches Ragout! Welcher Teig! Welche Butter! Es ist unmöglich, wärmer und wimmelnder zu seyn!"

Ich glaubte Anfangs, es handle sich um Küchenvorbereitungen, erkannte aber bald meinen Irrthum, und sah daß von einem Gemälde des Herrn * * * die Rede war, dessen leidenschaftliche Bewunderung der junge Maler mit dem blonden Bärtchen sich zur Aufgabe machte. Man sprach mit einer völligen Verachtung von Leuten, die ich bisher wie Götter geachtet hatte, und besonders wurde mein Lehrer wie der geringste Klecker behandelt. Endlich bemerkte man mich in einer Ecke, worin ich wie ein in die Enge geriebener Hirsch kauerte, mit einem Kissen unter jedem Arme, um mir mehr Haltung zu geben, und man zwang mich, an der Unterredung einen thätigen Antheil zu nehmen.

Ich bin, ich gesteh's, ein mittelmäßiger Redner, und wurde auf's Haupt geschlagen. Man rupfte ohne Erbarmen meine Engelsflügel; man befleckte mit Punsch und Sophismen meine weiße seraphische Rose, und am andern Tage holte mich der Maler mit dem Paletot von schwarzem Sammet ab, und führte mich in die Gallerie des Louvre, dessen ersten Saal ich niemals zu überschreiten gewagt hatte; ich wagte es, einen Blick auf die Gemälde von Rubens zu werfen, die mir bisher mit der unbeugsamsten Strenge verboten waren; diese Cascaden von weißem, mit natürlicher Röthe bestreutem Fleische; diese aus Atlaß gewobenen Rücken, von denen die Perlen in das Gold der Haare kollern; diese mit einer so leichten und so welligen Geschmeidigkeit gekneteten Rümpfe, diese ganze unzüchtige und sinnliche Natur, diese überall verbreitete Lebens- und Schönheitsblume, verwirrten gewaltig meine jungfräuliche Reinheit.

Der grausame Maler, welcher mein Verderben wollte, hielt mir eine volle Stunde lang die Nase gegen einen Paul Veronese; er ließ Tintoret's ungestümste Schöpfungen vor mir die Musterung passiren, und führte mich zu den heissesten und ambraduftendsten Titians; dann nahm er mich mit in sein Atelier, geziert mit Schränken aus der Renaissance, mit unächten chinesischen Sachen, mit Platten aus Japan, mit gothischen und circassischen Waffen, mit persischen Teppichen und andern characte-

ristischen Seltenheiten; er hatte eben ein weibliches Modell, und sagte zu mir, indem er ein Pastellkästchen und ein Carton vor mich hinschob: „Machen Sie eine Zeichnung nach diesem lockern Zeisig! das sind ein wenig Rubens'sche Hüften, und ein verteufelt flämmischer Rücken.“ Ich machte nach diesem, in einer Stellung hingestreckten Geschöpfe, die nichts Himmlisches hatte, einen Entwurf, in den ich schüchtern einige rothe Farben gleiten ließ, jedesmal den Kopf umwendend, um mich zu überzeugen, daß mein Lehrer nicht da war. Als die Sitzung aus war, entfloh ich nach Hause, die Seele voll Unruhe und Gewissensbisse, aufgeregter, als wenn ich meinen Vater oder meine Mutter umgebracht hätte.

Bekehrung.

Ich hatte Mühe, einzuschlafen, und wunderliche Träume, worin ich im Finstern Sonnengespenster funkeln sah, und Pfauenschweife mit Edelsteinaugen ein Rad schlagen, und im lebhaftesten Glanze sprühen, prächtige Draperien, dicke und körnige Seidenstoffe, golddurchwebte und herrlich geblümte Brokate, in breiten Falten sich aufschließend; Ebenholzcabinete, ausgelegt mit Perlenmutter und Muscheln, öffneten ihre Thüren und Schubladen, und schütteten Halsschnüre von Perlen, Armbänder von Filigran und gestickte Riechkissen aus.

Schöne venetianische Buhlerinnen kämmten ihre rothen Haare mit goldenen Kämmen, während Negerin-

nen mit blühendem Nelkenmunde ihnen den Spiegel hielten unter Säulenhallen von weißem Marmor, im Hintergrunde einen türkißblauen Himmel von weitem sehen lassend. Dieser irrgläubige Alp dauerte noch fort, als ich erwacht war, und als ich mein Fenster öffnete, gewahrte ich etwas, was ich noch nicht bemerkt hatte; ich sah, daß die Bäume grün waren, und nicht chocoladefarben, und daß andere Farben existirten, als das Grau oder die Bleifarbe.

Hauptschlag.

Ich stand auf, und mit meiner bis zur Nase reichenden Cravate, meinen Hut tief in die Augen gedrückt, verließ ich das Haus auf den Zehen, mit einer geheimnißvollen und verbrecherischen Miene; in diesem Augenblicke vermißte ich sehr die Mode der mauerfarbenen Mäntel; was hätt' ich nicht darum gegeben, am Finger den Ring des Gyges zu haben, welcher unsichtbar machte! Ich ging jedoch nicht zu einem Liebes-Rendez-vous, sondern zu einem Papierhändler, um einige von jenen verbotenen Farben zu kaufen, welche der Lehrer von den Paletten seiner Zöglinge verbannte.

Ich stand vor dem Kaufmanne, wie ein Schüler der dritten Classe, der bei einem Büchertrödler des Quai den Faublas *) kauft; gewisse Blasen verlangend, stieg mir die Röthe in's Gesicht, der Schweiß machte mir den

*) Ein französischer schlüpfriger Roman. D. Ueb.

Rücken feucht; er schien mir Schlüpfrigkeiten zu sagen. Endlich kehrte ich nach Hause zurück, reich an allen Farben des Prisma. Meine Palette, die bisher nur jene gedämpften und keuschen vier Farben zugelassen hatte: Bleiweiß, Ockergelb, Braunroth und Pfirsichschwarz, denen ich bisweilen ein wenig Kobaltblau zu den Himmeln beifügen durfte, erschien bunt durch eine Menge von Abstufungen, von denen eine glänzender war als die andere; das Veronesergrün, das Scheelgrün, der Krapplack, der Lack von Smyrna, der gelbe Lack, das Bleigelb, das Erdharz, die Mumie, alle diese warmen und durchsichtigen Töne, mit denen die Coloristen ihre schönsten Wirkungen hervorbringen, breiteten sich in prunkvollem Ueberfluße auf dem bescheidenen Bretchen von blassem Citronenholze aus.

Ich gestehe, daß ich Anfangs mit allen diesen Schätzen in ziemliche Verlegenheit gerieth, und daß, dem Sprichworte entgegen, der Ueberfluß des Guten mir schadete. Dennoch war ich nach einigen Tagen mit einem kleinen Gemälde bedeutend vorangekommen, das einer Buchsbaumwurzel oder einem Kaleidoscope nicht übel glich; ich arbeitete mit dem größten Eifer daran, und erschien nicht mehr im Atelier.

Eines Tages, da ich, über meinen Malerstock mich neigend, ein Draperiestückchen von scandalöser Lackglasur verwischte, trat mein Lehrer, über mein Verschwinden beunruhigt, in mein Zimmer, an dem ich unvorsichtigerweise den Schlüssel hatte stecken lassen; er blieb eine

Zeitlang hinter mir stehen, mit auseinandergespreizten Fingern, die Arme über seinen Kopf streckend, wie der heilige Symphorius, und nach einigen Minuten verzweiflungsvoller Betrachtung ließ er dieses Wort fallen, das wie ein Tropfen geschmolzenen Bleies in meine Seele drang: „Rubens!"

Nun erkannte ich die Entsetzlichkeit meines Vergehens; ich fiel auf die Knie, und küßte den Staub der schulmeisterischen Stiefel; ich zog einen Sack von Asche über meinen Kopf, und nachdem ich durch die Aufrichtigkeit meiner Reue die Verzeihung des großen Mannes erhalten hatte, schickte ich ein Eiwassergemälde in den Salon, eine hollunderzarte Madonna und ein Jesuskind vorstellend, das ein Papierschiffchen machte.

Mein Erfolg war ungeheuer; mein Lehrer, voll Vertrauen auf meine Talente, ließ mich von da an in allen seinen Bildern malen, das heißt; den Himmeln und Hintergründen die erste Schichte geben. Er hat mir eine herrliche Bestellung in eine Domkirche verschafft, die man restaurirt. Ich colorire mit symbolischen Farben die Rippen an den gothischen Gewölben der Capellen, die man ihres abscheulichen Bildhauer-Kittes entlediget hat; keine Arbeit könnte meiner einfachen, chic- *) und fädenlosen Manier besser entsprechen; — die Meister des Campo-Santo selbst wären vielleicht zu einer solchen Arbeit nicht ursprünglich genug

*) List, Kniff. D. Ueb.

gewesen. Dank der ausgezeichneten Malererziehung, die ich erhalten habe, ist es mir gelungen, diese delikate Arbeit zu allgemeiner Zufriedenheit zu verrichten, und mein Vater, über meine Zukunft beruhiget, wird mir fortan nicht mehr zurufen: „Du wirst Advokat werden!"

Théophile Gautier.

Im Garten des Palais-Royal.

Erste Scene.

Zwei Fremde.

Der erste Fremde. „Sie ist's. Da ist sie!"

Der zweite Fremde. „Wenn sie nur losgeht!"

Der erste Fremde. „Seyen Sie unbesorgt. Der Tag ist herrlich. Sie wird losgehen."

Der zweite Fremde. „Es dünkt mir, daß sie zu spät daran ist. Meine Uhr zeigt fünf Uhr Nachmittags."

Der erste Fremde. „Wie können Sie glauben, daß sie zu spät daran ist, da die Sonne sie losgehen macht."

Der zweite Fremde. „Richtig. Es fehlt also an meiner Uhr. Das ist sehr unangenehm."

Der erste Fremde. „Es scheint mir, daß sie raucht."

Der zweite Fremde. „Aufgepaßt, — sie wird also losgehen." — (Moment der Stille.)

Der erste Fremde. „Das ist unbegreiflich. Sie geht nicht los.“

Der zweite Fremde (zu einem Aufseher). — „Warum geht heute Ihre Kanone nicht los, Landsmann? Mittag ist vorüber.“

Der Aufseher. „Weil sie schon losgegangen ist, meine Herren.“

Der zweite Fremde. „Sehen Sie? Ich war dessen gewiß. Meine Uhr geht gut.“

Der erste Fremde. „Gehen wir! Morgen will ich pünktlicher seyn.“ (Sie entfernen sich.)

Zweite Scene.

Zwei Bürger (die Zeitung lesend).

Erster Bürger (bei Seite). „„Der Papst ist gestorben.““ — „Teufel!“

Zweiter Bürger (bei Seite). „„Seine Heiligkeit befinden sich besser.““ — „Ich bin entzückt darüber.“

Erster Bürger. „„Der Urheber des Mordes, welcher ganz Pezenas mit Bestürzung erfüllte, hat so eben dem Staate seine Schuld bezahlt . . .““ — „Ei, wie so? Desto besser.“

Zweiter Bürger. „„Zu Pezenas verübtes Verbrechen: Der Mörder hat so eben seine Verbrechen auf's Höchste getrieben.““ — „Was kann er denn Aergeres gethan haben, als einen Familienvater umzubringen, der ehrlich den Wollhandel betrieb?“

Erster Bürger. „„In einem Sumpfe umringt,

worin er Zuflucht gesucht, ist er, nach einem kurzen Kampfe, vom Brigadier der Gend'armerie durchbohrt worden."" — „Das war ein tüchtiger Säbelstoß!"

Zweiter Bürger. „„In den Sümpfen umzingelt, welche in der Nähe von Pezenas liegen, hat der Elende, nach einem kurzen Kampfe, den Brigadier der Gend'armerie durch und durch gestochen. Dieser Unglückliche hinterläßt eine Frau und fünf Kinder ohne Mittel…"" — „Ein trauriges Ereigniß! — Mein Herr, geben Sie mir gefälligst Ihre Zeitung, wenn Sie fertig sind."

Erster Bürger. „Gerne; da ist sie. Ich werde die Ihrige lesen." — (Sie tauschen die Zeitungen.)

Zweiter Bürger. „Es scheint, daß der Gend'arme den Mörder zu Pezenas getödtet hat. Desto besser!"

Erster Bürger. „Großer Gott! der Mörder hat den Gend'armen zu Pezenas getödtet! Ah! desto schlimmer."

Zweiter Bürger. „Ei doch! Seine Heiligkeit ist gestorben."

Erster Bürger. „Gut! der Papst befindet sich besser." — (Sie entfernen sich.)

Dritte Scene.

Eine Familie (langsam spazieren gehend).

Der Vater. „Was mich in Paris am meisten überrascht und entzückt, ist das vollkommene Gleichwerden, das ich in der Tracht und dem Aeußern aller

Franzosen zu Stande gebracht sehe. Es giebt keine Pariser dort, — eben so wenig, als es dort Leute aus der Normandie, aus der Bretagne, aus Anjou, aus Beauce giebt. Zeigen Sie mir in diesem Garten jene, welche Pariser sind, und jene, die es nicht sind: unmöglich! Und warum?"

Die Mutter. „Das ist sehr einfach; Jedermann läßt sich in Paris kleiden."

Der Vater. „Richtig. Und dann die Leichtigkeit der Communicationen. — Man verbinde mir die Augen, und führe mich hierher, ich werde nicht zu sagen wissen, ob ich wahrscheinlicher in Paris, als zu Rouen, Caen oder Chartres bin."

Der Sohn. „Sonntags, mein Vater, trifft man die schöne Welt eben sowohl auf dem Präfekturplatze, wie hier."

Der Vater. „Wir haben sogar mehr Luxus. Aber wie zum Teufel willst Du, daß ein Unterschied bestehe, da wir die nämlichen Schneider haben, und unsere Frauen die nämlichen Kleidermacherinnen, wie die Leute in Paris."

Der Sohn. „Gewiß."

(Zwei junge Leute gehen schnell vorüber.)

Der erste junge Mann (mit lauter Stimme). „Ei sieh, da geht eine Provinzlerfamilie."

Der zweite junge Mann (lachend). „Und — der Vater ist superb."

(Die Familie entfernt sich schweigend.)

Octave Feuillet.

Mademoiselle Mimi Pinson.

Grisettenprofil.

I.

Unter den Studenten, welche im vorigen Jahre den Cursus der medizinischen Schule besuchten, befand sich ein junger Mann, Namens Eugen Aubert. Dieß war ein Jüngling aus guter Familie, und ungefähr neunzehn Jahre alt. Seine Eltern lebten in der Provinz, und wiesen ihm ein bescheidenes Jahrgeld an, das ihm aber genügte.

Er führte ein stilles Leben, und galt dafür, einen sehr sanften Charakter zu besitzen. Seine Kameraden liebten ihn; bei jeder Gelegenheit fand man ihn gut und dienstwillig, die Hand großmüthig, das Herz offen. Der einzige Fehler, den man ihm vorwarf, war ein sonderbarer Hang zur Träumerei und Einsamkeit, und eine so übertriebene Zurückhaltung in seiner Sprache und in seinen geringsten Handlungen, daß man ihm den Beinamen „das kleine Mädchen“ gegeben hatte, einen Beinamen übrigens, über den er selbst lachte, und an den seine Freunde keine Idee knüpften, die ihn beleidigen konnte, wissend, daß er nöthigenfalles eben so muthig wäre, wie ein Anderer; aber es ist wahr, daß sein Benehmen ein wenig diesen Spitznamen rechtfertigte, vorzüglich durch die Art, auf welche es mit den Sitten seiner Kameraden contrastirte.

So lange nur von der Arbeit die Rede ging, war er der Erste am Werke; aber wenn es sich um eine Lustpartie handelte, um ein Diné in der Buttermühle, oder um einen Contretanz in der Chaumière, schüttelte das kleine Mädchen den Kopf, und begab sich wieder in ihr möblirtes Zimmerchen. Eine unter den Studenten fast ungeheuere Sache, nicht nur besaß Eugen keine Geliebte, obgleich sein Alter und sein Gesicht ihm hätten Erfolge sichern können, sondern man hatte ihn auch niemals den Galanten im Comtoir einer Grisette spielen sehen, ein im lateinischen Quartier undenklicher Gebrauch.

Die Schönheiten, welche Montagne-Sainte-Geneviève bevölkern, und sich in die Liebschaften der Schulen theilen, flößten ihm eine Art von Widerwillen ein, der bis zum Eckel stieg. Er betrachtete sie als eine absonderliche, gefährliche, undankbare und verderbte Gattung, geboren, um überall das Schlechte und das Unglück gegen einige Freuden zurückzulassen. „Hüten Sie sich vor diesen Frauenzimmern da," sagte er: „sie sind Puppen von glühendem Eisen;" und er fand leider nur zu viele Beispiele, um den Haß zu rechtfertigen, den sie ihm einflößten. Die Zänkereien, die Unordnungen, bisweilen sogar der Ruin, durch diese flüchtigen Liebesverhältnisse herbeigeführt, deren äußerlicher Schein dem Glücke glich, waren nur zu leicht zu citiren, im letzten Jahre, wie heuer, und wahrscheinlich wie im nächsten Jahre. Es läßt sich denken, daß Eugens

Freunde ihn beständig ob seiner Moral und seinen Gewissensscrupeln aufzogen. „Was schließest Du,“ fragte ihn oft einer von seinen Kameraden, Namens Marcel, der ein Gewerb daraus machte, ein Bonvivant zu seyn, „aus einem zufällig einmal geschehenen Mißgriffe oder Unfalle?“

„Daß man sich dessen enthalten muß,“ antwortete Eugen, „aus Furcht, daß sie zum zweitenmale sich ereignen könnten.“

„Ein falscher Schluß,“ erwiederte Marcel, „ein Schluß, wie ein Kartencapuciner, welcher umfällt, wenn sein Kamerad stolpert. Was bekümmert Dich denn? Einer von uns hat im Spiele verloren; ist dieß ein Grund, ein Mönch zu werden? Der Eine hat keinen Sou mehr, der Andere trinkt frisches Wasser; verliert Elise den Appetit deßwegen? An wem liegt die Schuld, wenn der Nachbar seine Uhr in's Pfandhaus trägt, um sich dann zu Montmorency einen Arm zu brechen. Die Nachbarin wird deßwegen nicht einarmig. Du schlägst Dich für Rosalien; man giebt Dir einen Degenstich; sie wendet Dir den Rücken, das ist ganz einfach; hat sie deßwegen eine minder schöne Taille? Dieß sind kleine Widrigkeiten, von denen das Leben wimmelt, und sie sind seltener, als Du meinst; betrachte einen Sonntag, wenn das Wetter schön ist, wie viele Freundes-Paare in den Cafés, auf Spaziergängen und in den Schenken! Siehe nur diese gewaltigen Omnibus, angefüllt und vollgepfropft von Grisetten, die nach Rane-

lagh oder Belleville gehen. Bedenk, was nur an einem Festtage aus dem Quartier Saint-Jacques ausströmt: die Bataillone von Putzmacherinnen, die Armeen von Weißzeugarbeiterinnen, die Wolken von Tabakshändlerinnen; sie Alle ergötzen sich, sie Alle haben ihre Liebschaften; sie Alle wollen sich um Paris herum niederlassen, in den Sommerlauben der Landhäuser, wie ein Schwarm von Waldsperlingen. Regnet es, so giebt's ein Melodram mit Orangenessen und Weinen; denn sie essen viel, das ist wahr, und weinen auch sehr gerne, was einen guten Charakter beweiset. Aber was thun jene armen Mädchen Böses, welche die ganze Woche hindurch genäht, geheftet, gesäumt, gestopft und geflickt haben, wenn sie zum Beispiele Sonntags das Vergessen der Uebel und die Nächstenliebe predigen? Und was kann ein honetter Mann, der seinerseits acht Tage lang mit wenig angenehmen Dingen sich herumgetrieben hat, Besseres thun, als sich das Gesicht zu reinigen, indem er ein frisches Antlitz, ein rundes Bein und die schöne Natur betrachtet?"

„Uebertünchte Gräber," erwiederte Eugen.

„Ich sage und behaupte," fuhr Marcel fort, „daß man die Grisetten loben kann und muß, und ein mäßiger Gebrauch davon ist gut. Erstens sind sie tugendhaft; denn sie bringen den ganzen Tag damit zu, die der Scham und Bescheidenheit unentbehrlichen Kleider anzufertigen; zweitens sind sie honnet; denn es giebt keine Weißzeugmeisterin oder Andere, die nicht ihren La-

denmädchen empfiehlt, mit den Leuten artig zu sprechen; drittens sind sie sehr sorgsam und sehr reinlich, indem sie unaufhörlich Weißzeug und andere Stoffe in den Händen haben, die sie nicht beschmutzen dürfen, bei Strafe weniger gut bezahlt zu werden; viertens sind sie aufrichtig, weil sie Ratafia *) trinken; fünftens sind sie ökonomisch und frugal, weil sie viele Mühe haben, dreißig Sous zu verdienen, und wenn sich Gelegenheiten ergeben, wo sie sich als Feinschmeckerinnen und Verschwenderinnen zeigen, so geschieht dieß nie mit ihrem eigenen Gelde; sechstens sind sie sehr lustig, weil die Arbeit, womit sie sich beschäftigen, im Allgemeinen zum Sterben langweilig ist, und sie wie der Fisch im Wasser hüpfen und springen, wenn die Arbeit fertig ist. Ein anderer Vorzug, den man bei ihnen trifft, besteht darin, daß sie nicht geniren, indem sie ihr Leben auf einen Stuhl angenagelt zubringen, von dem sie nicht weichen können, und es ihnen folglich unmöglich ist, ihren Liebhabern nachzulaufen, wie die Damen aus guter Gesellschaft. Ferner sind sie nicht geschwätzig, weil sie genöthiget sind, ihre Stiche zu zählen. Sie verwenden nicht viel auf ihre Fußbekleidung, weil sie wenig gehen, und auch nicht auf ihre Toilette, weil man ihnen selten Credit schenkt. Man beschuldiget sie der Unbeständigkeit; diese rührt aber nicht daher, daß sie schlechte Romane lesen, oder von natürlicher Bösartig-

*) Eine Art abgezogenen Branntweines.

A. d. Ueb.

keit; sondern von der großen Anzahl verschiedener Personen, die vor ihren Läden vorbeigehen; andererseits beweisen sie genügend, daß sie wahrer Liebe fähig sind, durch die große Menge derjenigen unter ihnen, die sich täglich in die Seine oder aus ihren Fenstern stürzen, oder in ihren Wohnungen mit Kohlendampf sich ersticken. Es ist wahr, sie besitzen den Fehler, fast immer Hunger und Durst zu haben, gerade wegen ihrer großen Mäßigkeit; aber es ist notorisch, daß sie sich mit einem Glase Bier und einer Cigarre, als Mahlzeit, begnügen können: eine vortreffliche Eigenschaft, die man selten in der Ehe trifft. Kurz, ich behaupte, daß sie gut, liebenswürdig, treu uneigennützig sind, und daß es zu bedauern ist, wenn sie im Spitale sterben."

Marcel sprach so geraume Zeit im Cafféhause, als er sich den Kopf ein wenig erhitzt hatte; er füllte dann das Glas seines Freundes wieder, und wollte ihn dahin bringen, auf die Gesundheit von Mademoiselle Pinson, Weißzeugarbeiterin, die ihre Nachbarin war, zu trinken; aber Eugen nahm seinen Hut, und schlich sich, während Marcel fortfuhr, seinen Kameraden eine Rede zu halten, sachte davon.

2.

Mademoiselle Pinson war eben nicht, was man ein hübsches Frauenzimmer nennt. Es ist ein großer Unterschied zwischen einem hübschen Frauenzimmer und einer hübschen Grisette. Wenn ein hübsches Frauenzimmer, als solches anerkannt, und in der Parisersprache

so genannt, auf den Einfall geriethe, ein kleines Häubchen, ein Gingangkleid und eine seidene Schürze anzuziehen, würde sie freilich eine hübsche Grisette zu seyn scheinen. Aber wenn eine Grisette einen Hut trägt, ein Sammetmäntelchen und ein Palmyrakleid, ist sie durchaus nicht genöthiget, für ein hübsches Frauenzimmer zu gelten; im Gegentheile, es ist wahrscheinlich, daß sie wie ein Mantelholz aussehen wird, und sie wird, ist dieß der Fall, in ihrem Rechte seyn. Der Unterschied liegt also in den Zuständen, worin diese beiden Wesen leben, und vorzüglich in jenem Stücke gerollten, mit einem Stoffe überzogenen Pappendeckels, Hut genannt, den die Frauenzimmer für geeignet erachtet haben, ihn an jeder Seite ihres Kopfes anzubringen, ungefähr wie die Scheuleder der Pferde; (man muß jedoch bemerken, daß die Scheuleder der Pferde verhindern, seitwärts zu schauen, und das Pappendeckelstück gar nichts verhindert). Wie dem sey, ein kleines Häubchen steht zu einer Stülpnase gut, welche ihrerseits einen wohlgeformten Mund bedingt, der schöne Zähne und ein rundes Gesicht als Rahmen haben muß. Ein rundes Gesicht verlangt blitzende Augen, am Besten so schwarz als möglich, und verhältnißmäßige Augenbrauen. Die Haare sind ad libitum *), da die schwarzen Augen zu Allem passen. Ein solches Ensemble ist, wie man sieht, weit entfernt, eine eigentliche Schönheit zu

*) Nach Belieben. A. d. Ueb.

seyn. Es ist, was man ein zerknülltes Gesicht, ein classisches Grisettengesicht nennt, das vielleicht unter dem Pappendeckelstücke häßlich wäre, durch das Häubchen aber bisweilen reizend, und hübscher wird, als die Schönheit. So war Mademoiselle Pinson.

Marcel hatte sich in den Kopf gesetzt, daß Eugen dieser Demoiselle den Hof machen sollte; warum? Ich weiß es nicht, wenn nicht, weil er selbst der Anbeter von Mademoiselle Zelia, der vertrauten Freundin von Mademoiselle Pinson, war. Es dünkte ihm natürlich und bequem, die Sachen so nach seinem Geschmacke einzurichten, und freundschaftlich der Liebe zu pflegen. — Derlei Berechnungen sind nicht selten, und gelingen ziemlich oft, da die Gelegenheit, seit die Welt existirt, von allen Versuchungen die stärkste ist. Wer kann sagen, was für glückliche oder unglückliche Ereignisse, Liebschaften, Zänkereien, Freuden oder Verzweiflungen, zwei anstossende Thüren, eine geheime Treppe, ein Corridor, ein zerbrochenes Fenster, entstehen machen? Gewisse Charaktere jedoch sind diesen Zufallsspielen abgeneigt. Sie wollen ihre Genüsse erobern, nicht sie in der Lotterie gewinnen, und fühlen sich nicht gestimmt, zu lieben, weil sie im Postwagen an der Seite eines hübschen Frauenzimmers sitzen. Ein Solcher war Eugen, und Marcel wußte es; daher hatte er seit langer Zeit einen ziemlich einfachen Plan entworfen, den er für vortrefflich und vorzüglich für unfehlbar hielt, den Widerstand seines Freundes zu besiegen.

Er hatte beschlossen, ein Soupé zu geben, und fand nichts Passenderes, als zum Vorwande den Tag seines eigenen Namensfestes zu wählen. Er ließ also in seine Wohnung zwei Dutzend Flaschen Bier, ein großes Stück kalten Kalbsbraten mit Salat, einen ungeheuern bleischweren Brodkuchen, und eine Flasche Champagner bringen. Er lud zunächst zwei befreundete Studenten ein, dann machte er Mademoiselle Zelia zu wissen, daß es Abends ein Fest in seiner Wohnung gäbe, und sie Mademoiselle Pinson mitbringen sollte. Sie hüteten sich, dabei zu fehlen.

Marcel galt, mit gerechtem Titel, für einen der rothen Stiefelabsätze des lateinischen Quartiers, jener Leute, denen man nichts versagt, und kaum hatte es sieben Uhr Abends geschlagen, als die beiden Frauenzimmer an die Thüre des Studenten klopften; Mademoiselle Zelia in kurzem Kleide, in grauen Halbstiefeln und mit einem Blumenhäubchen; Mademoiselle Pinson, bescheidener, trug ein schwarzes Kleid, das sie nie ablegte, und welches ihr, sagte man, eine Art spanischen Aussehens gab, wofür sie sich sehr eingenommen zeigte; Beide wußten, wie man wohl denken kann, nichts von den geheimen Plänen ihres Wirthes. Marcel hatte nicht die Ungeschicklichkeit begangen, Eugen zum voraus einzuladen; er wäre einer Ablehnung von seiner Seite zu sicher gewesen. Erst als die Demoiselles am Tische Platz genommen hatten, und das erste Glas geleert war, bat er um Erlaubniß, sich auf einige Augenblicke ent-

fernen zu dürfen, um einen Mitgast zu holen, und ging nach dem Hause, welches Eugen bewohnte; er fand ihn, wie gewöhnlich, bei seiner Arbeit, allein, von seinen Büchern umgeben. Nach einigen unbedeutenden Worten begann er, ihm ganz sachte seine gewöhnlichen Vorwürfe zu machen, daß er sich zu sehr anstrenge, daß er Unrecht thue, sich nicht zu erholen, und schlug ihm dann einen Spaziergang vor. Eugen, wirklich ein wenig müde, da er den ganzen Tag über studirt hatte, nahm den Vorschlag an; die beiden jungen Leute gingen miteinander fort, und es fiel Marcel nicht schwer, nach einigen Touren in der Allee in Luxemburg, seinen Freund zu bewegen, bei ihm einzukehren.

Die beiden, allein gebliebenen, und wahrscheinlich durch das Warten gelangweilten Grisetten hatten damit begonnen, sich's bequem zu machen, ihre Shawls und Häubchen abgelegt, und tanzten, einen Contretanz singend, nicht ohne von Zeit zu Zeit den Vorräthen versuchsweise Ehre widerfahren zu lassen. Mit schon blitzenden Augen und beseeltem Gesichte hielten sie ein, fröhlich und ein wenig außer Athem, als Eugen sie mit einer eben so schüchternen als überraschten Miene grüßte. Wegen seines einsamen Lebens kannten sie ihn kaum; daher hatten sie ihn bald von den Füßen bis zum Kopfe mit jener unerschrockenen Neugier gemustert, welche das Privilegium ihrer Kaste ist; dann fingen sie wieder ihren Gesang und Tanz an, wie wenn nichts geschehen wäre. Der neue Ankömmling, halb außer Fassung ge-

bracht, machte schon einige Schritte rückwärts, vielleicht an den Rückzug denkend, als Marcel, nach doppelt verschlossener Thüre, den Schlüssel klirrend auf den Tisch warf. —

„Niemand noch!" rief er aus. „Was treiben denn unsere Freunde? Doch es liegt nichts daran, haben wir doch den Wilden. Mesdemoiselles, ich stelle Ihnen den tugendhaftesten jungen Mann von Frankreich und Navarra vor, der seit langer Zeit die Ehre zu haben wünscht, Ihre Bekanntschaft zu machen, und ein absonderlich großer Bewunderer von Mademoiselle Pinson ist."

Der Contretanz hörte von Neuem auf; Mademoiselle Pinson verneigte sich leicht, und nahm ihr Häubchen wieder.

„Eugen!" rief Marcel aus, „heute ist mein Namenstag; diese beiden Damen sind gefälligst gekommen, ihn mit uns zu feiern; ich habe Dich fast mit Gewalt hergeführt, es ist wahr; aber ich hoffe, daß Du gutwillig da bleiben wirst, auf unsere gemeinschaftliche Bitte. Es ist jetzt ungefähr acht Uhr; wir haben Zeit, eine Pfeife zu schmauchen, in Erwartung, daß uns der Appetit komme."

Also sprechend, warf er einen bedeutungsvollen Blick auf Mademoiselle Pinson, die, ihn alsogleich verstehend, zum Zweitenmale lächelnd sich verneigte, und mit süßer Stimme zu Eugen sagte: „Ja, mein Herr, wir bitten Sie darum."

In diesem Augenblicke klopften die beiden von Marcel

eingeladenen Studenten an die Thüre. Eugen sah, daß es kein Mittel gebe, ohne große Unartigkeit sich zu entfernen, und nahm, sich fügend, mit den Andern Platz.

3.

Das Soupé war lange und lärmend. Da diese Herren damit angefangen hatten, das Zimmer mit einer Dampfwolke zu füllen, tranken sie um so mehr, um sich zu erfrischen. Jene Damen besorgten die Unterhaltung, und ergötzten die Gesellschaft mit mehr oder minder pikanten Reden auf Kosten ihrer Freunde und Bekannten, und mit mehr oder minder glaubwürdigen, aus den Hinterläden gezogenen Abenteuern. Wenn dem Stoffe Wahrscheinlichkeit fehlte, so war er wenigstens nicht unfruchtbar. Zwei Advokatenschreiber, wenn man ihnen glauben durfte, hatten im Spiele mit spanischen Fonds zwanzigtausend Franks gewonnen, und sie in sechs Wochen mit zwei Handschuhhändlerinnen durchgeputzt; der Sohn von einem der reichesten Banquiers von Paris hatte einer berühmten Weißzeug-Arbeiterin eine Loge in der Oper und ein Landhaus angetragen, was sie ausgeschlagen, weil sie lieber ihre Eltern pflegen, und einem Commis des Deux-Magots treu bleiben wollte; eine gewisse Person, die man nicht nennen konnte, und welche durch ihren Rang gezwungen war, sich in das größte Geheimniß zu hüllen, hatte eine Stickerin der Passage du Pont-Neuf incognito besucht, die plötzlich auf höheren Befehl entführt, um Mitternacht

mit einem Portefeuille voll Banknoten in eine Post-Chaise gethan, und nach den Vereinigten Staaten gesendet worden war, ꝛc. ꝛc.

„Genug,“ sagte Marcel, „wir kennen dieß. Zelia erzählt aus dem Stegreife, und was Mademoiselle Mimi betrifft (so nannte sich Mademoiselle Pinson in engerem Vereine), so sind ihre Aufschlüsse unvollkommen. Ihre Advokatenschreiber haben nur eine Verrenkung durch Voltigiren über Bäche gewonnen; Ihr Banquier hat eine Orange angeboten, und Ihre Stickerin ist so wenig in den Vereinigten Staaten, daß sie täglich von Mittag bis vier Uhr im Spitale der Charité sichtbar ist, wo sie aus Mangel an Eßwaaren eingezogen ist.“

Eugen saß neben Mademoiselle Pinson. Er glaubte, bei diesem letztern, mit völliger Gleichgültigkeit ausgesprochenen Worte, daß sie erblaßte. Aber fast alsogleich stand sie auf, zündete eine Cigarette an, und rief mit einer unbefangenen Miene aus:

„Stille Eurerseits; ich bitt' um's Wort. Weil Herr Marcel nicht an Fabeln glaubt, so will ich eine wahre Geschichte erzählen, et quorum pars magna fui.“ *)

„Sie sprechen lateinisch?“ fragte Eugen.

„Wie Sie sehen,“ antwortete Mademoiselle Pinson; „diese Sentenz hab' ich von meinem Onkel, der unter dem großen Napoleon gedient, und niemals unterlassen

*) „Und deren großer Theil ich gewesen bin.“
D. Ueb.

hat, sie vor der Erzählung einer Schlacht auszusprechen. Wenn Sie nicht wissen, was diese Worte bedeuten, können Sie es erfahren, ohne zu bezahlen; es will sagen: Ich gebe Ihnen mein Ehrenwort darauf. Wissen Sie also, daß ich in der vergangenen Woche mit zweien von meinen Freundinnen, Blanchette und Rougette, in das Odeons-Theater mich begeben habe."

„Warten Sie, daß ich den Brodkuchen schneide," sagte Marcel.

„Schneiden Sie, aber hören Sie," versetzte Mademoiselle Pinson. „Ich war also mit Blanchette und Rougette in's Odeon gegangen, um ein Trauerspiel zu sehen. Rougette, wie Sie wissen, hat erst ihre Großmutter verloren, und etwa vierhundert Franks geerbt. Wir haben eine Badewanne *) genommen; drei Studenten befanden sich im Parterre; diese jungen Leute erblickten uns, und luden uns, unter dem Vorwande, daß wir allein wären, zum Nachtessen ein."

„Geradezu?" fragte Marcel; „wahrhaftig, dieß ist sehr galant. Und Sie haben abgelehnt, vermuthlich?"

„Nein, mein Herr," entgegnete Mademoisellt Pinson, „wir nahmen an, und im Zwischenakte, ohne das Ende des Stückes abzuwarten, verfügten wir uns zu Viot . . ."

„Mit Ihren Cavalieren?"

*) Die Benennung einer gewissen Theaterlogenform.

D. Ueb.

„Mit unsern Cavalieren. Der Kellner begann, wohl verstanden, damit, uns zu sagen, daß nichts mehr da wäre; aber eine solche Ungelegenheit war nicht geeignet, uns hinderlich zu seyn. Wir ordneten an, in der Stadt zu holen, was man essen könnte. Rougette nahm die Feder, und bestellte ein Hochzeitfestmahl: Steuerkrabben *), Zuckerpfannkuchen, Krapfen, eßbare Muscheln, Schneeeier, Alles, was es an Fleischtöpfen auf der Welt giebt. Unsere jungen Unbekannten, die Wahrheit zu sagen, schnitten ein wenig Gesichter . . ."

„Parbleu, ich glaub's wohl," sagte Marcel.

„Wir kehrten uns nicht daran. Als die Sache kam, begannen wir die liebenswürdigen Frauen zu spielen. Wir fanden nichts gut, Alles war uns zuwider. Kaum war eine Platte angegriffen, schickten wir sie zurück, und begehrten eine andere. „„Kellner, tragen Sie dieß fort; dieß ist unerträglich. Wo haben Sie diese abscheulichen Sachen genommen?"" Unsere Unbekannten wünschten zu essen; aber es war ihnen nicht erlaubt. Kurz, wir soupirten, wie Sancho dinirte, und der Zorn riß uns sogar hin, einige Gefäße zu zerbrechen."

„Eine schöne Aufführung! Und wie bezahlen?"

„Gerade dieß war die Frage, welche die drei Unbekannten an sich richteten; aus der Unterredung, die sie mit leiser Stimme führten, schien uns der Eine von Beiden sechs Franks zu besitzen, der Andere unendlich

*) Kleine Seekrebse. D. Ueb.

weniger, und der Dritte hatte nur seine Uhr, die er großmüthig aus seiner Tasche zog. In dieser Lage traten die drei Unglücklichen an's Comtoir, in der Absicht, irgend einen Aufschub zu erhalten. Was glauben Sie, daß man ihnen antwortete?"

„Ich glaube," versetzte Marcel, „daß man Sie als Unterpfand behalten, und jene in die Wachstube geführt hat."

„Das ist ein Irrthum," sagte Mademoiselle Pinson. „Vor dem Eintreten in das Cabinet hatte Rougette ihre Maßregeln getroffen, und Alles zum Voraus bezahlt. Stellen Sie sich den Theatercoup bei dieser Antwort Viot's vor: „„Meine Herren, Alles ist bezahlt!"" — Unsere Unbekannten schauten uns an, wie niemals drei Hunde drei Bischöfe angeschaut haben, mit einem kläglichen, mit reiner Rührung vermischten Erstaunen. — Wir jedoch, ohne zu scheinen, als ob wir darauf Acht gäben, gingen hinunter, und ließen einen Fiacker kommen."

„Liebe Marquise," sagte Rougette zu mir, „man muß diese Herren nach Hause begleiten." — „Gerne, liebe Gräfin," antwortete ich. Unsere armen Liebhaber wußten nicht mehr, was sie sagen sollten. Ich frage Sie, ob sie verlegen wären! sie verbaten sich unsere Artigkeit; sie wollten nicht, daß man sie begleitete; sie weigerten sich, ihre Adresse zu sagen; ich glaub's wohl; sie waren überzeugt, daß sie mit Damen vom Stande

zu thun hatten, und sie wohnten in der Straße du Chat-qui-pêche!"

Die beiden Studenten, Marcel's Freunde, welche bisher nicht viel Anderes gethan hatten, als rauchen und ruhig trinken, schienen von dieser Geschichte wenig befriediget; vielleicht wußten sie eben so viel, als Mademoiselle Pinson, von diesem unglücklichen Soupé; denn sie warfen auf sie einen unruhigen Blick, als Marcel lachend zu ihr sagte: „Nennen Sie die Masken, Mademoiselle Mimi. Weil dieß von der letzten Woche ist, liegt nichts Unschickliches darin."

„Niemals, mein Herr," entgegnete die Grisette. — „Man kann einen Mann foppen, aber in seiner Carrière ihm schaden ... niemals!"

„Sie haben Recht," sagte Eugen, „und Sie handeln dabei verständiger, als Sie vielleicht selbst glauben. Unter allen jenen jungen Leuten, welche die Schulen besuchen, giebt es fast keinen Einzigen, der nicht irgend einen Fehler oder irgend eine Thorheit hinter sich hätte, und dennoch gehen aus ihnen täglich hervor, was es in Frankreich Ausgezeichnetstes und Achtungswürdigstes giebt: Aerzte, Magistrate . . ."

„Ja," erwiederte Marcel, „das ist die Wahrheit. Es giebt sogar Pairs von Frankreich, die bei Flicoteaux speisen, und die nicht immer so viel Geld haben, die Karte zu bezahlen. Aber," fügte er mit dem Auge blinzelnd bei, „haben Sie Ihre Unbekannten nicht wieder gesehen?"

„Wofür halten Sie mich?“ antwortete Mademoiselle Pinson mit einer ernsten und fast beleidigten Miene. „Kennen Sie Blanchette und Rougette? Und vermuthen Sie, daß ich selbst . . .“

„Es ist gut,“ entgegnete Marcel, „ärgern Sie sich nicht. Aber, kurz, das ist eine schöne Unbesonnenheit. Drei Unverständige, die vielleicht am andern Tage nichts zu Mittag zu essen hatten, und das Geld zum Fenster hinauswerfen, wegen des Vergnügens, drei arme Teufel zu mystifiziren, die nichts dafür können!“

„Warum laden sie uns zum Nachtessen ein?“ versetzte Mademoiselle Mimi Pinson.

4.

Mit dem Brodkuchen erschien, in ihrer Glorie, die einzige Flasche Champagner, aus welcher das Dessert bestehen sollte. Mit dem Weine kam man auf das Singen zu sprechen.

„Ich sehe,“ sagte Marcel, „ich sehe, wie Cervantes sagt, Zelia, welche hustet; dieß ist ein Zeichen, daß sie singen will. Aber wenn die Herren nichts dagegen haben, ich bin's, den man feiert, und der folglich Mademoiselle Mimi bittet, wenn sie durch ihre Anekdote nicht heiser geworden ist, uns mit einem Liedchen zu beehren. Eugen,“ fuhr er fort, „sey doch ein wenig galant, stoß mit Deiner Nachbarin an, und ersuche sie um ein Lied für mich.“

Eugen erröthete und gehorchte. Eben so, wie Ma-

demoiselle Pinson es zu machen nicht verschmäht hatte, um ihn selbst zu veranlassen, da zu bleiben, verbeugte er sich, und sagte schüchtern zu ihr: „Ja, Mademoiselle, wir bitten Sie darum.“

Zu gleicher Zeit hob er sein Glas empor, und berührte jenes der Grisette. Dieser leichte Stoß erzeugte einen hellen und silbernen Ton; Mademoiselle Pinson haschte diese Note im Fluge, und setzte sie mit reiner und frischer Stimme lange als Cadenz fort.

„Wohlan,“ sagte sie, „ich willige ein, weil mein Glas mir das la giebt. Aber was wollen Sie, daß ich Ihnen singe? Ich bin keine alberne Gezierte, das sag' ich Ihnen gleich zum voraus; aber ich weiß keine Wachstubenlieder, ich encanaillire mir das Gedächtniß nicht.“

„Bekannt,“ versetzte Marcel; „Sie sind eine Tugend; nach Ihrem Belieben, die Meinungen sind frei.“

„Nun denn,“ fuhr Mademoiselle Pinson fort, „ich will Ihnen zu gutem Anfange Strophen singen, die man auf mich gemacht hat.“

„Achtung! Wer ist der Verfasser?“

„Meine Magazinskameradinnen, das ist Nadelpoesiemachwerk; also bitte ich um Nachsicht.“

„Hat Ihr Lied einen Refrain?“

„Ja: die schöne Bitte!“

„In diesem Falle,“ entgegnete Marcel, „lassen Sie uns unsere Messer nehmen, und bei dem Refrain auf den Tisch klopfen, jedoch den Takt einzuhalten suchen. Zelia kann's bleiben lassen, wenn sie will.“

„Warum dieß, unartiger Junge?“ fragte Zelia zornig.

„Aus gewissen Ursachen,“ antwortete Marcel; „aber wenn Sie von der Partie zu seyn wünschen, sehen Sie, so klopfen Sie mit einem Pfropfe; dieß wird weniger Unzuträgliches für unsere Ohren und für Ihre weißen Hände haben.“

Marcel hatte die Gläser und Teller in die Runde gestellt, und sich in der Mitte an den Tisch gesetzt, sein Messer in der Hand. Die beiden Studenten von Rougettens Soupé, wieder ein wenig lustig geworden, legten die Köpfe ihrer Pfeifen weg, um mit den hölzernen Röhren zu klopfen; Eugen träumte, Zelia schmollte.

Mademoiselle Pinson nahm einen Teller, und machte ein Zeichen, daß sie ihn zerbrechen wolle, worauf Marcel durch eine einwilligende Geberde antwortete, so, daß die Sängerin, nachdem sie die Scherben genommen hatte, um sich Castagnetten daraus zu machen, die von ihren Kameradinnen verfaßten Strophen begann, nach vorausgesendeter Entschuldigung, für den Fall, daß sie zu viel Schmeichelhaftes für sie enthalten könnten.

Die Messer und die Pfeifen, ja sogar die Sessel, hatten, wie billig, am Ende einer jeden Strophe ihr Getöse gemacht. Die Gläser tanzten auf dem Tische, und die halbgefüllten Flaschen balancirten lustig, indem sie sich kleine Achselstösse gaben.

„Und Ihre guten Freundinnen sind's,“ fragte Marcel, „die Ihnen dieses Lied gemacht haben? Ein Fär-

der steckt darin, es riecht zu sehr nach Bisam. Singen Sie eine von jenen guten Arien, worin man die Sachen sagt!“ Und er stimmte mit starker Stimme an:

„Noch zählte Nannett fünfzehn Jahre nicht . . .“

„Genug, genug,“ versetzte Mademoiselle Pinson; „tanzen wir lieber, machen wir eine Walzertour. Ist gar kein Musiker da?“

„Ich habe, was Sie brauchen,“ entgegnete Marcel; „ich habe eine Guitarre; aber,“ fuhr er fort, das Instrument loshäkelnd, „meine Guitarre hat nicht, was sie braucht; sie ist von allen ihren Saiten entblößt.“

„Aber da ist ja ein Clavier,“ sagte Zelia; „Marcel wird Euch zum Tanzen aufspielen.“

Marcel schleuderte seiner Geliebten einen eben so wüthenden Blick zu, wie wenn sie ihn eines Verbrechens beschuldiget hätte. Allerdings konnte er genug, um einen Contretanz zu spielen; allein dieß war für ihn, wie für sehr viele Andere, eine Art von Qual, welcher er sich nicht gar gerne unterwarf. Indem Zelia ihn verrieth, rächte sie sich wegen des Pfropfes.

„Bist Du närrisch?“ sagte Marcel; „Du weißt wohl, daß dieses Clavier nur zum Prunke da steht, und daß nur Du es schindest, Gott weiß es. Wer hat Dir gesagt, daß ich zum Tanzen aufspielen kann? Ich kann nur die Marseillaise, die ich mit einem einzigen Finger spiele. Wenn Sie sich an Eugen wendeten, das ließ ich mir gefallen, das ist ein Junge, der sich darauf versteht; aber ich will ihn nicht so sehr langweilen, ich

werde mich wohl davor hüten; nur Sie sind hier indiscret genug, solche Sachen zu treiben, ohne aufgeschaut zu schreien."

Zum drittenmale erröthete Eugen, und schickte sich an, das zu thun, was man auf eine so politische und so abgedrehte Weise von ihm verlangte. Er setzte sich also an's Clavier, und eine Quadrille kam zu Stande.

Diese war fast eben so lang, wie das Soupé. Nach dem Contretanze kam ein Walzer; nach dem Walzer der Galopp; denn im lateinischen Stadtviertel galoppirt man noch. Besonders diese Damen waren unermüdlich, und machten Luftsprünge und lachten so laut, daß sie die ganze Nachbarschaft aufwecken konnten.

Bald fiel Eugen, doppelt ermüdet durch den Lärm und das Wachen, immer mechanisch fortspielend, in eine Art von Halbschlaf, wie die Postillione, die zu Pferd schlafen. Die Tänzerinnen passirten vor ihm hin und her, wie Fantome in einem Traume, und da nicht leicht etwas trauriger ist, als ein Mensch, der Andere lachen sieht, säumte die Melancholie nicht, welcher er unterworfen war, sich seiner zu bemächtigen: „Traurige Freude;" dachte er, „elende Vergnügungen! Augenblicke, die man dem Unglücke zugeflogen wähnt! Und wer weiß, welche von diesen fünf Personen, die so lustig um mich herum springen, sicher ist, wie Marcel sagte, morgen ein Mittagsessen zu haben?"

Als er diese Betrachtung machte, kam Mademoiselle Pinson nahe bei ihm vorbei; er glaubte zu sehen, wie

sie, immer galoppirend, heimlich ein auf dem Tische gebliebenes Stück Brodkuchen nahm, und es bescheiden in ihre Tasche steckte.

5.

Der Tag begann anzubrechen, als die Gesellschaft sich trennte. Bevor Eugen heimkehrte, ging er eine Zeitlang auf den Straßen, um frische Morgenluft zu schöpfen. Immer mit seinen traurigen Gedanken beschäftiget, wiederholte er ganz leise, wider seinen Willen, das Lied der Grisette:

„Sie hat ein Kleid nur auf der Welt,
„Und nur ein Häubchen."

„Ist dieß möglich?" fragte er sich. „Kann das Elend auf diesen Grad gesteigert werden, sich freimüthig zu zeigen, und über sich selbst zu spotten? Kann man darüber lachen, daß man kein Brod hat?"

Das mitgenommene Stück Brodkuchen war kein zweifelhaftes Anzeichen. Eugen konnte nicht umhin, darüber zu lächeln, und zu gleicher Zeit von Mitleid bewegt zu werden; jedoch, dachte er ferner, sie hat Brodkuchen genommen, und nicht Brod; möglich, daß sie dieß aus Naschhaftigkeit that. Wer weiß? Vielleicht ist's das Kind einer Nachbarin, dem sie einen Kuchen bringen will; vielleicht eine geschwätzige Portierin, welche erzählen würde, daß sie die Nacht außer dem Hause zugebracht, ein Cerberus, den man beschwichtigen muß. Achtlos, wohin er ging, war Eugen zufällig in jenes

Labyrinth von kleinen Straßen gerathen, die hinter dem Kreuzwege Bussy sind, und durch welche kaum ein Wagen kann. In dem Augenblicke, da er wieder umkehren wollte, trat ein Frauenzimmer, in einen schlechten Nachtmantel gehüllt, mit bloßem Kopfe, ungeordneten Haaren, blaß und abgezehrt, aus einem alten Hause. Sie schien so schwach, daß sie kaum gehen konnte; ihre Knie wankten; sie hielt sich an die Mauern, und schien zu einer benachbarten Thüre gehen zu wollen, wo sich ein Briefkasten befand, um ein Billet hineinzuwerfen, das sie in der Hand hielt.

Bestürzt und erschrocken näherte sich ihr Eugen, und fragte sie, wohin sie gehe, was sie suche, und ob er ihr helfen könne. Zu gleicher Zeit reichte er ihr den Arm, um sie zu stützen; denn sie war nahe daran, auf den Eckstein zu sinken. Doch, anstatt ihm zu antworten, trat sie mit einer Art von Furcht und Stolz zurück. Sie warf ihr Billet auf den Boden, wies mit dem Finger auf den Briefkasten, und schien alle ihre Kräfte zusammenzuraffen. „Da!“ sagte sie nur; dann erreichte sie, fortwährend an den Wänden sich hinschleppend, ihr Haus wieder. Vergebens versuchte Eugen sie zu bewegen, seinen Arm zu nehmen, und seine Fragen zu wiederholen. Sie trat langsam wieder in den düstern und engen Gang, aus dem sie gekommen war.

Eugen hatte den Brief aufgehoben; er machte Anfangs einige Schritte, um ihn auf die Post zu geben, blieb aber bald stehen. Diese sonderbare Begegnung

hatte ihn so sehr verwirrt, und er fühlte sich von einer Art von Schrecken, vermischt mit so innigem Mitleiden, ergriffen, daß er, bevor er sich Zeit zur Ueberlegung nahm, fast unwillkürlich das Siegel erbrach. Es schien ihm abscheulich und unmöglich, nicht zu suchen, gleichviel durch welches Mittel, ein solches Geheimniß zu erforschen. Offenbar war dieses Frauenzimmer am Verscheiden; war sie's aus Krankheit oder Hunger? Jedenfalls mußte sie es aus Elend seyn. Eugen öffnete den Brief; er war überschrieben: „An den Herrn Baron von ***," und enthielt Folgendes:

„Lesen Sie diesen Brief, mein Herr, und verwerfen „Sie aus Mitleiden meine Bitte nicht. Sie können „mich retten, und nur Sie. Glauben Sie mir das, „was ich Ihnen sage, retten Sie mich, und Sie werden „ein gutes Werk gethan haben, das Ihnen Glück bringen wird. Ich habe eine schwere Krankheit gemacht, „die mir das bischen Kraft und Muth genommen hat, „das ich besaß. Im Monate August kehre ich in das „Magazin zurück; meine Effekten sind in meiner letzten „Wohnung zurückbehalten, und ich habe fast die Gewißheit, daß ich vor dem Sonnabend völlig ohne Obdach „seyn werde Ich fürchte mich so sehr, vor Hunger zu „sterben, daß ich diesen Morgen den Entschluß gefaßt „hatte, mich in's Wasser zu stürzen; denn seit vierundzwanzig Stunden hab' ich nichts genossen. Als ich „Ihrer mich erinnerte, kam ein wenig Hoffnung in mein „Herz. Nicht wahr, ich habe mich nicht getäuscht? —

„Mein Herr, ich bitte Sie auf den Knien, wie wenig „Sie auch für mich thun werden, es wird mein Leben „noch auf einige Tage fristen. Ich fürchte mich vor „dem Sterben, und dann bin ich ja auch erst dreiund-„zwanzig Jahre alt. Mit ein wenig Hülfe werd' ich „es dahin bringen, den Ersten des Monats zu erreichen. „Wüßte ich Worte, Ihr Mitleid zu erregen, ich würde „sie Ihnen sagen; aber es fällt mir nichts bei. Ich „kann nur über mein Unvermögen weinen, denn ich „fürchte sehr, daß Sie mit meinem Briefe thun werden, „was man thut, wenn man dergleichen zu oft erhält: „Sie werden ihn zerreißen, ohne zu bedenken, daß ein „armes Mädchen da ist, welches die Stunden und Mi-„nuten mit der Hoffnung zählt, daß Sie gedacht haben „werden, es würde zu grausam seyn, sie so in der Un-„gewißheit zu lassen. Nicht der Gedanke, einen Louis-„d'or zu geben, der für Sie eine wahre Kleinigkeit ist, „wird Sie zurückhalten, davon bin ich überzeugt; daher „dünkt es mir, daß Ihnen nichts leichter ist, als Ihr „Almosen in ein Papier zu wickeln, und es unter der „Adresse zu bestellen: An Mademoiselle Bertin, Straße „de l'Eperon. Ich habe einen andern Namen ange-„nommen, seitdem ich in den Magazinen arbeite; denn „der meinige ist jener meiner Mutter. Wenn Sie aus-„gehen, geben Sie es einem Commissionär. Ich werde „Mittwoch und Donnerstag warten, und inbrünstig be-„ten, daß Gott Sie menschenfreundlich mache. — Es „kommt mir in den Sinn, daß Sie an so viel Elend

„nicht glauben; aber wenn Sie mich sähen, würden Sie „überzeugt seyn.

„Rougette."

Wenn Eugen Anfangs, diese Zeilen lesend, gerührt war, verdoppelte sich sein Erstaunen, wie man wohl denkt, als er die Unterschrift sah. Dieß war also das nämliche Mädchen, welches sein Geld thörichterweise in Lustpartien vergeudet, und jenes lächerliche, von Mademoiselle Pinson erzählte Soupé ersonnen hatte; sie war es, welche das Unglück zu solchem Leiden, und zu einer solchen Bitte herunterbrachte. So viel Unvorsichtigkeit und Thorheit schien Eugen ein unglaublicher Traum. Aber kein Zweifel, die Unterschrift war da, und Mademoiselle Pinson hatte gleichfalls, während der Soiré, den Kriegsnamen *) ihrer Freundin Rougette, gewordenen Mademoiselle Bertin, ausgesprochen. Wie befand sie sich plötzlich verlassen, ohne Hülfe, ohne Brod, fast ohne Obdach? Was machten ihre Freundinnen vom vorigen Tage, während sie vielleicht auf irgend einem Speicher dieses Hauses starb? Und was war dieses Haus selbst, worin man so sterben konnte?

Dieß war nicht der Augenblick, Vermuthungen zu hegen, das Dringendste vielmehr, dem Hunger zu Hülfe zu kommen. Eugen begann damit, in den Laden eines Restaurateurs zu treten, der so eben aufgemacht hatte, um zu kaufen, was er dort finden konnte. Dieß ge-

*) Der Kriegsname, den in Frankreich angeworbene Soldaten annehmen. D. Ueb.

than, ging er, vom Kellner gefolgt, Rougettens Wohnung zu; aber er nahm Anstand, so geradezu sich ihr vorzustellen; die Miene des Stolzes, die er an diesem armen Mädchen bemerkt hatte, ließen ihn befürchten, wo nicht eine Ablehnung, mindestens eine Regung verletzter Eitelkeit; wie sollte er ihr gestehen, ihren Brief gelesen zu haben?

Vor der Thüre angekommen, sagte er zum Kellner: „Kennen Sie eine junge Person, die in diesem Hause wohnt, und Mademoiselle Bertin heißt?"

„O ja, mein Herr!" erwiederte der Kellner: „Gewöhnlich bringen wir das Essen ihr. Aber wenn der Herr zu ihr gehen, so ist dieß nicht der Tag dazu. Gegenwärtig befindet sie sich auf dem Lande."

„Wer hat es Ihnen gesagt?" fragte Eugen.

„Pardieu, mein Herr! die Portierin. Mademoiselle Rougette ißt gerne gut zu Mittag, aber sie zahlt nicht gerne. Sie hat lieber gebratene Hühner und Hummer bestellt, als gar nichts; aber um sein Geld zu sehen, muß man öfter als einmal wieder hingehen! Daher wissen wir in der Nachbarschaft, wann sie zu Hause ist, und wann nicht."

„Sie ist zurückgekommen," versetzte Eugen. „Gehen Sie zu ihr hinauf, lassen Sie ihr das, was Sie tragen, und wenn sie Ihnen etwas schuldet, so verlangen Sie heute nichts von ihr. Dieß geht mich an, und ich werde wieder kommen. Wenn sie wissen will, wer Sie sendet, so antworten Sie: der Baron von ***."

Nach diesen Worten entfernte sich Eugen; unterwegs brachte er das Siegel des Briefes wieder in Ordnung, so gut er konnte, und gab ihn auf die Post. „Nach alle dem,“ dachte er sich, „wird sie nicht ablehnen, und wenn sie findet, daß die Antwort auf ihr Billet ein wenig rasch gewesen ist, wird sie sich mit dem Baron darüber verständigen.“

6.

Die Studenten, wie die Grisetten, sind nicht alle Tage reich. Eugen sah sehr wohl ein, daß er, um seiner kleinen Fabel, welche der Kellner erzählen sollte, einen Anstrich von Wahrscheinlichkeit zu geben, seiner Sendung den Louisd'or hätte beifügen müssen, um welchen Rougette bat; aber da lag die Schwierigkeit: die Louisd'or sind eben nicht die gangbare Münze der Straße Saint-Jacques; andererseits hatte Eugen sich verpflichtet, den Restaurateur zu bezahlen, und leider war in diesem Augenblicke sein Schubladen nicht besser besetzt, als seine Tasche. Deßwegen schlug er ohne Aufschub den Weg nach dem Pantheonplatze ein.

Zur selben Zeit wohnte noch auf diesem Platze jener famose Barbier, der Bankerott gemacht und sich ruinirt hat, indem er Andere ruinirte. Dahin, in den Hinterladen, wo heimlich der große und kleine Wucher getrieben wurde, kam täglich der arme und sorgenlose Student, verliebt vielleicht, um zu enormen Zinsen einige Silbermünzen zu entlehnen, am Abende verschwendet,

und am andern Tage theuer bezahlt; dorthin schlich sich die Grisette, mit gesenktem Kopfe, verschämtem Blicke, um zu einer Landpartie einen abgetragenen Hut, einen aufgefärbten Shawl, ein im Pfandhause gekauftes Hemd zu borgen; dort unterzeichneten junge Leute von gutem Hause, die fünfundzwanzig Louisd'or brauchten, Wechsel für zwei- oder dreitausend Franks; Minderjährige brachten ihr Vermögen durch, bevor es flüßig wurde; Unbesonnene ruinirten ihre Familien, und oft ihre Zukunft. Von der betitelten Buhlerin, welcher ein Armband den Kopf verrückt, bis zum dürftigen Schulfuchse, dem es nach einer alten Scharteke oder nach einem Gerichte Linsen gelüstet, Alles kam dahin, wie zu den Quellen des Pactolus *), und der wucherische Barbier, stolz auf seine Kundschaft und seine Ausbeutungen, deren er sich sogar rühmte, machte Lieferungen in das Gefängniß Clichy, in der Erwartung, selbst hinzukommen. Dieß war die traurige Hülfsquelle, zu welcher Eugen, obgleich mit Widerstreben, Zuflucht nehmen wollte, um Rougetten eine Gefälligkeit zu erweisen, oder wenigstens einen Versuch zu diesem Zwecke zu machen; denn es schien ihm nicht erwiesen, daß die an den Baron gestellte Bitte den gewünschten Erfolg haben würde. Man muß gestehen, daß es von Seite eines Studenten viel Nächstenliebe war, sich so für eine Un-

*) Ein Fluß in Lydien, der Goldsand bei sich führte. (Ovid.) D. Ueb.

bekannte zu verpflichten; aber Eugen glaubte an Gott: jedes gute Werk schien ihm nothwendig. — Das erste Gesicht, welches er, bei dem Barbier eintretend, gewahrte, war jenes seines Freundes Marcel, der an einer Toilette saß, die Serviette um den Hals, und sich stellte, als ließe er sich die Haare ordnen. Der arme Junge kam vielleicht, um etwas zur Bezahlung des Soupé vom vorigen Tage zu holen; er schien sehr nachdenkend, und runzelte die Stirne mit wenig befriedigter Miene, während der Haarkräusler, der seinerseits that, als fahre er ihm mit einem völlig kalten Eisen durch die Haare, in seiner gascognischen Mundart halblaut mit ihm sprach.

An einer andern Toilette, in einem kleinen Cabinete, saß, gleichfalls in eine Serviette gehüllt, ein sehr besorgter Fremder, unaufhörlich von einer Seite zur andern blickend, und durch die halbgeöffnete Thüre des Hinterladens gewahrte man in einer alten Psyche *) das ziemlich magere Schattenbild eines jungen Mädchens, das, mit Hülfe der Frau des Haarkräuslers, ein schottisches, gewürfeltes Kleid anprobirte.

„Was führt denn Dich um diese Zeit hierher?“ rief Marcel aus, dessen Gesicht den Ausdruck seiner gewöhnlichen guten Laune wieder annahm, sobald er seinen Freund erkannte.

Eugen setzte sich neben die Toilette, und erzählte

*) Ein auf Rollfüßen bewsglicher Spiegel.

D. Ueb.

mit wenigen Worten die gemachte Begegnung, und die Absicht, die ihn herführte.

„Meiner Treu," erwiederte Marcel, „Du bist treuherzig. Warum mischest Du Dich ein, da ein Baron im Spiele ist? Du hast ein junges, interessantes Mädchen gesehen, welches das Bedürfniß zeigte, einige Nahrung zu sich zu nehmen. Du verlangst von ihr keine Dankbarkeit, das Incognito gefällt Dir; das ist heroisch. Aber es weiter treiben, ist Ritterthümlichkeit; aber seine Uhr verpfänden, oder seine Unterschrift, für eine Weißzeugarbeiterin, die ein Baron protegirt, und die man zu frequentiren nicht die Ehre hat, dieß ist seit Menschengedenken nur in der blauen Bibliothek *) geschehen."

„Lache über mich, wenn Du willst," versetzte Eugen. „Ich weiß, daß es in dieser Welt viel Unglücklichere giebt, denen ich nicht helfen kann; jene, die ich nicht kenne, bedauere ich; aber wenn ich Einen davon sehe, muß ich ihm helfen. Es ist mir unmöglich, was ich auch thue, gegen das Leiden gleichgültig zu bleiben. Meine Nächstenliebe geht nicht so weit, die Armen aufzusuchen, dazu bin ich nicht reich genug; aber wenn ich sie finde, geb' ich ihnen Almosen."

„In diesem Falle," entgegnete Marcel, „hast Du viel zu thun; es fehlt nicht daran in diesem Lande."

„Was ist daran gelegen!" sagte Eugen, noch von

*) Eine Sammlung von Romanen. D. Ueb.

der Scene gerührt, deren Zeuge er so eben gewesen; „ist es besser, die Leute sterben zu lassen, und seines Weges zu gehen? Diese Unglückliche ist eine Unbesonnene, eine Närrin, Alles, was Du willst; sie verdient vielleicht das Mitleiden nicht, das sie erregt; aber ich fühle dieses Mitleiden. Ist es besser, zu handeln, wie ihre guten Freundinnen, die sich schon nicht mehr um sie zu bekümmern scheinen, wie wenn sie nicht mehr auf der Welt wäre, und ihr gestern sich ruiniren halfen? Zu wem kann sie Zuflucht nehmen? Zu einem Fremden, der mit ihrem Briefe eine Cigarre anzünden wird, oder zu Mademoiselle Pinson etwa, die nicht zu Hause speiset, und nach Herzenslust tanzt, während ihre Gefährtin Hungers stirbt? Ich gestehe Dir, mein lieber Marcel, daß dieß Alles, aufrichtig gesprochen, mit Abscheu mich erfüllt. Jene kleine Leichtsinnige von gestern Abend, mit ihrem Liede und ihren Quodlibet's, in Deiner Wohnung lachend und plaudernd, im Augenblicke sogar, wo die Andere, die Heldin ihrer Erzählung, auf einem Speicher stirbt, empört mein Herz. So als Freundinnen, fast als Schwestern leben, Tage und Wochen lang, in Theater, auf Bälle, in Caffeehäuser rennen, und am andern Tage nicht wissen, ob die Eine gestorben, und die Andere noch am Leben, das ist schlimmer, als die Gleichgültigkeit der Egoisten, das ist die Fühllosigkeit des Thieres. Deine Mademoiselle Pinson ist ein Ungeheuer, und ich kenne nichts so Verächtliches, als Deine Grisetten, die Du rühmest.

Diese Sitten ohne Scham, diese Freundschaften ohne Gemüth!"

Der Barbier, welcher während dieser Gespräche schweigend zugehört hatte, und noch immer sein kaltes Eisen auf Marcels Kopfe herumspazieren ließ, lächelte mit boshafter Miene, als Eugen schwieg. Abwechselnd geschwätzig, wie eine Elster, oder vielmehr wie ein Perückenmacher, der er war, wenn es sich um böse Reden handelte, verschlossen und lakonisch wie ein Spartaner, sobald die Geschäfte im Spiele waren, hatte er die vorsichtige Gewohnheit angenommen, Anfangs immer seine Kunden sprechen zu lassen, bevor er sein Wort in die Unterhaltung mischte. Die Entrüstung, welche Eugen mit so heftigen Worten ausdrückte, bewogen ihn jedoch, das Schweigen zu brechen.

„Sie sind streng, mein Herr," sagte er lachend und gascognirend. „Ich habe die Ehre, Mademoiselle Mimi zu frisiren, und ich glaube, daß sie eine sehr ausgezeichnete Person ist."

„Ja," erwiederte Eugen, „in der That ausgezeichnet, wenn es sich um Trinken oder Rauchen handelt."

„Möglich," versetzte der Barbier, „ich sage nicht nein. Die jungen Personen lachen, singen, rauchen; aber es giebt auch deren, die Gefühl haben."

„Wo wollen Sie damit hinaus, Vater Caledis?" fragte Marcel. „Nicht so viel Diplomatie; erklären Sie sich ganz deutlich."

„Ich will sagen," erwiederte der Barbier, auf den

Hinterladen weisend, „daß dort drin an einem Nagel ein kleines schwarzseidenes Kleid hängt, welches die Herren ohne Zweifel kennen, wenn sie die Eigenthümerin kennen; denn sie besitzt keine sehr zusammengesetzte Garderobe. Mademoiselle Pinson hat mir heute früh mit Tagesanbruch dieses Kleid geschickt, und ich vermuthe, daß, wenn sie nicht der kleinen Rougette zu Hülfe gekommen ist, dieß nur unterblieb, weil sie selbst nicht im Gold schwimmt."

„Das ist sonderbar," sagte Marcel, indem er aufstand, und in den Hinterladen trat, ohne Rücksicht auf das arme Frauenzimmer mit dem gewürfelten schottischen Kleide; „Mimi's Lied hat also gelogen, weil sie ihr Kleid versetzt? Aber mit was Teufel wird sie denn jetzt ihre Besuche machen? Sie geht also heute nicht in Gesellschaft?"

Eugen war seinem Freunde gefolgt; der Barbier täuschte sie nicht; in einem staubigen Winkel, inmitten anderer Kleidungsstücke aller Art, hing demüthig und traurig das einzige Kleid von Mademoiselle Pinson.

„Es ist's wohl," sagte Marcel; „ich kenne dieses Kleid, da ich es vor achtzehn Monaten ganz neu gesehen habe. Es ist der Schlafrock, die Amazone- und die Paradeuniform von Mademoiselle Mimi. Auf dem linken Aermel muß ein kleiner Flecken in der Größe eines Fünfsousstückes seyn, vom Champagnerweine verursacht. Und wie viel haben Sie darauf geliehen, Vater Caledis? Denn ich vermuthe, daß dieses Kleid

nicht verkauft ist, und daß es in diesem Boudoir nur in der Eigenschaft eines Unterpfandes sich befindet."

„Ich habe vier Franks geliehen," entgegnete der Barbier, „und ich versichere Ihnen, mein Herr, daß dieß reine Nächstenliebe ist; jeder Andern hätt' ich nicht mehr als vierzig Sous vorgestreckt; denn der Lappen ist teuflisch dünn, man sieht durch, er ist eine magische Laterne. Aber ich weiß, daß Mademoiselle Mimi mich bezahlen wird; sie ist gut für vier Franks."

„Arme Mimi!" versetzte Marcel. „Ich wollte gleich um meine Mütze wetten, daß sie diese Summe nur geborgt hat, um sie Rougetten zu schicken."

„Oder um irgend eine Läpperschuld zu bezahlen," äußerte Eugen.

„Nein," sagte Marcel, „ich kenne Mimi; ich halte sie für unfähig, sich für einen Gläubiger auszuziehen."

„Auch möglich," entgegnete der Barbier. „Ich habe Mademoiselle Mimi in einer besseren Lage gekannt, als in jener, in welcher sie sich gegenwärtig befindet; sie hatte damals eine große Anzahl von Schulden. Man stellte sich täglich in ihrer Wohnung ein, um das zu nehmen, was sie besaß, und brachte es zuletzt wirklich dahin, ihr alle ihre Möbel zu nehmen, mit Ausnahme ihres Bettes; denn diese Herren wissen ohne Zweifel, daß man das Bett eines Schuldners nicht nimmt. — Nun aber hatte Mademoiselle Mimi damals vier sehr anständige Kleider. Sie zog sie alle vier an, eines über das andere, und legte sich mit ihnen in's Bett, damit

man sie ihr nicht wegnahm; daher wär' ich erstaunt, wenn sie, da sie heute nur mehr ein einziges Kleid hat, es verpfändete, um Jemand zu bezahlen."

„Arme Mimi!" wiederholte Marcel. „Doch, in Wahrheit, wie macht sie's denn? Hat sie also ihre Freunde getäuscht? Sie besitzt also ein unbekanntes Kleid? Vielleicht ist sie krank, weil sie zu viel Brodkuchen gegessen hat, und in der That, wenn sie im Bette ist, braucht sie sich nicht anzukleiden. Sey's wie immer, Vater Caledis, dieses Kleid mit seinen hangenden Aermeln, die aussehen, als ob sie um Gnade bäten, macht mir Kummer; hören Sie, nehmen Sie vier Franks von den fünfunddreißig Livres weg, die Sie mir eben vorgestreckt haben, und thun Sie mir dieses Kleid in eine Serviette, das ich diesem Kinde zurückbringe. Wohlan, Eugen," fuhr er fort, „was sagt Deine christliche Nächstenliebe dazu?"

„Daß Du Recht hast," antwortete Eugen, „zu sprechen und zu handeln, wie Du thust; aber daß ich vielleicht nicht Unrecht habe; ich wette darauf, wenn Du willst."

„Es sey," entgegnete Marcel; „wetten wir eine Cigarre, wie die Mitglieder des Jockeyclubs. Du hast jetzt nichts mehr hier zu thun. Ich habe einunddreißig Franks; wir sind reich. Gehen wir sogleich zu Mademoiselle Pinson; ich bin neugierig, sie zu sehen."

Er nahm das Kleid unter seinen Arm, und Beide gingen zum Laden hinaus.

7.

„Mademoiselle ist in die Messe gegangen," erwiederte die Portierin den beiden Studenten, als sie bei Mademoiselle Pinson angekommen waren.

„In die Messe!" rief Eugen überrascht.

„In die Messe!" wiederholte Marcel. „Es ist unmöglich, sie ist nicht ausgegangen. Lassen Sie uns eintreten, wir sind alte Freunde."

„Ich versichere Ihnen, mein Herr," entgegnete die Portierin, „daß sie vor ungefähr drei Viertelstunden in die Messe gegangen ist."

„Und in welche Kirche ist sie gegangen?"

„Saint-Sulpice, wie gewöhnlich; sie fehlt dort keinen Morgen."

„Ja, ja, ich weiß, daß sie gerne betet; aber dieß dünkt mir bizarr, daß sie heute außer dem Hause seyn soll."

„Da kommt sie eben zurück, mein Herr; sie tritt in die Straße; Sie sehen sie selbst."

In der That kehrte Mademoiselle Pinson, aus der Kirche kommend, nach Hause. Kaum hatte Marcel sie erblickt, als er auf sie zulief, ungeduldig, ihre Toilette in der Nähe zu sehen. Sie trug statt des Kleides ein Unterröckchen von dunklem Kattun, halb versteckt unter einem Vorhange von grüner Sarsche, aus dem sie sich, so gut es ging, einen Shawl gemacht hatte. Aus diesem sonderbaren Aufputze, der übrigens wegen seiner dunklen Farbe keine Blicke auf sich zog, ragten ihr

holdseliger Kopf mit dem weißen Häubchen, und ihre kleinen Füße in Halbstiefeln hervor. Sie hatte sich mit so viel Kunst und Vorsicht in ihren Vorhang gehüllt, daß er wirklich einem alten Shawl glich, und daß man seine Einfassung fast nicht sah. Kurz, sie fand Mittel, selbst in diesem Trödelkrame zu gefallen, und um einmal mehr auf Erden zu beweisen, daß ein hübsches Frauenzimmer immer hübsch ist.

„Wie finden Sie mich?" sagte sie zu den jungen Leuten, indem sie ihren Vorhang ein wenig lüftete, und ihre zarte, in ihr Mieder gepreßte Taille sehen ließ; „das ist ein Morgenhauskleid, welches Palmyra mir gebracht hat."

„Sie sind reizend," erwiederte Marcel. „Meiner Treu, ich hätte nie geglaubt, daß man mit einem Fenstershawl so gut aussehen könne."

„Wirklich?" fragte Mademoiselle Pinson; „ich sehe doch ein wenig beladen aus."

„Mit Rosen beladen," versetzte Marcel. „Fast bedaure ich es nun, Ihnen Ihr Kleid zurückgebracht zu haben."

„Mein Kleid? Wo haben Sie es getroffen?"

„Wo es war, vermuthlich."

„Und Sie haben es aus der Sclaverei befreit?"

„Ei, mein Gott, ja; ich habe das Lösegeld dafür bezahlt. Zürnen Sie mir wegen dieser Verwegenheit?"

„Nein; ich werde es zu erwiedern suchen. Ich bin recht froh, mein Kleid wieder zu sehen; denn, offen zu

gestehen, es ist schon lange, daß wir Beide miteinander leben, und ich habe mich unmerkbar daran gewöhnt."

Also sprechend, wies Mademoiselle Pinson hurtig auf die fünf Stockwerke, die in ihr Kämmerlein führten, wo die beiden Freunde mit ihr eintraten.

„Ich kann Ihnen dieses Kleid jedoch nur unter einer Bedingung zurückgeben."

„Pfui doch!" erwiederte die Grisette. „Gegen eine Sottise! Bedingungen? Ich will deren nicht."

„Ich habe eine Wette gemacht," sagte Marcel; „Sie müssen uns offenherzig sagen, warum dieses Kleid versetzt war."

„Lassen Sie mich's also zuerst wieder anziehen," entgegnete Mademoiselle Pinson; „ich werde Ihnen dann mein Warum sagen. Aber ich bemerke Ihnen zum voraus, daß Sie, wenn Sie nicht in mein Vorzimmer ... in meinen Schrank oder auf die Dachrinne ... sich begeben wollen, während ich mich ankleide, sich das Antlitz verhüllen müssen, wie Agamemnon."

„Daran soll's nicht fehlen," sagte Marcel; „wir sind honneter, als man denkt, und ich werde selbst nicht einen Blick wagen."

„Warten Sie," versetzte Mademoiselle Pinson; „ich bin voll Vertrauen; aber die Weisheit der Nationen sagt uns, daß eine doppelte Vorsicht besser ist, als eine einfache."

Zu gleicher Zeit nahm sie ihren Vorhang ab, und breitete ihn sinnreich über den Kopf der beiden Freunde auf solche Art, daß sie völlig blind wurden.

„Weichen Sie nicht von der Stelle," sagte sie zu ihnen; „es ist augenblicklich geschehen."

„Nehmen Sie sich in Acht," entgegnete Marcel; „es ist ein Loch im Vorhange, ich bürge für nichts. Sie wollen sich mit unserm Worte nicht begnügen; folglich ist es zurückgenommen."

„Zum Glücke ist es mein Kleid auch," sagte Mademoiselle Pinson; „und meine Taille ebenfalls," fügte sie lachend bei, und den Vorhang auf den Boden werfend. „Armes, liebes Kleid! es scheint mir ganz neu zu seyn. Es macht mir ein Vergnügen, mich darin zu fühlen!"

„Und Ihr Geheimniß? Werden Sie es uns jetzt sagen? Wohlan, seyen Sie aufrichtig; wir sind keine Schwätzer. Warum und wie hat eine junge Person, wie Sie, verständig, ordentlich, tugendhaft und bescheiden, so mit einem einzigen Schlage ihre ganze Garderobe an einen Nagel hängen können?"

„Warum? Warum?..." antwortete Mademoiselle Pinson unschlüssig scheinend; dann faßte sie jeden der beiden jungen Leute am Arme, und sagte zu ihnen, sie zur Thüre drängend: „Kommen Sie mit mir, Sie werden es sehen."

Wie Marcel es erwartete, führte sie dieselben in die Straße de l'Eperon.

8.

Marcel hatte seine Wette gewonnen. Die vier Franks und das Stück Brodkuchen von Mademoiselle Pinson lagen mit den Resten von Eugen's Huhne auf Rougettens Tische. Die arme Kranke befand sich etwas besser; aber sie hütete noch das Bett, und wie groß auch ihre Dankbarkeit gegen ihren unbekannten Wohlthäter war, ließ sie doch diesen Herren durch ihre Freundin sagen, daß sie sie bäte, sie zu entschuldigen, und daß sie nicht im Stande sey, sie zu empfangen.

„Daran erkenne ich sie wohl!" sagte Marcel; „sie stürbe auf dem Stroh in ihrer Dachstube, und würde, ihrem Wasserkruge gegenüber, immer noch die Herzogin spielen."

Die beiden Freunde waren also, wiewohl unlieb, genöthiget, wieder nach Hause zurückzukehren, wie sie gekommen waren, nicht ohne unter sich über diesen Stolz und diese Bescheidenheit zu lachen, welche so sonderbar in einer Dachstube nisteten. Nachdem sie die Vorlesungen des Tages in der medicinischen Schule besucht hatten, speiseten sie miteinander zu Mittag, und machten mit Anbruch des Abendes einen Spaziergang auf dem italienischen Boulevard. Dort die am Morgen gewonnene Cigarre schmauchend, sagte Marcel: „Bist Du nicht nach alle dem zu gestehen gezwungen, daß ich im Grunde Recht habe, diese armen Geschöpfe zu lieben, und selbst zu achten? Betrachten wir unbefangen

die Sachen aus einem philosophischen Gesichtspunkte. Uebt diese kleine Mimi, die Du so sehr verleumdet hast, ihres Kleides sich beraubend, nicht ein lobenswürdigeres, verdienstlicheres, ich wage sogar zu sagen, ein christlicheres Werk, als der gute König Robert, als er einen Armen die Franse seines Mantels abschneiden ließ? Der gute König Robert hatte einerseits offenbar eine Menge von Mänteln; andererseits saß er an der Tafel, sagt die Geschichte, als ein Bettler, auf allen Vieren kriechend, sich ihm näherte, und mit der Scheere die Goldfranse vom Kleide seines Königs abschnitt. Die Frau Königin nahm die Sache übel, und der würdige Monarch, es ist wahr, verzieh dem Fransenabschneider großmüthig; aber vielleicht hatte er gut zu Mittag gegessen. Sieh, welch ein Unterschied zwischen ihm und Mimi! Als Mimi Rougettens Unglück erfuhr, war sie sicher nüchtern. Sey überzeugt, daß das Stück Brodkuchen, das sie von mir mitnahm, zum voraus bestimmt war, ihr eigenes Mahl zu bilden. Was thut sie nun aber? Anstatt zu frühstücken, geht sie in die Messe, und hierin zeigt sie sich wieder dem Könige Robert mindestens gleich, der sehr gottesfürchtig war, ich geb's zu, aber seine Zeit damit verlor, im Chore zu singen, während die Normannen den Erzteufel spielten. Der König Robert giebt seine Franse auf, aber es bleibt ihm doch der Mantel; Mimi schickt ihr ganzes Kleid dem Vater Calebis, eine unvergleichliche Handlung, in Erwägung, daß Mimi ein Frauenzimmer ist, jung, hübsch, koquett

und arm; und bemerke wohl, daß dieses Kleid ihr nöthig ist, um, wie gewöhnlich, in ihr Magazin gehen zu können, das tägliche Brod zu verdienen. Nicht nur beraubt sie sich des Stückes Brodkuchen, welches sie verzehren wollte, sondern sie versetzt sich auch freiwillig in die Lage, nicht zu Mittag zu essen. Bemerken wir ferner, daß Vater Caledis sehr weit entfernt ist, ein Bettler zu seyn, und auf allen Vieren unter den Tisch zu kriechen. Der König Robert, auf seine Franse verzichtend, bringt kein großes Opfer, weil er sie zum voraus ganz abgeschnitten findet, und es fragt sich noch, ob diese Franse schräg abgeschnitten war, oder nicht, und in einem Zustande, um wieder angenäht werden zu können; während Mimi, aus eigenem Antriebe, weit entfernt, zu warten, bis man ihr Kleid ihr stehle, von ihrem armen Leibe dieses kostbare, nützlichere Kleid reißt, als der Flitterstaat aller Bortenwirker von Paris. Sie geht aus, angethan mit einem Vorhange; aber sey überzeugt, daß sie so an keinen andern Ort, als in die Kirche gehen würde; sie ließe sich lieber einen Arm abnehmen, als sich so lächerlich gekleidet in Luxemburg oder in den Tuilerien sehen zu lassen; doch sie wagt es, sich Gott zu zeigen, weil dieß die Stunde ist, in der sie täglich betet; glaube mir, Eugen, in diesem einzigen Unternehmen, mit ihrem Mantel über den Platz Saint-Michel, durch die Straßen Tournon und Petit-Lion, wo sie Jedermann kennt, zu gehen, liegt mehr Muth, Demuth und wahre Religion, als in allen Lobgesängen

des guten Königs Robert, von dem doch die ganze Welt spricht, vom großen Bossuet bis zum platten Anquetil, während Mimi in ihrem fünften Stockwerke unbekannt sterben wird, zwischen einem Blumentopfe und einem Saume."

„Desto besser für sie," erwiederte Eugen.

„Wenn ich nun," sagte Marcel, „zu vergleichen fortfahren wollte, könnte ich Dir eine Gegeneinanderstellung zwischen Mutius Scävola und Rougetten machen. — Glaubst Du wirklich, daß es einem Römer aus den Zeiten des Tarquinius schwerer sey, seine Hand fünf Minuten lang über ein Kohlenfeuer zu halten, als einer Grisette unserer Zeit vierundzwanzig Stunden nichts zu essen? Weder der Eine, noch die Andere hat geschrien; aber prüfen wir, aus welchem Grunde. Mutius befindet sich mitten in einem Lager, in Gegenwart eines etruskischen Königes, den er hat ermorden wollen; er hat den Stoß auf eine erbärmliche Art verfehlt, er ist in den Händen der Gend'armen. Was ersinnt er? Eine Prahlerei. Damit man ihn bewundere, bevor man ihn hänge, versengt er sich die Faust auf einem Brande; denn nichts beweiset, daß die Kohlengluth sehr heiß war, noch daß die Faust zu Asche fiel. Erstaunt über seine Großthuerei, verzeiht ihm der würdige Porsenna, und sendet ihn nach Hause. Es ist zu wetten, daß besagter Porsenna, einer solchen Verzeihung fähig, ein gutmüthiges Gesicht hatte, und daß Scävola vermuthete, er werde, seine Hand opfernd, seinen Kopf retten. —

Rougette dagegen erträgt geduldig die schrecklichste und langsamste aller Qualen, jene des Hungers; Niemand sieht sie. Sie ist allein auf einem Speicher, und hat Niemand, der sie bewundert, weder Porsenna. das heißt: den Baron, noch die Römer, das heißt: ihre Nachbaren, noch die Etrusker, das heißt: ihre Gläubiger, ja nicht einmal eine Kohlengluth, denn ihr Ofen ist erloschen. — Warum aber leidet sie, ohne zu klagen? Zuvörderst aus Eitelkeit, das ist gewiß; aber Mutius ist im nämlichen Falle; dann aus Seelengröße, und hier ist ihr Ruhm; denn wenn sie hinter ihrem Riegel still bleibt, so geschieht es gerade deßwegen, damit ihre Freunde nicht erfahren, daß sie stirbt, damit man nicht Mitleiden mit ihrem Muthe habe, damit ihre Kameradin Pinson, welche sie als gut und ganz ergeben kennt, nicht genöthiget sey, wie sie es gethan hat, ihr Kleid und ihren Brodkuchen ihr zu geben. Mutius, an Rougettens Stelle, hätte gethan, als ob er schweigend stürbe, dieß aber auf einem Kreuzwege, oder an der Thüre von Flicoteaux. Sein verschlossener und gespreizter Stolz wäre eine feine Manier gewesen, zu seinem Beistande ein Glas Wein und ein Stückchen Brod zu verlangen. Rougette, es ist wahr, hat um einen Louisd'or den Baron ersucht, auf dessen Vergleichung mit Porsenna ich bestehe. Aber siehst Du nicht, daß der Baron offenbar Rougetten einige persönliche Verbindlichkeiten schuldig ist? Dieß springt dem mindest Hellsehenden in die Augen. Wie Du es übrigens ver-

ständig bemerkt hast, es kann seyn, daß der Baron auf dem Lande ist, und dann ist Rougette verloren. Und glaube nicht, mit jenem nichtigen Einwurfe mir hier antworten zu können, den man allen schönen Handlungen der Frauenzimmer entgegensetzt, nämlich, daß sie nicht wissen, was sie thun, und daß sie der Gefahr entgegen rennen, wie die Katzen auf den Dachrinnen. — Rougette weiß, was der Tod ist; sie hat ihn an der Jenabrücke in der Nähe gesehen; denn sie hat sich schon einmal in's Wasser gestürzt, und ich habe sie gefragt, ob sie gelitten hatte? Sie sagte mir... nein, und sie hätte nichts gefühlt, als im Augenblicke, wo man sie wieder herausgefischt, weil die Schiffer sie bei den Beinen zogen, und ihr, wie sie sagte, den Kopf auf dem Rande des Schiffes raspelten."

„Genug," erwiederte Eugen; „verschone mich mit Deinen gräßlichen Scherzen. Antworte mir ernsthaft: Glaubst Du, daß so schreckliche, so oft wiederholte, immer drohende Prüfungen endlich irgend eine Frucht bringen können? Haben diese armen, sich selbst überlassenen Mädchen, ohne Stütze, ohne Rath, genug gesunden Menschenverstand, um Erfahrung zu haben? Ist ein Dämon in sie gefahren, der sie für immer dem Unglücke und der Thorheit weihet; oder können sie, ungeachtet so vieler Narrheiten, zum Guten zurückkehren? Da ist Eine von ihnen, sagst Du, welche betet; sie geht in die Kirche, sie erfüllt ihre Pflichten; sie lebt ehrlich von ihrer Arbeit; ihre Gefährtinnen scheinen sie zu

achten, und sogar Ihr schlechten Subjekte behandelt sie nicht mit Eurer gewöhnlichen Leichtfertigkeit. Wieder eine Andere geht unaufhörlich von Unbesonnenheit zu Elend, von Verschwendung zu den Schrecken des Hungers über; gewiß, sie wird lange der grausamen Lehren eingedenk bleiben, die sie empfängt. Glaubst Du, daß man mit klugem Rathe, mit einem geregelten Betragen, mit ein wenig Hülfe, aus solchen Frauenzimmern verständige Wesen machen könne? Wenn es so ist, sag's mir: eine Gelegenheit bietet sich uns dar; gehen wir geradenwegs zur armen Rougette; ohne Zweifel ist sie noch sehr leidend, und ihre alte Freundin an ihrem Pfühle. Entmuthige mich nicht, laß mich handeln. Ich will es versuchen, sie auf den guten Weg zurückzuführen, offenherzig mit ihnen zu sprechen; ich will ihnen weder eine Predigt halten, noch einen Vorwurf machen; ich will mich jenem Bette nähern, ihre Hand fassen, und ihnen sagen . . .“

In diesem Momente gingen die beiden Freunde bei dem Caffé Tortoni vorüber. Der Schattenriß der beiden jungen Mädchen, welche nahe an einem Fenster Eis zu sich nahmen, prägte sich in der Helle der Kronleuchter aus. Die Eine von ihnen schwenkte ihr Taschentuch, und die Andere brach in ein lautes Gelächter aus.

„Parbleu!“ sagte Marcel, „wenn Du mit ihnen sprechen willst, brauchen wir nicht so weit zu gehen; denn sie sind da; Gott verzeih mir! Ich erkenne Mimi

an ihrem Kleide, und Rougetten an ihrem weißen Federbusche, immer auf dem Wege der Naschhaftigkeit. — Es scheint, daß der Herr Baron die Sachen gut gemacht hat."

9.

„Und eine solche Thorheit," versetzte Eugen, „erschreckt Dich nicht?"

„Allerdings," sagte Marcel; „aber ich bitte Dich darum, wenn Du Uebles von den Grisetten sagen wirst, mach eine Ausnahme für die kleine Pinson. Sie hat uns zum Nachtessen eine Geschichte aufgetischt; sie hat ihr Kleid für vier Franks versetzt, sie hat sich einen Shawl aus einem Vorhange gemacht; und wer das sagt, was er weiß, wer das giebt, was er hat, wer das thut, was er kann, ist zu mehr nicht verbunden."

Alfred de Musset.

Vom Worte — Herr,

und von einigen seiner Anwendungen.

Man fragt oft, wer die Gelehrten und die Schriftsteller seyen, denen man das Wort Herr schulde, und welche Regel man befolgen müsse, wenn man von ihnen spricht, um nicht gegen die Schicklichkeiten einer artigen Gesellschaft zu verstoßen; diese Schwierigkeit ist im siebenzehnten Jahrhunderte nicht gehoben worden, und Menage scheint sehr überzeugt, daß man immer Herr

Arnauld und Herr Descartes sagen werde, worin er sich getäuscht hat, vorzüglich hinsichtlich des Zweiten.

Heut zu Tage ist es angenommen, daß man diesen ceremoniösen Titel dem Namen aller Lebenden beifügt, und was die Verstorbenen betrifft, dem Namen von allen jenen, deren Zeitgenosse man hat seyn können. Daher wären Voltaire und Montesquieu für einige Greise noch Herr von Voltaire und Herr von Montesquieu. Der Charakter der Person und ihres Talentes modifizirt jedenfalls sehr diese Uebereinkunft in der gewöhnlichen Anwendung.

Die großen Männer verlieren viel früher, als Andere, das Herr, weil die Einbildungskraft sich leicht daran gewöhnt, die Domäne ihres Rufes auf Kosten vergangener Zeiten zu vergrößern, und sie zum voraus mit dem classischen Klostergelübden zu vermengen. Ich könnte mich nicht enthalten, ohne Formel zu schreiben: Bernardin de Sainte-Pierre, Chateaubriand, Lamartine, Beranger, Victor Hugo; und es dünkt mir, daß das Gegentheil unanständig wäre, da diese Licenz, welche eine bei der Mittelmäßigkeit übel angebrachte Vertraulichkeit bezeichnet, nur der Ausdruck einer Huldigung ist, die man dem Genie bringt. Viele berühmte Männer unserer Zeit werden lange Herren seyn. Jene sind nicht mehr dabei. Ich will noch beifügen, daß ein auserlesenes, aber freiwilliges, und vielleicht bis jetzt unerklärtes Zartgefühl darin liegt, den Titel Herr gewissen außerordentlich tugendhaften Männern zu be-

wahren, welche große Stellungen in der Welt eingenommen haben, die jedoch die Uebung der Tugend so hoch über bürgerliche Würden gestellt hat, daß ihr Name in den Augen der Geschichte ihre vorzüglichste Empfehlung geblieben ist. Es wäre nicht überraschend, wenn die Nachwelt noch sagen würde: Herr von Malesherbes, Herr Lainé, Herr von Martignac, wie wir sagen: Herr von Harlay und Herr von Thou.

Charles Nodier.

Von der Welt in Paris, und von den Personen der Welt.

1.

Ueberall, wo Sie zwanzig bis zweihundert Personen sich versammeln sehen, die sich nicht kennen, bei Leuten, die sie nicht viel kennen, und überall, wo man Dinge spricht, welche weder denjenigen interessiren, der sie spricht, noch jene, die sie anhören, aus dem guten Grunde, weil man zu Leuten, die man nicht kennt, nur das sagt, was man zu Jedermann sagen kann, — und weil nur das interessant zu hören ist, was Niemanden gesagt werden kann, — sehen Sie, das ist, was man die Welt *) in Paris nennt.

*) Die Franzosen verstehen unter Welt (le monde) zunächst die Gesellschaft; es giebt eine große Welt, eine schöne Welt; — Bezeichnungen, die wir auch im Deutschen anwenden; — mit „Welt" bezeichnen sie auch die erste Classe der Gesellschaft der Reichen. A. d. Ueb.

Die Welt sehen, in die Welt gehen, o gute Leute, die Sie wahrscheinlich nicht zur Welt gehören, und niemals dazu gehören werden, heißt nicht: auf den Straßen herumlaufen, oder sein Dorf verlassen, oder einen Paß in's Ausland nehmen, auch nicht einmal zu einem Freunde gehen, um dort andere Freunde zu treffen; es heißt: mit einiger Ceremonie in ein Haus gehen, wo Sie viele Leute finden werden, nach deren Namen Sie werden fragen müssen, wenn Ihnen daran liegt, sie zu erfahren; auch müssen wir Ihnen bemerken, daß Ihnen diese Namen manchmal Niemand, und vielleicht selbst nicht der Herr des Hauses sagen könnte. Eine Zusammenkunft, was immer für eine sie sey, wo lauter Leute sich treffen würden, die sich kennten — und sich liebten, — wäre das nicht, was die Welt in Paris ausmacht. Eine Zusammenkunft zu einem Zwecke, aus einer besondern Ursache, ist nicht die Welt. — Man speiset nicht zu Mittag in der Welt. — Man geht nicht in die Welt, wenn man auf einen Hochzeitball, zu einer diplomatischen Soiré, zu einem Minister geht. Man ist nicht in der Welt, wenn man in den Tuilerien ist, — im Schlosse, wollen wir sagen.

Nur in Paris geht man in die Welt. In der Provinz begnügt man sich noch, zu gehen, wohin man geht, auf den Ball oder zur Soiré bei Herrn oder Madame ***. Nicht die Welt ist's, was man dort sucht, sondern die Gesellschaft. Das Wort, gewiß, ist provinziell; aber außer daß es neben dem andern wich-

tigen Worte — die Welt! — sich bescheiden ausnimmt, genießt es den Vortheil, einen Sinn zu haben, und das auszudrücken, was es sagen kann.

In Paris giebt es Zusammenkünfte, aber keine Gesellschaft. Die Leute der Welt sehen sich einen ganzen Winter hindurch in einem Salon, dann in einem andern; sie grüßen sich dort, wie man sich in der Welt grüßt, wenn man, zum Beispiele, sich auf den Fuß getreten hat, wenn man seinen Platz verläßt, um einen andern zu nehmen, endlich wenn man sich genirt, oder wenn ein Zufall Sie einander nähert, oder auch vor und nach einer Partie Ecarté, Whist oder Bouillote. Aber einmal auf der Straße, kennt man sich nicht mehr.

„Kennen Sie den und den Herrn?“

„Mein Gott, nein; ich hab' ihn in der Welt gesehen.“

Sie haben zwanzigmal mit der schönen Frau von C... getanzt; Sie haben sich vielleicht nicht begnügt, ihr zu sagen, wie Jedermann und mit den nämlichen herkömmlichen Formeln, daß es heiß sey, daß sie schön sey, daß ihr Kleid von Sammet sey, und auch ihre Augen; — sondern Sie haben mit den Fingerspitzen ihre reizenden Finger berührt; — Sie haben sie mehr oder weniger in Ihren Armen gehalten, je nachdem Sie ein bescheidener Walzer sind, oder nicht; — sey's aus Vergnügen, sey's aus Müdigkeit, kurz, ihr Herz hat an Ihrem Herzen geschlagen; — Sie haben sie sehr nahe angeschaut. Ihre Augen auf ihren Augen, wie man in

der Tiefe der Seele liest, woferne Sie zu lesen verstehen. Sie kennen Frau von C... nicht. Sie kennen sie nicht näher, als alle Frauen, an denen Sie auf den Boulevards vorübergehen, und Frau von C... kennt Sie noch weniger, als Sie sie kennen. Würden Sie Frau von C... grüßen, so wäre sie dadurch beleidiget, und mit Recht. Daraus folgt, daß wer in der Welt das Mehr kann, nicht das Mindere kann, und daß man nicht immer das Recht hat, — höflich zu seyn. . . .

Um das Uebliche ist's doch eine hübsche, vernünftige Sache! Heißt dieß sagen, daß es Ihnen zu nichts nützt, mit Frau von C... gewalzt zu haben, und daß sie ungestraft an Ihnen einen vortrefflichen Walzer und etwas kecken Plauderer gefunden? Nein, gewiß. Wenn man nur walzte, um zu walzen, wer würde walzen? Aber ich wiederhole Ihnen, daß Frau von C... Sie niemals kennen, oder wenigstens niemals wieder erkennen wird: denn man kann sich noch kennen, aber sich wieder erkennen! nein! — Was sagen Sie? Ei! mein Lieber, würden Sie ihr Liebhaber werden, wären Sie es, sie hätte doch nie einen Gruß für Sie! Was würde man von einer Frau sagen, die — ihre Tänzer wiedererkennen würde! . . . .

Die Welt ist ein Ort, wo Alles so wenig das ist, was Alles dort seyn sollte, daß der Honneteste sich dort nicht an seinem Platze fühlen, daß der Ehrenwertheste nicht wissen kann, welches Benehmen er dort beobachten

soll, daß der Geistreichste dort das Gesicht eines Dummen zeigen kann. Nur die Dummen oder die Gecken fühlen sich dort behaglich, — vielleicht weil sie dort zahlreich sind. Wir sprechen nicht von den Frauen, vorzüglich von den schönen Frauen, die wohl überall sind, überall wo sie hübsch sind. Sie gehen in die Welt; Sie sind in der Welt gewesen, Sie gehen nach Hause; was haben Sie daraus mitgebracht? — Denn im Grunde ist nicht Jedermann der Tänzer von Frau von C..., obgleich Frau von C..., sagt man, mit Vielen walzt.

Ah! — Sie haben Frau von Z* gesehen, die geistvolle und kluge Frau von Z*, die Frau des Herrn Grafen von Z*, ihres Gatten, — so berühmt wegen der musterhaften Treue, die sie bewahrt — dem Herrn von R*! Aber Frau von Z* hat Sie nicht gesehen; aber Sie sind weder Herr von R*, selbst nicht der Herr Graf von Z*!

Wer ist jener Herr, dem Sie eben so zärtlich die Hand gedrückt haben?

Antwort. Es ist B....

„Wie, B*!“

„Was wollen Sie, mein Lieber? in der Welt ... und dann: dieser B* ist ein gefährlicher Mensch! er hat zwei Journale; ich weiß wohl, daß Beide kein Paar bilden, er schreibt aber, oder läßt schreiben, mit zwei Händen, bald weiß, bald schwarz, im Namen einer gewissen Moral, der es nie an Gefügigkeit gebricht. Hoch-

müthig auf seiner Streue, und demüthig auf dem Teppiche Anderer, ist er ein Hausthier, das sich die Mienen eines Ebers giebt. Er ist dumm, neidisch, häßlich, boshaft, aufgeblasen, und noch dazu schlecht erzogen. Vergossene Tinte fürcht' ich mehr, als das Blut! Das ist ein Mensch, von dem man seyn muß . . ."

„Der Feind?"

„Nein!"

„Was denn?"

„Der Freund, mein Lieber!"

(Wer hat denn zu sagen gewagt, daß die Welt — ein böser Ort ist, den man eingesteht!)

„Und jener Andere, den Sie mir eben so wohlwollend empfohlen und vorgestellt haben?"

„Das ist ein Auditor im Staatsrathe."

„Weiter?"

„Er hat dreißigtausend Franks Einkünfte."

„Weiter?"

„Sein Vater ist königlicher Prokurator."

„Aber, mein Lieber, Sie antworten mir nicht; ist's in guter, würdiger, ehrenwerther Mann, ein Mann, en man empfangen kann?"

Antwort. Er wird seinen Onkel beerben, der sehr eich ist.

2.

Es giebt Leute, die in die Welt gehen, das heißt, e sich zeigen wollen, um nicht gesehen zu werden, be-

trachten, um nicht zu sehen, hören, um nicht zu vernehmen; die tanzen wollen, um zu tanzen, in einer Pastourelle figuriren, um die Figur zu spielen, die man spielt, wenn man in einer Pastourelle tanzt, ohne einen geheimen Grund, einen verborgenen Grund, einen sehr wichtigen Grund zu haben; ohne irgend einem Zwange oder einer Leidenschaft nachzugeben, kurz lediglich nur, um alles das zu thun, was wir so eben gesagt haben, und die, haben sie einmal den Salon verlassen, mit ihren Wünschen die Stunde beschleunigen, wo sie werden dahin zurückkehren können! Dieß sind vielleicht die einzigen Leute, die man treffend mit jenem Namen bezeichnet, den Einige beneiden: die Leute der Welt! Von diesen sag' ich wahrlich — daß sie in der Welt sind, — daß sie ihr angehören, daß sie ihren Namen verdienen, den sie sich erworben haben, daß ihnen nichts fehlt, als Lieblohn und eine Livré!

Der ächte Mann der Welt heut zu Tage ist oder muß der Mann seyn, in einer Gesellschaft Alles zu thun; er ist der Verwendete zu Bouqueten, zu Contretänzen, zu kleinen Dienstleistungen, zu Fächern, zu Wagen, zu Shawls; er ist charmant, er ist nützlich, er ist das Factotum; Alles geht ihn an, — zum Beispiele die Nadel, welche Sie eben verloren haben, und der Bleistift, der Ihnen fehlt. Sie haben den Namen Ihres Tänzers, seines Nebenbuhlers, vergessen! Wie er diesen Namen weiß, sagt er Ihnen denselben; sein Nebenbuhler ist gerettet.

Sie taugen zu nichts, Sie versehen in der Welt, ich sage nicht keinen Dienst, sondern keinen Platz; dennoch, so wenig Sie seyn können, müssen Sie doch etwas seyn; Sie sind reich, übrigens, ich geb's zu, — Sie grüßen nach Gebühr; Ihr Friseur frisirt Sie zweimal täglich, gerade wie er sich selbst frisirt; Ihr Schneider kleidet Sie mit Geschmack, und Ihr Tanzmeister hat Sie Alles gelehrt, was man von einem Tanzmeister lernen kann; mit einem Worte, Sie wissen in einen Salon hinein, und aus ihm heraus zu gehen, und nöthigenfalls darin zu verweilen; ferner sind die Pferde nicht übel, welche Sie am Thore erwarten: Sie sind ein Mann der Welt. Und dieß ist, im Grunde genommen, eine Eigenschaft, weil es Ihnen bis auf einen gewissen Punkt erspart, gar nichts, oder der erste Ankömmling zu seyn. Ich weiß, daß man den Mann der Welt hat erhöhen, und aus ihm machen wollen — dieß hieße vielleicht etwas aus ihm machen — den Mann von vorzugsweiser Lebenskunst und von vollendeten Manieren, den wohl erzogenen Mann, und, um Alles zu sagen, den Nachfolger jener Edelleute aus einer andern Zeit, die auf den Hof und die Stadt durch die einzige Macht ihres guten Geschmackes und durch die einzige Verführungskraft ihrer Person, eine wahre Herrschaft übten; aber man hat unrecht gehabt. Dieser Mann der Welt, wenn er existirt, ist ein Modell, das keine Copie gehabt hat, oder vielmehr ein Ideal, und der-

jenige, den man träumt, aber nicht jener, welcher ist. Man nenne mir Einen, in der That, einen Einzigen, der nichts Anderes ist, als ein Mann der Welt, dessen ganzer Stand darin liege, ein Mann der Welt zu seyn, und der dadurch allein jene wirkliche Geltung, jene Wichtigkeit, jenes Gewicht besitze, welches ehedem einige von jenen vornehmen Herren hatten, denen es wirklich genügte, das zu seyn, was sie waren, um, ohne irgend ein Amt, etwas Ansehnliches im Staate zu bleiben.

Man könnte also vielleicht mit Recht sagen: „Entweder giebt es heut zu Tage keine Männer der Welt mehr, in der vorbildlichen und ausschließlichen Bedeutung dieses Wortes, keine vornehmen Herren, da jene, die es seyn könnten, größtentheils den guten Gedanken haben, selbst irgend ein nützlicheres Geschäft zu betreiben; — oder daß man unter dem Worte Mann der Welt lediglich Denjenigen verstehen muß, dessen Einheit, andern Einheiten seiner Gattung beigefügt, jene zahlreiche Classe bildet, von welcher wir gesprochen haben, und welche man unter der allgemeinen Rubrik — die Leute der Welt — aufführen muß.“

3.

Da der Geist in der Welt darin besteht, zu sprechen, ohne etwas zu sagen, und dieser Geist speziell jener der Leute ist, die keinen haben, folgt daraus, daß die Welt ein Theater ist, auf welchem die Figuranten, die Comparsen, die dritten Liebhaber, die leichten Te-

nore, die Debütanten und die Zöglinge, auf den ersten Anblick, die ersten Rollen zu spielen, und die ganze Bühne einzunehmen scheinen, — während die Chefs des Geschäftes gewöhnlich schweigen, oder sich begnügen, ihre Ersatzrollen zu soufflieren, wenn sie nicht anders können.

Das Stück, welches dort gespielt wird, ist also, dem Anscheine nach, immer das nämliche, und eines von jenen, die man Vorhangaufhebungen nennt; aber Derjenige, der nur sieht, was man ihm zeigt, der nur weiß, was man ihm sagt, der nicht aufschaut, wie die Kinder, als bis man ihm zugerufen hat: Es ist geschehen! dieser hat nie etwas gesehen, und nie etwas erfahren. Zu gleicher Zeit mit diesem sichtbaren Stücke spielt sich ein unsichtbares Stück, und dieses unsichtbare Stück ist es, welches so viel Interesse, und bisweilen ein so seltsames und so mächtiges Interesse jenen faden und banalen Zusammenkünften verleiht, die man die Zusammenkünfte der Welt nennt.

Dieses unsichtbare Stück ist ganz abseits, in den Coulissen und im Saale, mehr als auf der Bühne; es liegt in einer Geberde, in einem Blicke, im Schweigen. Es spielt nicht, es spricht nicht, es macht vielleicht Geberden, oder vielmehr es macht keine Geberden, es denkt, es ist stumm; es ist, mit einem Worte, obwohl es ist, als ob es nicht wäre. Es ist drollig, es ist schrecklich, es ist bewundernswürdig! es wäre vollendet, wenn es gespielt werden könnte, und wegen des Theatercoup, den man in seiner furchtbaren Schönheit sehen würde, ist

es diese Vereinigung von Drama und Comödie, welche auch unsere modernen Verfasser suchen.

Aber es wird niemals gespielt werden, weil ihm stets eine Person fehlen wird, die — vielleicht glücklicherweise — unserer Gesellschaft immer gefehlt hat.

Diese Person wäre: — die Wahrheit!

Was glauben Sie wohl, daß sich ereignen würde bei dem plötzlichen und furchtbaren Eintritte des Lichtes, — der Klarheit, — der unverschleierten Wahrheit mitten unter alle diese Lügen, alle diese Finsternisse, alle diese Hirngespinste, alle diese kleinen und großen Geheimnisse, auf denen in Frieden ruhet und abermals ruhet, viele glauben es wenigstens, das, was man unser sociales Gebäude nennt.

Sehen Sie endlich Jeden das werden, was er ist, nämlich das, als was man ihn niemals gesehen hat. Diesen Mann ohne Frau, diese Frau ohne Mann; diese in den Armen eines Unbekannten, und zurückgefordert von einem Andern oder mehreren andern Unbekannten; jenen zu den Füßen einer Frau, mit welcher er niemals gesprochen hat; diesen Vater, sein Kind verläugnend, dieses Kind nach dem Namen seines Vaters fragend; diese artigen Leute, die sich beschimpfen, sich erwürgen, ohne ein Wort zu sprechen; diese lächelnden Frauen, preisgegeben allen Dämonen, welche verhaltene Leidenschaften in die Herzen verschließen — und diese Dämonen entfesselt!

Hermione lacht dem Orestes in's Gesicht, und sucht

im Saale einen passenderen Helden, vielleicht Pylades; Eteocles und Polynices, schwarz gekleidet, streiten um das väterliche Erbe; Agnes spricht von ihren Kindern, und Julie, die sanfte und keusche Julie, vollbringt es in einer Stunde des Wahnsinnes, und ersetzt Saint-Preux — durch einen Soldaten! Lauter Dinge übrigens, aus denen man schließen könnte, daß in diesem Fasching, der das ganze Jahr hindurch dauert, und welchen man die Welt nennt, eine einzige Sache wahrhaft unerläßlich sey, — die Maske!

Und wer weiß auch, ob diese gewöhnliche und allgemeine Wahrheit, die ich mit Jedermann auf dem Grunde seines Ziehbrunnens suchen will, wer weiß, ob sie nicht vor einer noch wahrern Wahrheit erbleichen würde, vor jener, die aus dem Grunde der Gemüther, und aus dem Innern eines Jeden käme? — Für eine erhabene Ergebenheit wie viel Verräthereien! Für ein makelloses Leben wie viele besudelte Existenzen! Für ein gesundes Gewissen wie viele moderige Gewissen! Für einen Gewissensbiß, diese Tugend der Schuldhaften, wie viele schamlose Laster!

Und fast überall, anstatt der Liebe, die gerade wie das Feuer Alles läutert, die unerwartetsten Sympathien, die unglücklichsten Vereinigungen, die überspanntesten Leidenschaften!

Aber nur geschmeichelte Porträte sind ähnlich; — dieses Porträt ist nicht ähnlich.

Jeder also von denen, die mich lesen, schaue um

sich. Und glücklich, glücklich oder blind Derjenige, für den ich mich täusche!

Inmitten aller dieser Unordnungen, Töchter der Lüge, wer wohl würde zuerst es wagen, den Stein auf alle jene jungen und alten Thoren zu werfen, die von einer durchaus neuen Gesellschaft träumen, von einer neuen Organisation, einer vielleicht unmöglichen, wovon aber wenigstens die Liebe nicht wäre — das nothwendige Element, die einzige Bürgschaft.

4.

Was werde ich Ihnen noch, was werde ich Ihnen endlich von der Welt sagen? — Wenn nicht, daß es in Paris eine unermeßliche Menge — von Welten giebt. Jene, welche jede dieser Welten bewohnen, werden nicht ermangeln, Ihnen das Gegentheil zu sagen, und bestätigen, daß es deren nur eine gebe, welche die ihrige ist, welche die gute, die einzige ist.

Dieß beweiset nur Eines, nämlich, daß alle diese Welten, die nur sich selbst sehen, welche die Augen inwendig haben, wie gewisse Philosophen, sich einander nicht kennen, oder mindestens, wenn sie sich kennen, es gut finden, sich zu verläugnen.

Alle diese unbekannten Welten bilden einander, was man — das Pariserfirmament nennen könnte.

An diesem Firmamente befinden sich, wie an jedem gut eingerichteten Firmamente, Gestirne jeden Ranges, Monde und Sonnen, Kometen und Planeten, Fixsterne

und ziehende Sterne. Es hat seine Wirbelwinde, seine Erscheinungen, seine Meteore, seine Phänomene und seine Finsternisse, seine Jahreszeiten, seine Monate, seine Tage und seine Jahre, seine Regen endlich, und sein schönes Wetter.

Die Mehrheit der Pariser Welten, ihre Verschiedenheiten und ihre Aehnlichkeiten, die Vergleichung ihrer Gebräuche und ihrer Farben, würden einem Beobachter ein eben so geistvolles Buch liefern, und das vielleicht ganz eben so viel Wissenschaft erfordern würde, als das vortreffliche Buch von Fontanelle über die Mehrheit der physischen Welten.

Reisen Sie in diese Welten, und Sie werden mit Erstaunen entdecken, daß, wie nahe sie sich auch seyn mögen (es hindert nichts, daß es deren vier oder fünf im nämlichen Hause giebt), die nämlichen Abgründe des Unendlichen sie trennen. Diese Abgründe läugnen, hieße die Elasticität der Ausdehnung läugnen, und die Entfernungen verkennen, welche ein Stockwerk von einem andern Stockwerke scheiden, ein Quartier von einem andern Quartier, den Mann von dreimalhunderttausend Franks Einkünfte von dem Manne, der vom Kredit lebt, den Reichen vom Armen.

Wenn man aber annimmt, daß ein Salon, nämlich etwas wie ein Durchgangsort, die Welt sey, erstaunt man sonach, daß für den Bauer, der nie aus seinem Dorfe herausgekommen ist, dieses Dorf die Welt sey,

das heißt: der Ort, wo er geboren wurde, wo er geliebt, gelitten, gearbeitet hat, wo sein Väter gestorben ist, wo er selbst sterben wird;

daß der Berg mit seinen unendlichen Fernsichten die Welt des Bergbewohners sey;

daß das grenzenlose Meer die Welt des Seemannes, und der balsamische Wald jene des Wilden sey, wenn es, ach! anders noch Wilde giebt!

5.

Wir haben gesagt, was die Leute der Welt sind; müssen wir sagen, was sie nicht sind? — Oder sollen wir mit ihnen schließen, weil sie nichts von dem sind, was etwas ist? — Nehmen Sie dieselben aus dem Salon heraus, wo sie kommen und gehen, löschen Sie die Kerzen aus, — und es bleibt nichts davon, — und so ganz nichts, daß ich wahrhaftig glaube, daß sie, mit Ausnahme jener seltenen Momente, in denen sie glänzen, wie man in der Welt glänzt, — nämlich ohne zu erleuchten, ohne zu erwärmen, ohne zu erzeugen . . . wirklich das Glück genießen, nirgend zu seyn, — woferne jedoch nicht die Frauen, deren Männer sie sind, denn sie können verheirathet seyn, — in welchem Falle sie ihrem Titel als Mann der Welt alle jene beizufügen haben, auf die ein verheiratheter Mann Anspruch machen kann, — woferne nicht, sag' ich, ihre Frauen mit jenen ihrer Kleinodien, die den hellen lichten Tag nicht vertragen, mit ihren Schmucksachen von

Stras *) sie in irgend einem Winkel ihrer Wohnung angefesselt haben.

6.

Wenn nun etwas veranlassen könnte, die Welt zu billigen, ihre Verkehrtheiten zu entschuldigen, selbst ihre Laster zu dulden, so wäre es, weil sie beseelt, besucht, durchschritten wird... von der Frau der Welt, auf die sich nichts von allem dem bezieht, was wir eben von den Leuten der Welt und von dem Manne der Welt gesagt haben.

Ein Mann der Welt hätte immer etwas Besseres zu thun, als ein Mann der Welt zu seyn; aber ein Frauenzimmer, was wäre es, wenn, — nachdem es den Tag über gewesen ist, was ein Frauenzimmer seyn soll, nämlich eine zärtliche Mutter, eine aufmerksame Gattin, eine Schwester, eine Braut, wahrlich eine treue Geliebte, — wenn es, nach Anbruch des Abendes und Erfüllung ihres süßen Berufes, — nach Nothdurft — nicht ein wenig in diese Welt käme, die wir so sehr tadeln; aber noch mehr tadeln würden, wenn die Holde sich dort nicht einfände?

Die Frau der Welt, nämlich die Frau, welche die Honneurs ihres Salons, ihres Vermögens, ihres Geistes, ihres Anstandes und ihres Herzens vor-

---

*) Die bekannten künstlich nachgemachten Edelsteine.
D. Ueb.

trefflich macht, hat mit dem Manne der Welt nichts gemein.

Die Frau, welche der Frau das ist, was dem Manne ist — der Mann der Welt, — ist, es thut mir für sie leid, die Frau, deren Schönheit so banal, so öffentlich geworden ist, daß sie für eine Frau nach der Mode gehalten wird.

Die Frau der Welt kannst Du lieben, Leser, und dabei bleiben, was Du bist, nämlich der gute und einfache, und vielleicht geistvolle Junge, den ich mir vorstelle. — Aber wer würde es wagen, die Frau nach der Mode zu lieben! — wenn nicht der Eitelste! der Albernste und Hirnloseste unter allen jenen schönen Jünglingen, an denen Paris einen Ueberfluß hat, und die groß damit thun, Männer der Welt in dem zu seyn, was dieses Wort Gutes und Schmeichelhaftes bezeichnet, weil sie ihre Tage in einem Stalle, — ihre Abende in dieser Welt, von der wir gesprochen haben, zubringen, — und ihre Nächte... man weiß nicht wo!

P. J. Stahl.

Blick auf die Hölle

in Bezug auf Paris.

„Alles dieß ist schön und gut," — rief Satan aus, dieses letzte Bulletin empfangend, und an seine Umgebung sich wendend, deren Haltung ihm mehr Befrie-

digung auszudrücken schien, als der Umstand erlaubte, — „und es würde mir ohne Zweifel übel anstehen, mich zu beklagen, wenn Eure Herrlichkeiten in die Hände klatschen.

„Aber es dünkt mir, meine Herren Teufel, daß unser Gesandter auf Erden es sich sehr bequem macht, und daß, wenn wir in dieser Angelegenheit Jemand zu loben haben, er es sicher nicht ist, wohl aber sind's arme Sterbliche, denen er alle Pflichten seines Amtes aufzubürden für bequem erachtet hat.

„Weil unsere königlichen Lippen weniger gegähnt haben, seitdem wir auf den Einfall gerathen sind, mit der Erde uns in Verkehr zu setzen, sollen wir deßwegen alle Fünf gerad seyn lassen, und vergessen, daß wir da oben, auf Staatskosten und ferne von jeder Controle, einen untreuen Diener unterhalten!

„Was denkt man von Flämmchen um mich her? Ist hier Jemand, der sich einbildet, daß wir die vollständige Antwort besitzen, die man auf die Frage geben kann: „„Was ist Paris?““ Von wem haben wir, was wir wissen? Und wer wird uns sagen, was wir nicht wissen? Wer verbürgt uns, daß die Schilderung, die man uns gemacht hat, getreu sey, und daß, ungeachtet des guten Willens, den sie im wechselseitigen Zerreißen bethätigen, die braven Leute, die uns schreiben, aufrichtig seyen?

„Ich wäre, parbleu, sehr vergnügt, wenn man mir sagen könnte, ob es auf der Welt irgend ein ange-

nehmeres Metier gebe, als jenes sonderbare Metier eines Redacteurs en Chef, welches der Schuft, den wir so thöricht mit unserm Vertrauen beehret haben, zu wählen gewußt hat? — Und, meiner Treu, es lohnte sich wohl der Mühe, die Kosten eines Gesandten aufzuwenden — da, wo ein Kammerdiener genügte!"

Flämmchen, in seiner Eigenschaft als Satans Liebling, zählte nothwendigerweise nur Freunde in der Hölle. Daher, als sie den furchtbaren Zorn ihres Gebieters sich gegen ihn auf eine so unvermuthete Weise wenden sahen, war die Gemüthsbewegung, welche alle diese guten Freunde fühlten, so schmerzlich, daß kein Einziger die Kraft fand, den Mund zu seiner Vertheidigung zu öffnen.

Nun erhob sich Satan inmitten des allgemeinen Schweigens und Schreckens:

„Da hier Jeder schweigt, so höre man mich an," sagte er; „ich will sprechen, und möge Flämmchens Beispiel Jedermann zur Warnung dienen, der ihm nachzuahmen versuchen möchte."

Hierauf zum Hauptmanne seiner Leibwache sich wendend, sagte er zu ihm:

„Herr Hauptmann, nehmen Sie vier von Ihren Teufeln, wählen Sie dieselben unter den Entschlossensten, reisen Sie ohne Verzug hinauf, und bringen Sie mir von dort Flämmchen todt oder lebendig zurück."

Und als der Hauptmann zum Zeichen der Unterwürfigkeit sich verbeugte, sagte Satan, dessen Stimme sich plötzlich besänftigte:

„Ich werde Ihren Hörnern noch ein Horn beifügen, wenn Sie der wichtigen Mission, die ich Ihnen anvertraue, gebührend sich entledigen."

„Ah! Sire," erwiederte der Hauptmann.

St.